Alpenvereinsjahrbuch

BERG 2016

Zeitschrift Band 140



© Heinz Zak



Alpenvereinsjahrbuch

Berg 2016

Zeitschrift Band 140

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen

Redaktion
Anette Köhler, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhalt





Editorial: „Das Werk eines Augenblicks“ >> *Anette Köhler* **6**

BergWelten: Karwendel

Der Reiz des Unscheinbaren. Wandern und Bergsteigen im Karwendel >> *Heinz Zak* **10**
Schatzsuche im Vorkarwendel. Erlebnisse links und rechts des Rißbachs >> *Joachim Burghardt* **24**
Silber, Blei und weißes Gold. Zur Geschichte des Bergbaus >> *Hanspeter Schrattenthaler* **32**
Zwischen Albtraum und Wahnsinn. Die Klettergeschichte des Karwendels >> *Andi Dick* **40**
Im Schatten der großen Wand >> *Rudolf Alexander Mayr* **52**
Jäger und Sammler des Augenblicks. Ein Karwendel-Tag mit Heinz Zak >> *Georg Hohenester* **64**

BergFokus: Hütten im Gebirge

Geborgen inmitten der Wildnis. Zu Sinn und Bedeutung unserer Alpenvereinshütten >> *Martin Scharfe* **72**
Geordnete Verhältnisse. Woher kommen unsere Hüttenregeln? >> *Martin Achrainer* **82**
Schutz-Hütten. Denkmalpflege bei Alpenvereinshütten >> *Susanne Gurschler* **88**
Gebaut für das Vaterland. Schutzhütten und Politik an der deutsch-italienischen Sprachgrenze >> *Florian Trojer* **96**
Neue Hütten baut das Land. Moderne Hüttenarchitektur in den Schweizer Alpen >> *Marco Volken* **104**
Konflikt in luftigen Höhen. Debatten um zeitgemäße Hüttenarchitektur >> *Susanne Gurschler* **112**

BergSteigen

Höher, härter, schneller. Sonst noch was? Alpinismus-Highlights 2014/2015 >> *Max Bolland* **120**
And the winner is? Auszeichnungen im Alpinismus >> *Dominik Prantl* **134**
Vom Randphänomen zum Aushängeschild. Alpiner Wettkampfsport im Überblick >> *Matthias Keller und Johannes Schmid* **140**
Die Ursprünge des Freikletterns. Die Bewegung der Führerlosen und die Wiener Schule >> *Nicholas Mailänder* **148**
Plumpsklo, Spiritus und Dschungelöl. Die skandinavische Outdoor-Kultur >> *Ingrid Hayek* **162**





BergMenschen

Felsen als Tor zur Welt. Die iranische Kletterin Nasim Eshqi im Porträt >> *Karin Steinbach* **172**
Mein Bruder, der Schafer. Der Bergbauer Fortunat Gurschler >> *Susanne Gurschler* **180**
Das geheime Leben eines Steuerbeamten. Porträt des britischen Alpinisten Mick Fowler >> *Jochen Hemmleb* **188**
Man geht nicht nur mit den Beinen. Eine Erinnerung an den behinderten Kletterer Otto Margulies >> *Martin Krauß* **196**

BergWissen

„Da lacht man doch Tränen". Interview mit dem Schweizer Landschaftsschützer Raimund Rodewald >> *Axel Klemmer* **204**
Zeit zum Umdenken. 40 Jahre Sagarmatha National Park >> *Hans-Dieter Sauer* **210**
Konstant im Rätselmodus. Das Spannungsfeld von Scheitern und Gelingen als pädagogisches Potenzial des Klettersports >> *Sabina Dopczynska* **220**
Am Anfang kam der Jäger. Die Nutzung der Alpen in der Urgeschichte >> *Andreas Putzer* **224**

BergKultur

Ein analytischer Romantiker. Der Maler Nino Malfatti >> *Stephanie Geiger* **232**
Die Vermessung des Himmels. De Saussure, Humboldt und das Cyanometer >> *Barbara Schäfer* **240**
Foucault, die Viktorianer und wir. Selbstgestaltung und Experimentierfreudigkeit im Berg- und Trendsport >> *Waltraud Krainz* **248**
„Es giebt nichts, was unzugänglicher aussähe …" Edward Whympers Erstbesteigung des Matterhorns vor 150 Jahren >> *Jürgen Goldstein* **254**

Autorinnen und Autoren **262**
Impressum **264**

„Das Werk eines Augenblicks“

Zur 140. Ausgabe des Alpenvereinsjahrbuches

>> Anette Köhler

Beginnen wir mit dem Ende: Den Schluss dieses Buches setzt der deutsche Philosoph Jürgen Goldstein mit einem brillanten Beitrag über Edward Whymper und die Erstbesteigung des Matterhorns vor 150 Jahren. Diese wiederum bildete den Endpunkt jener sensationellen Erfolgsgeschichte, die wir als die „Goldene Zeit“ des Alpinismus bezeichnen. Whymper selbst könnte man als deren Personifikation beschreiben: 1840 in London geboren und in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, wurde er von seinem Dienstgeber seiner zeichnerischen Begabung wegen als Illustrator in die Alpen geschickt, wo der junge Mann bald als Bergsteiger reüssierte: 1864 gelang ihm die Erstbesteigung von Barre des Écrins, Aiguille d’Argentière und Mont Dolent, im Frühsommer des folgenden Jahres – eben jenem bedeutsamen Jahr 1865 – die Erstbesteigung der Aiguille Verte und der Grandes Jorasses. Die Berge hatten aus dem perspektivenlosen Jungen einen selbstbewussten, erfolgreichen Mann gemacht. Und dann, am Höhepunkt seiner Karriere, die tödliche Tragödie –„das Werk eines Augenblicks“ (E. Whymper) –, die ihn, den Überlebenden, für den Rest seines Lebens zeichnete und zum nebenstehend zitierten Memento mori veranlasst hat.

Warum ich dies an den Anfang stelle? – Weil mich die Lektüre von Goldsteins Interpretation der Alpingeschichte beeindruckt und gedanklich begleitet hat. Als ich heuer im Frühjahr von einer längeren Reise zurückgekehrt bin, haben mich viele Nachrichten erst verspätet und umso geballter erreicht: der fatale Lawinenunfall der „Jungen Alpinisten“ im Dauphiné, der tödliche Absturz von Dean Potter und Albert Precht. All dies: das Werk eines einzigen Augenblicks. Genau wie die verheerenden Erdstöße in Nepal.

Die Tod und Zerstörung bringende Erdbebenkatastrophe vom April 2015 hat das Himalayaland um Jahre zurückgeworfen. Auch wenn die Not der Menschen und die Zerstörungen in vielen Landesteilen nach wie vor groß sind, ist das Schlimmste überwunden und Zeit, wieder nach vorne zu blicken. Hans-Dieter Sauer (der übrigens nur wenige Wochen vor dem großen Beben in der Neuen Zürcher Zeitung einen nahezu prophetischen Bericht über die Erdbebengefahr in Nepal veröffentlicht hat) nimmt dies zum Anlass, über den Sagarmatha National Park am Fuße des Mount Everest zu berichten, der vor bald vierzig Jahren unter völlig anderen Voraussetzungen als heute gegründet wurde.

Der Erhalt von intakten Natur- und Kulturräumen bleibt aber auch in den Alpenländern eine große Herausforderung. Eine Gesellschaft, die sich rein an ökonomischen und funktionalen Gesichtspunkten orientiert, könne sich nicht weiterentwickeln, meint der Schweizer Landschaftsschützer Raimund Rodewald. Im Gespräch mit Axel Klemmer erklärt er, was er unter wertvollen Landschaften versteht und warum es sich – bei allem Frust – lohnt und ja, sogar Spaß macht, sich für ihren Erhalt zu engagieren.

„Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.“ Dieses Motto von Samuel Beckett, das einem anregenden kleinen Bericht über den pädagogischen Wert des Scheiterns beim Sportklettern vorangestellt ist, dürfte sinngemäß auch Rodewald wie allen engagierten Menschen aus der Praxis bekannt sein: nicht aufgeben, dranbleiben, und sei’s nur, um gescheiter zu scheitern. Ohne diese innere Einstellung würde wohl kein Kind je das Laufen lernen, geschweige denn würden Prozesse in Gang gesetzt werden, die die Kraft haben, die sich verändernde Welt zu gestalten. Und die Welt verändert sich, ob wir nun wollen oder nicht. Kaum ein Thema beschäftigt Politik und Gesellschaft derzeit so wie der Exodus Tausender und Abertausender Menschen aus den Kriegs- und Terrorregionen des Nahen und Mittleren Ostens oder aus Afrika nach Mitteleuropa. Unsere Gesellschaft wird sich wandeln – *„by design“* oder *„by desaster“*, wie es der Postwachstumsökonom Nicho Paech in einer der letzten Jahrbuchausgaben formulierte.

Der Österreichische Alpenverein hat sich mit seinem Projekt „Miteinander unterwegs“ zum „design“ bekannt und erste Schritte in diese Richtung gesetzt: Er geht aktiv auf Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund zu und lädt sie ein, mit auf Tour zu kommen und zusammen die Bergwelt zu erleben. Eine wunderbare Idee, denn was

Ersteige die Hochalpen,
wenn du willst,
aber vergiß nie, daß Muth und Kraft
ohne Klugheit nichts sind,
und daß ***eine augenblickliche Nachlässigkeit***
das Glück eines ganzen Lebens
zerstören kann.

Edward Whymper

gibt es Verbindenderes, als gemeinsam zu gehen, zu schwitzen und zu lachen, sich selbst in der Natur zu spüren … Wir wissen doch selbst, wie gut uns die Berge tun. Warum das nicht weitergeben?

„Was die Welt retten wird, sind die Dinge, die uns verbinden, nicht unsere Differenzen", so der Gründer von Greenpeace, David McTaggert. Die gemeinsame Liebe zu den Bergen verbindet über ideologische Grenzen hinweg – das weiß auch der Deutsche Alpenverein, der als einendes Motto für über eine Million verschiedenster Mitglieder den Slogan „Wir lieben die Berge" gewählt hat. Dieses Wir aktiv zu gestalten wird für unsere Gesellschaft für absehbare Zeit eine der wichtigsten Herausforderungen bleiben.

Von den großen gesellschaftlichen Herausforderungen zurück zu den unmittelbaren: Wie kann es uns, den Herausgebern, weiterhin gelingen, alljährlich ein attraktives Alpenvereinsjahrbuch für Sie zu gestalten? Mit der Teilnahme an der großen Leserumfrage vom letzten Jahr und Ihrem differenzierten Feedback haben Sie uns dafür wichtige Leitlinien gegeben. Herzlichen Dank dafür! Ermutigend und motivierend ist die breite Zustimmung: Etwa 85 Prozent aller Teilnehmer gaben an, dass das Jahrbuch ihnen sehr gut bis gut gefällt. Die Umfrageergebnisse unterstreichen die Bedeutung der jährlich wechselnden Gebiets- und Schwerpunktthemen und das Interesse an solider Information in allen Angelegenheiten, die die Alpen betreffen, von naturkundlichen Sujets bis hin zu Geschichte und Kultur.

Die vorliegende Ausgabe trägt diesen Ergebnissen mit zwei besonders attraktiven Schwerpunktthemen Rechnung: Die Rubrik BergWelten ist dem Karwendel gewidmet, BergFokus stellt mit „Hütten im Gebirge" ein Kernthema des Alpenvereins vor. In keinem anderen Bereich werden die grundlegenden und ambivalenten Gestaltungskräfte des organisierten Alpinismus so sichtbar wie hier: Zivilisationsmüde Städter suchen die Ursprünglichkeit der Bergwelt. Und richten sich dort ein. Die Hütten, so der Marburger Kulturwissenschaftler Martin Scharfe, seien der Versuch, das Unbehagliche behaglich zu machen. Auch wenn von der Erschließung neuer Hüttenstandorte längst Abstand genommen wurde, bleibt die zeitgemäße Adaption und Interpretation des Bestands von mehr als 350 Unterkünften in den Ostalpen Aufgabe und Herausforderung genug: So entzünden sich z. B. an der Frage nach zeitgemäßer Hüttenarchitektur immer wieder Debatten. In der Schweiz, wo man über Generationen genau wusste, wie eine SAC-Hütte auszusehen hatte, vollzog sich vor etwa zwanzig Jahren der Wechsel: Plötzlich wurden in ästhetischer wie funktioneller Hinsicht ganz neue Lösungen gefunden. Die Schweiz, einst Gralshüter einer in Stein gemeißelten Hüttenarchitektur, wurde zum Vorreiter einer modernen Ästhetik. Diese spannende Entwicklungsgeschichte, die Marco Volken erzählt, bringt auch Licht in so manche heimische Diskussion.

Dass man in den Bergen auch ohne ein derartiges Hütten- und Wegenetz wie in den Alpen unterwegs sein kann, weiß Ingrid Hayek und erzählt mitreißend von ihren Erlebnissen mit der skandinavischen Outdoor-Kultur. Hätten Sie gewusst, was für die Schweden ein *Smultronställe* ist? Ein „Erdbeerplätzchen"? Es bezeichnet, so Hayek, „einen idyllischen Ort oder Augenblick im Leben, bei dem dir das Herz vor lauter Glück zerspringt. Ein Paradies, zu dem du voller Sehnsucht immer wieder zurückkehren möchtest."

Gehen wir in diesem Sinn zurück an den Anfang und lesen Whympers Memento mori für einen Moment lang gegen den Strich: Heißt es dann nicht auch *carpe diem,* pflücke den Tag, und achte den Augenblick? Nicht dass wir aus Versehen an unserem *Smultronställe* vorübergehen.



© H. Zak

BergWelten

Wie ein felsiger Drachenrücken ragt der Karwendel-Hauptkamm mit dem Doppelgipfel der Sonnenspitze aus dem Nebelmeer. Im Vordergrund leuchtet die einsame Östliche Praxmarerkarspitze im letzten Sonnenlicht. Mit seinen vier großen Felsketten und den langen, von Wildbächen durchfrästen Tälern bildet **das Karwendel** das ursprünglichste Gebirge der Nördlichen Kalkalpen.



Der Reiz des Unscheinbaren

Wandern und Bergsteigen im Karwendel

>> Heinz Zak (Text und Bilder)



Das Karwendel, dieses weitläufige, ungezähmte Wildland zwischen Isar und Inn, bildet eines der größten und vielseitigsten Naturschutzgebiete der Ostalpen. Heinz Zak stellt die schönsten Möglichkeiten vor, dieses Paradies vor der Haustür aktiv zu entdecken.



Warum ich so gern im Karwendel unterwegs bin, ist für einen Außenstehenden vielleicht schwer zu begreifen. Meine Jugendzeit als Kletterer hatte ich in den nahen Kalkkögeln verbracht, und es war mir dort schon wichtig gewesen, auf jedem einzelnen Berg gewesen zu sein. Dabei bin ich wirklich nicht jemand, den man als „Gipfelsammler" bezeichnen würde. Trotzdem wollte ich auch jeden einzelnen Gipfel der vier Hauptketten des Karwendels besteigen und fand dafür eine denkbar einfache Lösung, die dem Charakter dieser Berge optimal entspricht: einfach die Bergkette vom Anfang bis zum Ende überschreiten. Drei der Ketten überschritt ich im Winter im Alleingang, die zweite Kette nach mehreren gescheiterten Winterversuchen dann lieber im Sommer. Die Gipfel zu kennen und schwierige Wände erstmals zu besteigen war eine Sache, aber im Lauf der Zeit reizte es mich ebenso, das Karwendel so gut wie möglich in allen Ecken und Winkeln zu durchstreifen.

Ich fühle mich wohl hier, in diesen tief eingeschnittenen Tälern mit den türkis schimmernden und glasklaren Wassern, es macht mir Spaß, auf verlassenen Hochalmen nach uralten Zirben oder einfach nach einer Adlerfeder zu suchen oder auf den zauberhaften, versteckten Ahornböden, die bei den Jägern vielversprechende Namen wie „Engelsgarten" tragen, jeden einzelnen Baum zu kennen. Meine spielerische Suche nach den schönsten Fotomotiven hat mich in verborgene Schluchten oder der leuchtenden Edelweiß wegen in gra-





Beim Blick von der Birkkarspitze offenbart sich der wilde, urtümliche Charakter des Karwendels. Über der Kaltwasserkarspitze sind die Gipfel des Alpenhauptkammes zu erkennen. Weit seltener Besuch als der Kleine Ahornboden (unten: im herbstlichen Farbenrausch Ende September) bekommt die Westliche Ödkarspitze (kleines Bild links).



Das Karwendel ist in großzügigen, von Ost nach West verlaufenden Ketten aufgebaut. Kein menschliches Zeichen unterbricht den Anblick der Grate und Wände. Die Pyramide der Birkkarspitze, mit 2749 Meter der höchste Punkt im Karwendel (Bildmitte), hebt sich nur unwesentlich ab von den ähnlich hohen Gipfeln.

sige Steilwände geführt. Den Bächen entlang bin ich bis zur Quelle gefolgt.

Das Karwendel ist ein uriges Wildland, das jeder Wanderer und Bergsteiger in einer heutzutage selten unverfälschten Art erfahren kann. Nur an den Rändern besiedelt, bietet es viel naturbelassenen Raum. Im Karwendel kann man einfach „abtauchen". Und das nicht erst weit droben auf abgelegenen Gipfeln. Wer die Gelegenheit hat, mit einem Ballon über das Karwendel zu schweben oder sich gut in die topografische Karte hineindenken kann, wird leichter ein Gefühl dafür bekommen, wie viele ruhige Flecken ihn dort im Innern des Gebirges erwarten. Wer dann auf dem höchsten Punkt des Karwendels, der Birkkarspitze (2749 m), steht, sieht rundherum nur Berge. Die Ortschaften und Städte in Südbayern, falls im Dunst des Tieflandes überhaupt erkennbar, sind nur Randerscheinungen am Horizont.

Wer hier heraufgestiegen ist, hat viel Schotter hinter sich: 18 Kilometer Schotterstraße von Scharnitz bis zum Karwendelhaus oder 15 Kilometer bis zur Kastenalm, dann Schotter in den weiten Karen, Schrofen und Schotter bis zum Gipfel. Trotzdem kommen viele immer wieder, denn das Karwendel und seine Gipfel bieten noch viel Freiraum. Freiraum im Sinne des Mottos von Hermann von Barth (1845–1876), dem großen Karwendel-Erschließer: *„Selbst sehen, selbst planen, selbst handeln – das ist hier die Losung".*

Auf den Blickwinkel kommt es an

Dieses etwa 900 Quadratkilometer große Felsland zwischen der Seefelder Senke im Westen und dem Achensee im Osten wird im Süden vom Inntal begrenzt. Die Isar, die im Herzen des Karwendels entspringt, durch das Hinterautal nach Scharnitz fließt und sich bei Wallgau wieder gegen Osten wendet, bildet die nördliche Grenze des Gebirges. Vier gewaltige, in Ost-West-Richtung verlaufende Gebirgsketten und drei tief eingeschnittene Täler prägen diese einzigartige Berglandschaft. Zartgrüne, mit Blumen übersäte Almböden, goldgelb und braunrot leuchtende

Herbstwälder, tiefgrüne Latschendschungel und herrlich sprudelnde Bergbäche stehen im krassen Gegensatz zu den fahlen Geröllhalden, den riesigen öden Karen und den darüber aufragenden, abweisend grauen Wandfluchten. Von außen betrachtet schaut das Karwendel relativ uninteressant aus. Da blicken einem nicht schon von der Ferne schneebedeckte Dreitausender oder markante Felsgestalten entgegen. Die Berge des Karwendels und die Schönheit der Täler und Almen verstecken sich im Inneren.

Interessant ist auch die Tatsache, dass die Zugänge ins Karwendel ganz unterschiedlich sind. Von Süden, von Innsbruck aus starrt man auf das Bollwerk der „Nordkette". Wie eine Befestigungsmauer zieht diese steile Bergflanke nahezu 2000 Höhenmeter hinauf zu felsigen Riegeln, aus denen nur wenige markante Gipfel herausragen. Von Osten kommend, beginnt das Karwendel am Achensee. Von dort kann man auf einer Mautstraße ins Gerntal oder ins Falzthurntal fahren, das den Zustieg zur Lamsenhütte eröffnet. Wer von Norden durch das Rißbachtal kommt, hat viele Möglichkeiten, die ruhigeren Vorberge, die Soierngruppe und die Berge rund um den Großen Ahornboden zu erkunden. Den besten Ausgangspunkt für die meisten Berg- und Wandertouren bietet der Zugang von Westen: In Scharnitz laufen Karwendel-, Hinterau- und Gleierschtal zusammen, hier beginnen oder enden die meisten Gebietsdurchquerungen.

Auferstanden aus einem alten Meer

Erdzeitlich gesehen ist das Karwendelgebirge mit einem Alter von rund 230 Millionen Jahren noch recht jung. Flüsse transportierten riesige Mengen von Schlamm in das alte Mittelmeer „Tethys", das sich damals vom heutigen Atlantik bis zum Pazifischen Ozean erstreckte. Die oberen Schichten übten über Jahrmillionen Druck auf die unteren Schichten aus und bewirkten damit eine Umwandlung in festes Gestein. In der geologischen Neuzeit – vor 150 Millionen Jahren – wurden die übereinanderliegenden, drei bis vier Kilometer mächtigen Schichten durch den gewaltigen Druck der afrikanischen Platte verbogen, zusammen- und übereinandergeschoben und anschließend gehoben. Dabei entstanden die vier Hauptketten: vier riesige, in West-Ost-Richtung verlaufende, aus mächtigen Kalkbänken aufgebaute Faltenzüge. Sie sind so aufgefaltet, dass sie nach Norden steil abfallen. Dieser charakteristische Aufbau zeigt sich in der Gleierschkette (zwischen Halleranger und Praxmarerkarspitze) und im Hauptkamm (zwischen Grubenkarspitze und Lalidererspitze) am deutlichsten. Die Bruchkanten der Auffaltung bilden hier nordseitig senkrechte, bis zu 800 Meter hohe Wände.

Die letzte dramatische Veränderung erfuhr das Karwendel in der Hocheiszeit. Der mächtige Inntalgletscher umfloss die Karwendelketten bis in eine Höhe von 2200 Metern. Die Ausläufer schwappten über niedrige Jöcher wie das Lafatscher Joch in die innersten Gebirgsregionen, wo sie die großen Kare ausfrästen. Auf den Gipfeln selbst kam es zu einer Eigenvergletscherung, deren Reste noch bis ins 20. Jahrhundert an den schattigen Nordrinnen der Eiskarlspitze, den sogenannten „Eiskarln", sichtbar waren. Den Eiszeiten verdanken wir auch die terrassenförmigen Flussaufschüttungen oberhalb des Inntals.





Am Gipfel des Kleinen Bettelwurfs steht man an der Schneide zwischen laut und leise: im Rücken das dicht besiedelte Inntal, vor uns mit Hochkanzel und Brantlspitze eine der einsamsten Gegenden des Gebirges (oben).

Unten: Das Falzthurntal leuchtet nach einem sommerlichen Gewitter. Über der Gramaialm erhebt sich das Sonnjoch.



Die 1500 Meter mächtige Kalkbank ist verantwortlich für die spärliche Vegetation und die dünne Besiedlung, denn diese Kalkschicht kann das Niederschlagswasser nicht halten. Es versickert in tiefen Spalten, und der Fels trocknet sofort wieder aus. Glücklicherweise kam oberhalb von Innsbruck eine Schicht von alpinem Buntsandstein zu liegen. Diese wasserundurchlässigen Tonschichten sammeln das im Berg versickerte Wasser und liefern erstklassiges Trinkwasser für die Ortschaften des Inntals von Zirl bis Jenbach.

Wer sich für den geologischen Aufbau interessiert, wird überall im Karwendel Besonderheiten entdecken. Augenscheinlich ist die gelbbraune, brüchige Reichenhaller Schicht mit seltsamen Türmen, Pilzköpfen und Höhlen, die im Halltal, am Sonnjoch, im Rossloch und unterhalb des Bärnalpls zutage tritt. Trotz der geringen Mächtigkeit prägt auch die Raibler Schicht das Landschaftsbild auffallend: Aufgrund ihrer schnellen Verwitterung bleiben bei senkrechter Lagerung die härteren Kalkplatten wie Mauern stehen, was an den Schichttafeln der Speckkarspitze bestens zu beobachten ist. Flach gelagerte Raibler Schichten hingegen sammeln das Wasser und bilden so die Voraussetzung für herrliche Almen und Zirbenbestände wie am Halleranger und an den Hochböden unter der Gleierschkette (Hinterödalm).

Der klassische Karwendelmarsch

Der altbekannte Klassiker von Scharnitz nach Pertisau zählt zu den schönsten und bekanntesten Gebietsdurchquerungen der Ostalpen. Früher galt es als selbstverständlich, dass man für diese Durchquerung drei Tage lang unterwegs war. Heute ist der Karwendelmarsch ein beliebtes Outdoor-Event, das seit 2009 von der Olympiaregion und vom TVB Achensee veranstaltet wird. Der Eilmarsch – an diesem Tag wird eine Strecke von 52 Kilometern und immerhin 2280 Höhenmetern zurückgelegt – erfreut sich steigender Beliebtheit, wobei die Teilnehmerzahl auf 2500 beschränkt ist. Die derzeitige Bestzeit legte 2014 Thomas Bosnjak vor – er schaffte die Strecke in sensationellen 4.19.05 Stunden. Wer es langsamer angeht, bekommt anhand dieser Durchquerung einen wunderbaren Eindruck von dem, was das Karwendel ausmacht. Von Scharnitz aus geht es auf einem Forstweg Richtung Karwendelhaus. Man hat zunächst nur Wald um sich, bis sich plötzlich, wie aus dem Nichts, der Blick ins paradiesisch anmutende Karwendeltal auftut und die Augen über die vollkommen einsame und unberührt wirkende Landschaft am Fuß des markanten Hohen Gleiersch wandern. Obwohl ich diesen Blick sicher Tausende Male genossen habe, überrascht er mich immer wieder. Ebenso ist für mich auf diesem Weg der Abstecher zum Wasserfall am Karwendelsteg ein absolutes Muss. Kaum fünf Minuten von der Forststraße entfernt, steht man an einem magischen Platz: In fünf kleinen Fallstufen rauscht das kristallklare Wasser in türkisgrün schimmernde Gumpen und donnert dann in eine 30 Meter hohe, nur wenige Meter breite Schlucht.

Wer Mitte Juli zum Karwendelhaus unterwegs ist, wird am Hochalmsattel von einem der schönsten Blumenteppiche des Karwendels überrascht – hier stehen Tausende von Enzian, Silberwurz und vielen anderen Blumen dicht nebeneinander in schönster Blütenpracht. Das Karwendelhaus, das wie ein Adlerhorst an den Felsen klebt, bietet willkommene Rast. Am nächsten Tag taucht man ein in eines der Kernstücke des Karwendels: den Kleinen Ahornboden. Beim Weiterweg, vorbei an der originellen Hütte der Ladizalm, wird der Blick immer eindrucksvoller: Die Nordwand der Lalidererspitze, einer der größten Kalkmauern der Ostalpen, erhebt sich in ihrer ganzen Ernsthaftigkeit über der Falkenhütte. Die dritte und letzte Tagesetappe beginnt eindrucksvoll mit der Querung entlang der düsteren Nordwände. Der Abstieg auf den Großen Ahornboden in den Rummel der Eng kann unter Umständen ernüchternd sein. Der asphaltierte, brettebene und gerade mal 600 Meter kurze Wanderweg vom Alpengasthof zu den Häusern der Engalm ist das Ausflugsziel zahlloser Bustouristen. Zeit für die Schönheit des Großen Ahornbodens sollte man sich lieber an einem anderen Tag nehmen. Über die Binsalm und den Gramaihochleger geht es weiter ins Falzthurntal und hinaus nach Pertisau am Achensee.

Zu den Quellbächen der Isar

Von Scharnitz aus führt der Forstweg lang und flach ins traumhaft schöne Hinterautal. Schnell fällt einem als Vergleich dazu das Yosemite Valley in Kalifornien oder der Name „Kleinkanada“ ein. Das Tal ist so malerisch und ursprünglich, dass

Gewitterstimmung vom Gipfel der Lackenkarspitze. Glutrot leuchten die Felsen der Grabenkarspitze und der Östlichen Karwendelspitze im Licht der aufgehenden Sonne, während von Westen rasend schnell die Gewitterfront heranzieht.





Blick in die urtümliche Märchenlandschaft des Hinterautals.

Rechts: Fast wie im Regenwald – alter Ahornbaum am Kleinen Ahornboden.

man es sich besser kaum vorstellen kann. Die meiste Zeit führt der Fahrweg direkt entlang der türkisgrünen Isar. Beim eingezäunten „Isar-Ursprung" lohnt es sich, einige der Wasseraustritte der Isar, die hier direkt aus dem Berg sprudeln, in einem kleinen Spaziergang zu erkunden. Von der Kastenalm führt der Fahrweg steil bergauf und mündet in ein wunderschönes Hochtal. Entlang von herrlichen Almwiesen, direkt unter den eindrucksvollsten Steilwänden der zweiten Karwendelkette, spaziert man ins Herzstück des Karwendels, den Halleranger.

Zwischen den beiden Unterkunftsmöglichkeiten Hallerangerhaus und Hallerangeralm liegt in einer Senke der höchstgelegene Quellaustritt der Isar – sozusagen die „Quelle der Quellen", die Urquelle der Isar. So ist es auch offiziell im Tiroler Wasserbuch verzeichnet. Jedem, der in diese Gegend kommt, kann ich nur empfehlen, einen zusätzlichen Tag an einem der für mich schönsten Plätze der Welt zu bleiben!

Als Weiterweg vom Halleranger bieten sich drei Möglichkeiten. Die kürzeste führt über das Lafatscher Joch hinüber ins Halltal. Schöner ist es, diesen Übergang mit dem aussichtsreichen Weg über die Bettelwurfhütte zu verbinden. Der zweite, ebenfalls beliebte Weiterweg führt vom Halleranger über den „Wilde-Bande-Steig" Richtung Stempeljoch. Von dort gelangt man problemlos zur schön in einem Kessel gelegenen Pfeishütte.

Die Lebenswelt im Alpenpark Karwendel oder warum Ödön von Horváth falsch lag

Das Karwendel ist ein mächtiger Gebirgsstock, und seine herrlichen Hochtäler zählen unstreitbar zu den ödesten Gebieten der Alpen. Von brüchigen Graten ziehen grandiose Geröllhalden meist bis auf die Talsohle hinab und treffen sich dort mit dem Schutt von der anderen Seite. Dabei gibt's fast nirgends Wasser und also kaum was Lebendiges.

Mit diesen Worten hat Ödön von Horváth in seinem Roman „Der ewige Spießer" (1930) das Karwendel sehr pointiert charakterisiert. Er ahnte vermutlich nicht, wie falsch er damit lag.

Mit 340 Quellen von ausgezeichneter Wasserqualität verfügt dieser Gebirgsstock über einen sprichwörtlichen Wasserschatz, der mit den Mühlauer Quellen auch wesentlich die Stadt Innsbruck versorgt. Der Fluss der Münchner, die Isar, hat hier ihren Ursprung.

Die Wälder leisten mit ihrer Spechtfauna einen wesentlichen Beitrag zum europäischen Naturerbe und auf den 101 Almen verbringen mehr als 8000 Kühe ihren Sommer. In den Gipfelregionen ist aufgrund der bis zu sechzehn Steinadler-Brutpaare durchaus mit Flugverkehr zu rechnen. In harten naturkundlichen Zahlen: 1305 Pflanzenarten und über 3000 Tierarten wurden bisher nachgewiesen. Tendenz steigend. Von „einem der ödesten Gebiete der Alpen" kann also keineswegs die Rede sein.

Seit 1928 ist das Karwendel unter Schutz. Stand bis in die 1970er-Jahre vor allem der juristische Vollzug der Verordnung zum Schutz ausgewählter Tiere und Pflanzen im Vordergrund, so haben in den letzten dreißig Jahren alternative Ansätze zum Erhalt der gesamten Artenvielfalt und natürlicher Prozesse an Bedeutung gewonnen.

Parallel dazu hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass dies nur in einer intensiven Zusammenarbeit mit den regionalen Akteuren erfolgversprechend ist.

Eine logische Konsequenz daraus war die Gründung des größten Naturparks Österreichs, welcher nicht nur alle Karwendelgemeinden,





Ein besonders idyllischer Winkel: die kleine Hochalm des Lafatscher Niederlegers.

Links: Am Isar-Ursprung sprudeln überall kleine Bäche aus dem Waldboden.

Von dort bieten sich dann abermals zwei Möglichkeiten: entweder über den Goethe- bzw. Hermann-Buhl-Gedächtnisweg aussichtsreich hinüber zum Hafelekar und mit der Seilbahn hinunter nach Innsbruck oder durch das Samertal hinunter zur Möslalm und von dort zurück nach Scharnitz. Die dritte Abstiegsmöglichkeit vom Halleranger führt durch das urige Vomper Loch tief hinunter ins Inntal. Diese einsame und weite Etappe, die man am besten nur in dieser Gehrichtung durchführt, sollte nicht unterschätzt werden.

Karwendel-Kreuzfahrten

Seit einigen Jahren erfreut sich der Weitwanderweg München – Venedig steigender Beliebtheit. Eine der Königsetappen der gesamten Route führt vom Karwendelhaus zum Hallerangerhaus, vorzugsweise über den Gipfel der Birkkarspitze oder zumindest über den Schlauchkarsattel. Nicht selten kommen hier Wanderer an ihre körperlichen Grenzen: Erst 1000 Höhenmeter im Aufstieg, dann 1500 Höhenmeter im Abstieg zur Kastenalm und schließlich nochmals 500 Höhenmeter Aufstieg zum Halleranger, das ist ein Tagespensum, das nicht viele gewohnt sind.

Ein weiteres Highlight in Sachen Karwendel-Durchquerung ist sicher der Anstieg von Scharnitz durch die wilde Gleierschklamm entlang des alten Triftsteigs hinauf zu den großen Wiesen der Möslalm. Dort kann man sich mit Almprodukten

Durch die Gleierschklamm führt ein alter Triftsteig.



sondern auch die Tourismusverbände, Land- und Forstwirtschaft sowie die Alpinverbände integriert.
So vielfältig wie das Karwendel selbst ist auch die Palette an Aufgaben, die der Naturpark wahrnimmt. Zusehends gewinnt dabei die Einbindung der Freizeitnutzer an Bedeutung. Dem tragen wir mit unserer Freiwilligen-Plattform TEAM KARWENDEL Rechnung. Damit schließt sich für uns der Kreis: Der Alpinist gestaltet hier die Kulturlandschaft aktiv mit und übernimmt in bisher unbekannter Form Verantwortung für seine Umgebung.
„Ich möchte dem Karwendel was zurückgeben" – diesen Satz hören wir häufig von unseren Teilnehmern. Ein schöner Gedanke.

Hermann Sonntag ist Biologe und seit 2008 Geschäftsführer des Naturparks Karwendel

Weitere Informationen unter www.karwendel.org

stärken, bevor es durch das romantische Samertal weiter zur schön gelegenen Pfeishütte geht. Wer trittsicher ist und es luftig und aussichtsreich liebt, startet in Seefeld bzw. am Seefelder Joch, wandert auf dem Freiungen-Höhenweg zum Solsteinhaus und anderntags weiter zu Möslalm und Pfeishütte. Von dort geht es, wie beim Halleranger beschrieben, übers Hafelekar zurück nach Innsbruck oder durch das Samertal nach Scharnitz hinaus.

Ein alpiner Höhenweg der Extraklasse

Der Scharnitzer Toni Gaugg, genannt „Pleisen-Toni", war ein richtiges Urgestein, der im Karwendel seine Heimat und seine Leidenschaft sah. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft erfüllte er sich mit der Errichtung der Pleisenhütte im Jahr 1953 seinen Lebenstraum. Als hervorragender Gebietskenner erschloss er den Verbindungsweg vom Karwendelhaus herüber zu „seiner" Pleisenhütte. Der Toni-Gaugg-Weg ist so ziemlich die intensivste und typischste Tagestour, die man im Karwendel machen kann.

Der Weg folgt vom Karwendelhaus zunächst dem Brendelsteig. Vorbei an den grünen Böden im Schlauchkar quert man unter der wuchtigen Nordwand hinaus auf den Gratrücken, von dem man ins Marxenkar abzweigt. Spätestens da erlebt man Karwendel pur: ein einsames, abgeschiedenes Hochkar mit herrlichen Grasböden und Blumen. Nach dem steinigen Aufstieg zur Seekarscharte lohnt sich der Abstecher auf die formschöne Pyramide der Seekarspitze. Auf der Südseite wechselt nun schlagartig das Erscheinungsbild: Der Weg wird steinig und karstartig. Besonders an stillen Herbsttagen schluckt hier die Hitze jeden Ton. Wer nicht genug Wasser dabei hat, wird spätestens in den Latschengürteln richtig durstig werden – und Wasser gibt es hier keines mehr.

Auf der Pleisenhütte ist mittlerweile Siggi Gaugg in die Fußstapfen seines Vaters getreten: als ganz eigenständiges Original und jemand, der seine Leidenschaft Berg gern mit anderen teilt.

Höhenweg mit Aussichtsgarantie

Den Mittenwalder Höhenweg als richtigen Klettersteig zu bezeichen, erscheint angesichts der heutigen Definition von Klettersteig beinahe übertrieben. Breite Eisenleitern und Bretter ent-

Unten links: Blick auf die Kastenalm im Hinterautal, einem beliebten MTB-Ziel.

Unten rechts: Nach dem ebenen Talboden der Angeralm im Karwendeltal steht der steile Anstieg zum Karwendelhaus bevor.

Mit dem Mountainbike im Karwendel

Die flachen und langen Täler sowie die über Forststraßen erreichbaren Almen und Sättel, wie etwa der Hochalmsattel, machen das Karwendel zu einem weithin beliebten Mountainbike-Eldorado. Die bekannteste MTB-Tour führt durch das Karwendeltal zum Karwendelhaus, über den Kleinen Ahornboden nach Hinterriß, von dort noch einmal anstrengend hinauf zur Fereinalm, hinunter nach Mittenwald und zurück zum Ausgangspunkt in Scharnitz.
Ein weiterer Klassiker ist der Ausflug durch das Hinterautal zur Kastenalm. Der weitere Aufstieg zum Halleranger lässt sich damit ideal als Bike & Hike-Tour gestalten. Überall im Karwendel gibt es beliebte Kurzstrecken hinauf auf bewirtschaftete Almen wie etwa die Möslalm, die Walderalm und natürlich den Dauerklassiker, die Höttinger Alm. Auch die Hüttenwege zur Brunnstein- oder Magdeburger Hütte stehen bei den einheimischen Bikern als Feierabendziel hoch im Kurs. Mittlerweile ist selbst der Hüttenanstieg zur Pfeishütte wesentlich besser zu befahren als in früheren Jahren. So sind mit Mountainbike oder Pedelec viele der längeren Karwendelanstiege auch als Tagestouren möglich.





lang ausgesetzter Passagen erleichtern das Fortkommen. Was aber ohne Zweifel feststeht: Dieser Höhenweg sucht seinesgleichen, wenn es darum geht, mit wenig Aufwand, in leichtem Auf und Ab an einer Bergkette entlangzupromenieren. Die Auffahrt mit der Karwendelbahn von Mittenwald aus spart gut 1300 Höhenmeter, und nach kurzem Aufstieg zum Pasamisattel und der Nördlichen Linderspitze kommt man vor lauter Aus- und Fernsicht nicht vom Fleck vor lauter Schauen. Ostwärts zeigt sich einer der besten Überblicke über das Karwendel, im Süden grüßen die hohen Berge der Stubaier Berge und im Westen ist der Gebirgsstock des Wettersteins der Begleiter während der gesamten Tour.

Wunderbar und sinnvoll angelegt

Eine weitere Panoramatour der Extraklasse, direkt über den Dächern von Innsbruck, bietet der wunderbar und sinnvoll angelegte Innsbrucker Klettersteig. Der schwierigste Abschnitt befindet sich gleich am Einstiegswandl. Wer das gut schafft, hat zumindest das klettertechnische Können für den weiteren Verlauf. Was nicht unterschätzt werden darf, ist die Länge des Steigs.

Während der Auffahrt mit der Nordkettenbahn aufs Hafelekar erscheint die Strecke zunächst relativ kurz und man wundert sich dann, wenn man im ständigen Auf und Ab gar nicht so schnell weiterkommt, wie man zunächst vermutet hat. Das liegt auch daran, dass man immer wieder an einem Gipfelkreuz vorbeikommt, wo es sich lohnt, kurz Rast zu machen und in aller Ruhe die Ausblicke zu genießen, die unterschiedlicher kaum sein könnten: Nach Süden schaut man 2000 Höhenmeter tiefer quasi ins Wohn- oder Arbeitszimmer der Innsbrucker, auf der Nordseite verliert sich der Blick in öden Karen und wandert weiter auf die Gipfel der Gleierschkette.

Wer hier hinunterschaut und meint, dass er nun eine Vorstellung vom „echten" Karwendel hätte, täuscht sich – um dieses wirklich zu erleben, muss man schon tiefer hineingehen in das Karwendelgebirge!

Klettersteig mit Durststrecken

Der Absamer Klettersteig – derzeit der anspruchsvollste im Karwendel – ist ein attraktiver und sinnvoll geplanter Klettersteig, der einen wild-romantischen Wandgürtel im Bereich des Bettelwurfs erschließt und eine wunderbare Möglichkeit bietet, auf die Bettelwurfhütte aufzusteigen. Trotz der exakten Zeit- und Schwierigkeitsangabe kommt es immer wieder vor, dass Begeher überfordert sind angesichts der Länge und der hohen Temperaturen, die herrschen, wenn die Sonne gnadenlos in diese Südflanke brennt. Am Ausstieg des Klettersteigs – von dem es immerhin noch eine Stunde hinauf zur Bettelwurfhütte ist – hat der Hüttenwirt vorsichtshalber ein Depot an Wasserflaschen angelegt, das gern in Anspruch genommen wird.

Im Gedenken an den Kaiser

Der Kaiser-Max-Klettersteig zählt zu den ältesten Eisenwegen in Tirol. Nur wenige Gehminuten sind es vom Parkplatz am Fuß der Martinswand bis zum Einstieg. Kein Wunder, dass der „Kaiser Max" überaus beliebt ist und vor allem von den Einheimischen als Trainingsstrecke oder Feierabend-Ausflugsziel genützt wird. Dementsprechend abgeschmiert sind heute schon die Tritte. Man erkennt sofort die eingefleischten Dauergeher, die jeden Schritt kennen und den „Kaiser Max" hinauf- und auch wieder hinunterrennen. Aus irgendeinem irrationalen Grund meinen einige dieser Spezialisten, dass sie an „ihrem" Klettersteig ohne Sicherung und ohne Helm unterwegs sein können, dabei herrscht in einigen Passagen permanente Steigschlaggefahr, besonders bei starkem Föhn. Dann sollte man den Klettersteig auf jeden Fall meiden.

Aussichtsgipfel in Seilbahnnähe

Fährt man mit der Karwendelbahn von Mittenwald steil und ausgesetzt empor, landet man unverhofft in der flachen Karwendelgrube. Die meisten Bahngäste wandern von hier hinauf zum Pasamisattel und auf breitem Weg weiter zur Nördlichen Linderspitze. Der erklärte Traumberg in greifbarer Nähe ist aber die Westliche Karwendelspitze (2385 m). Der felsige Klotz mit dem schönen Gipfelkreuz lockt schon beim Verlassen der Seilbahn. Die schwierigeren Passagen des Aufstiegs sind mit Drahtseilen versichert, wobei sich der letzte kleine Aufschwung zum Gipfel für so manchen Halbschuhtouristen zum wahren „Kreuzgang" entwickelt … Der Gipfel ist felsig,







Beste Aussichtslage: die Reither Spitze (oben).

Luftiger Klassiker: der Kaiser-Max-Klettersteig (Mitte).

Schwer und spektakulär: der Absamer Klettersteig (unten).





Im Aufstieg zur Birkkarspitze eröffnet sich ein fantastisches Panorama. Hier der Blick nach Süden Richtung Alpenhauptkamm.

Rechts: Über grasige Rücken steigt man von Süden auf den Gipfel der Erlspitze. Dahinter liegen die Gipfel der Inntalkette mit dem Großen und Kleinen Solstein.

richtig spitz und bietet großartige Eindrücke. Tief stürzen direkt vom Gipfel die Felsen ins Kirchlkar und weiter hinunter in das enge Karwendeltal. Darüber liegen die steilen Nordabstürze des Karwendel-Hauptkammes: ganz karwendel-klassisch der Latschengürtel, weiter oben die einsamen Hochkare mit den fahlen Schutthängen und darüber die schrofigen Wände und die kleinen Gipfelerhebungen. In weiter Ferne liegen die schneebedeckten Berge der Zillertaler und Stubaier Alpen, im Westen öffnet sich der herrliche Panoramablick auf das gesamte Wetterstein.

Ebenso aussichtsreich ist der Aufstieg zur Seefelder Spitze (2220 m) ab der Gipfelstation der Bergbahnen Rosshütte in Seefeld. Ein bestens präparierter Steig führt entlang des Gratrückens auf den Gipfel, der ein wunderbares 360-Grad-Panorama bietet. Noch schöner und etwas anspruchsvoller ist die Besteigung der nahen Reither Spitze (2373 m). Einige steilere Passagen sind seilversichert, der Einstieg in die schrofige Gipfelflanke erfolgt über eine Eisenleiter. Der aussichtsreiche Gipfel ist der westliche Eckpfeiler des Karwendels, dementsprechend fällt der Blick nach Süden nahezu 2000 Höhenmeter ins Inntal hinab.

Gipfelziele im Westlichen Karwendel

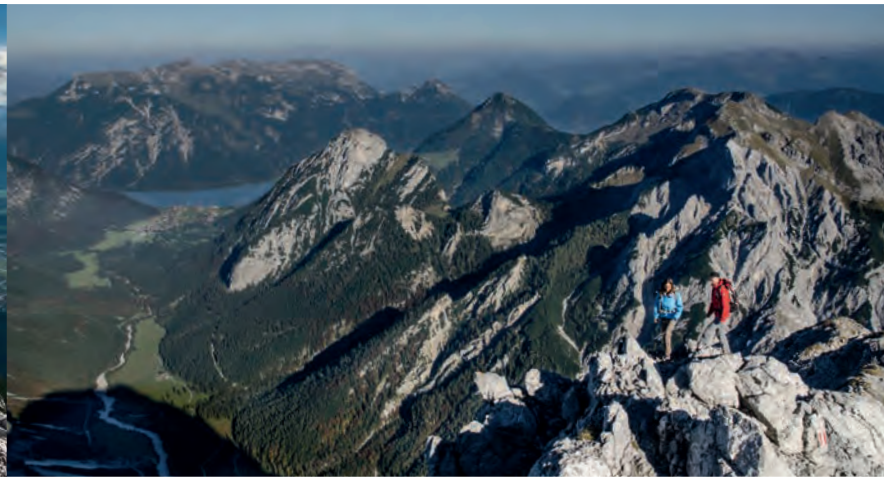
Die Pleisenspitze (2567 m) ist, vor allem dank der auf halber Strecke gelegenen Pleisenhütte und dem Hüttenwirt Siggi, wahrscheinlich der beliebteste Berg im westlichen Karwendel. Auf einem schattigen Waldweg geht es von Scharnitz bequem in zwei Stunden bis zur Hütte. Für den südseitigen Weiterweg – zunächst kurz durch einen Latschengürtel – sollte man jedoch nicht zu spät am Tag unterwegs sein. Über einen Gratrücken, an dem meist ein angenehmes Lüftchen weht, erreicht man schließlich auf einem guten Steig einen der herrlichsten Aussichtsberge des Gebiets.

Der Hohe Gleiersch ist einer der formschönsten Berge im Karwendel und ebenso ein herrlicher Aussichtsberg. Der Aufstieg über die Möslalm bzw. die „Amtssäge" ist ein Klassiker. Der Weg führt zunächst in flachen Serpentinen gemütlich durch den Wald, dann weiter durch Latschen bis kurz vor den Gipfel. Erst hier wird der Weg steil und etwas schotterig.

Die höchsten Gipfelziele

Die Birkkarspitze (2749 m) ist für jeden Bergsteiger zu Recht *das* Traumziel im Karwendel, bietet der zentral gelegene, höchste Gipfel des Gebirges doch auch die beste Aussicht. Ideal ist die Besteigung in Verbindung mit einer Mountainbiketour durchs Karwendeltal und Übernachtung auf dem Karwendelhaus. Gleich nach der Hütte wartet eine der schwierigeren Stellen des Aufstiegs: Der teilweise mit Drahtseilen versicherte Steig führt über abschüssige Platten über die erste Steilstufe. Im Schlauchkar zieht der Weg dann in angenehmer Steigung in Serpentinen durch das Schuttkar hinauf in die Scharte am Hauptkamm und führt hinüber zum kleinen Notunterstand, dem Birkkarhüttl. Hier darf man sich vom Weiterweg zum Gipfel nicht abschrecken lassen: Die ersten, mit einem Drahtseil versicherten Meter ab der Scharte sind





Der Gipfel des Sonnjochs ist einer der besten Aussichtsgipfel im östlichen Teil des Gebirges. Tief unten der Achensee.

Links: Die Überschreitung vom Großen zum Kleinen Bettelwurf gehört zu den eindrucksvollsten und aussichtsreichsten Unternehmungen im Karwendel.

die steilsten und anspruchsvollsten. Über Bänder und einige steilere Felsstufen, die abermals mit Drahtseilen versichert sind, kommt man jedoch leichter als erwartet auf den höchsten Punkt des Karwendels. Beachten sollte man allerdings, dass im Frühjahr in den Steilflanken der Nordseite sehr lange Schnee liegen kann.

Auf erfahrene Bergsteiger wartet mit der Überschreitung der nahen Ödkarspitzen (Mittelgipfel, 2743 m) auf dem Brendelsteig ein wahrhaft uriges Karwendelunternehmen. Logistisch gesehen ist es sinnvoller, gleich aus dem Schlauchkar nach Westen zu queren und die Gipfel von West nach Ost zu überschreiten, denn so findet man den schwach ausgetretenen und mäßig markierten Weg besser! Veraltete, dünne und teils schlecht verankerte Drahtseilstücke bieten in den steileren Passagen zumindest eine Orientierungshilfe. Auf der teils ausgesetzten Gratschneide werden alle drei Gipfel überschritten. Das Gelände ist schotterig, ausgesetzt und kann mehr Zeit in Anspruch nehmen, als mancher denkt. Bei zweifelhaftem Wetter sollte man von einer Überschreitung absehen, denn von den Gipfelgraten kann man nicht ausweichen. Erst vor wenigen Jahren sind hier Bergsteiger vom Blitz erschlagen worden.

Klassiker in der Inntalkette

Der Große (2540 m) und der Kleine Solstein (2637 m) sind die mächtigsten Berge in der Nordkette und große, aussichtsreiche Gipfelziele, die man am besten vom Solsteinhaus oder von der Neuen Magdeburger Hütte aus angeht, wobei der Anstieg von der Neuen Magdeburger Hütte aus etwas mühsamer ist. Anspruchsvoller ist der teilweise ausgesetzte Aufstieg auf den höheren Kleinen Solstein. Die schwierigen Passagen sind zwar gut mit Drahtseilen versichert, die Ausgesetztheit über den senkrechten Wandabbrüchen bleibt aber eindrucksvoll.

Die Vordere Brandjochspitze (2558 m) ist einer der beliebtesten Hausberge der Innsbrucker. Am besten fährt man mit der Nordkettenbahn auf die Seegrube und steigt über den teils schwierigen und ausgesetzten Steig zum Frau-Hitt-Sattel empor. Von dort führt der wunderbare, mit einigen Seilversicherungen versehene Ostgrat zum aussichtsreichen Gipfel. Südseitig liegt einem Innsbruck direkt zu Füßen, nordseitig schaut man ins menschenleere Karwendel.

Die Riesen über dem Halltal

Vom Inntal aus betrachtet, erinnern die Bettelwürfe beinahe an einen Himalaya-Riesen: Mächtige Wände stürzen 1600 Meter tief ins Tal! Diese Berge zählen sicher zu den markantesten Gipfeln in Tirol und ihre Besteigung zu den großartigsten Bergtouren im Karwendel. Schon allein für den Aufstieg zur Bettelwurfhütte stehen mehrere attraktive Optionen zur Wahl: Der klassische Aufstieg durch die Gamsgufel bildet ein urig-steiniges Unternehmen, der Zustieg vom Lafatscher Joch verläuft auf einem herrlichen Panoramaweg, und der Aufstieg über den Absamer Klettersteig ist eine Klasse für sich. Eine Übernachtung auf der Hütte sollte man allein schon wegen der herrlichen Lage







Lamsenhütte und Lamsenspitze (oben).

In den kleinen Lacken am Überschalljoch spiegelt sich die Gleierschkette (Mitte).

Kapelle auf der Hallerangeralm, darüber der Kleine Lafatscher (unten).

einplanen. Der Aufstieg zum Großen Bettelwurf (2725 m) über den Eisengatterweg ist ein beliebter Klassiker und gut mit Drahtseilen versichert. Für den Aufstieg zum Kleinen Bettelwurf (2649 m) benötigt man eine Klettersteigausrüstung. Sehr lohnend und empfehlenswert ist die nicht zu unterschätzende Überschreitung vom Kleinen zum Großen Bettelwurf. Der gesamte Anstieg ist vollkommen südseitig exponiert und kann zur richtigen Durststrecke werden.

Klassiker über dem Falzthurntal

Der Zugang vom Achensee durch das Falzthurntal eröffnet den Weg zu zwei der beliebtesten Gipfel des östlichen Karwendels. Der steile Aufstieg zur Sonnjochspitze (2458 m) führt über die oft üppig mit Blumen bedeckten Grashänge des Gramai-Hochlegers und weiter über einen aussichtsreichen Grat, wo man so gut wie sicher Gämsen oder Steinböcke zu sehen bekommt. Im Vergleich zur Sonnjochspitze ist der Aufstieg zur Lamsenspitze (2508 m) weit mehr „karwendlerisch". Enge Serpentinen ziehen zunächst zur Lamsenjochhütte empor, ab dort wird der Weiterweg etwas schotterig und führt über Schrofen auf diesen beliebten und zentralsten Gipfel in der Achensee-Region.

Gipfel über dem Halleranger

Die paradiesisch gelegenen Stützpunkte Hallerangeralm und Hallerangerhaus sind Ausgangspunkte für mehrere ausgezeichnete Berg- und Gipfeltouren. Die beliebteste Bergtour ist die Speckkarspitze (2621 m) mit ihren eindrucksvollen Kalkschichten. Zunächst geht es hinauf ins Lafatscher Joch. Im weiteren Verlauf auf dem guten Weg über den Nordwestkamm sind die schwierigeren Passagen mit Drahtseilen versichert. Ebenfalls über das Lafatscher Joch erreichbar, aber viel abgelegener ist der Gipfel des Kleinen Lafatschers (2635 m). Die wenigen Steinmännchen und Trittspuren zeigen, dass hier eine andere Musik spielt. Der Kleine Lafatscher ist eine ernstzunehmende Tour mit felsigen Passagen, aber auf jeden Fall lohnenswert!

Ur-Karwendel über der Pfeishütte

Von keiner anderen Hütte im Karwendel kann man ringsherum so leicht so viele Gipfel besteigen wie von der Pfeishütte: im Süden die Rumer Spitze (2453 m) und das Gleierschtaler Brandjoch (2374 m) über seilversicherte Steige; als Hüttenberg kann man die Stempeljochspitze (2543 m) bezeichnen.

Die interessantesten Gipfelziele liegen jedoch in der einsamen Gleierschkette – von der sonni-



Ein neuer Tag beginnt: Sonnenaufgang über den Gipfeln der Gleierschkette, gesehen vom Gipfel der Speckkarspitze.

gen Hüttenterrasse aus lohnt sich also ein Blick in die andere Richtung! Über ein schönes, grasiges Hochkar kommt man leicht an den Fuß der felsigen Wand der Hinteren Bachofenspitze (2668 m). Bestens markiert und an der entscheidenden Stelle gut mit Stiften gesichert, führt der Weg letztlich leichter als erwartet über Bänder und felsige Stufen auf diesen aussichtsreichen Gipfel.

Der Aufstieg auf die Kaskarspitze (2580 m) zeigt ganz ähnlichen Charakter, er ist nur etwas weiter und im schrofigen Gipfelbereich anspruchsvoller und stärker ausgesetzt. Die beiden Praxmarerkarspitzen sind urige und typische Karwendelgipfel. Der Zustieg über felsige Bänder führt in ein abgelegenes Hochkar. Von hier geht es durch steile, ausgesetzte Schrofen, in denen sich nur teilweise Trittspuren befinden, hinauf in eine felsige Rinne und weiter zum Grat.

Der schrofendurchsetzte Gipfelaufbau hinauf zur Östlichen Praxmarerkarspitze (2636 m) ist brüchig und ausgesetzt. Richtigen „Karwendelbruch", allerdings in gutmütiger Form, erlebt man beim Weiterweg über die Scharte auf den westlichen Gipfel (2642 m).

Berge im „Hintersten Loch"

Dreizinkenspitze (2602 m) und Grubenkarspitze (2661 m) sind zwei Touren für Karwendelliebhaber und -experten! Zunächst geht es, am besten mit dem Bike, durch das Hinterautal und an der Kastenalm vorbei auf einsamen Wegen weiter in das urige Rossloch. Nahezu senkrecht steigen hier zu beiden Seiten die Wände empor. Im hintersten Winkel führt der Weg steil in Richtung Rosskar. Hier kommt man an einem Quellbach vorbei – die letzte Wasserstelle!

Das Rosskar ist ein weites und sehr einsames Hochkar, in dem man sich leicht verlaufen kann. Der Weg ist mäßig markiert und verliert sich immer wieder. Im felsigen Gipfelaufbau der Dreizinkenspitze erleichtern Eisenstifte den Aufstieg. Noch uriger und etwas schwieriger ist der Aufstieg über den Südgrat auf die Grubenkarspitze. Der Fels ist hier plattig und trotz der geringen Schwierigkeit recht ausgesetzt. Wer es dennoch schafft, erreicht einen der einsamsten Karwendelgipfel, auf dem für mich persönlich das schönste Gipfelkreuz steht: ein schlichtes, verwittertes Holzkreuz mit einem kleinen Edelweiß aus Metall.

Schatzsuche im Vorkarwendel

Erlebnisse in den Bergen links und rechts des Rißbachs

>> Joachim Burghardt (Text und Bilder)

Den langen felsigen Hauptketten nördlich vorgelagert, breiten sich zwischen Isar und Achensee die Karwendel-Vorberge aus – ein weites Gebiet voller unspektakulärer, wenig beachteter Graskegel, Latschenkuppen und Waldflanken, aus denen lediglich ein paar bekanntere Spitzen wie der Schafreiter oder die Montscheinspitze hervorstechen. Wer stille Wege und intensive Naturerlebnisse sucht, wird dort das ganze Jahr über reich beschenkt.



Wo das Land vor den Bergen am flachsten ist, dort bin ich zu Hause. Und aus diesem ebenen Land, aus den heimatlichen Weiten des Dachauer Mooses vor den Toren Münchens, wandert mein Blick an vielen Tagen jedes Jahr bergwärts. Über Lichterkolonnen des Berufsverkehrs und den Dunst der bayerischen Millionenstadt hinweg, über die dampfenden Wiesen eines Junimorgens, durch herbstliche Baumreihen spähend oder in der von Rosa zu Blau wechselnden Kälte eines Winterabends: Immer suche ich die unverwechselbare Zackenlinie der höchsten Karwendelgipfel und finde sie, wenn die Luft klar genug ist, exakt südlich in 95 Kilometer Entfernung – die felsigen Gipfel von Kaltwasserkarspitze, Birkkarspitze und Ödkarspitze. Genau bis zu ihnen reicht die Fernsicht und nicht weiter.



Wenn ich sie sehe, werden leuchtende Bilder im Geiste wach: von einem heißen, nicht enden wollenden Aufstieg zur Kaltwasserkarspitze, der sich bis in die Dunkelheit hinzog. Wir richteten uns am Grat knapp unter dem Gipfel notdürftig zur Nachtruhe und bestaunten aus dem Schlafsack den mattrot leuchtenden Mars über dem Horizont. Oder Bilder von einer spontanen Abendtour auf die Birkkarspitze, die spätnachmittags um fünf am Parkplatz im Rißbachtal begann, bevor uns die unbändige Lust am Bergsteigen und schier unbegrenzter innerer Auftrieb im Eilmarsch bis zum höchsten Karwendelgipfel und wieder zurück ins Tal führten. Bilder schließlich auch von der Ödkarspitze, der wir uns in knapp achtstündiger Wanderung von Scharnitz durchs Große Ödkar näherten: Dort fanden wir eine vergessene, urtümliche Welt ohne menschliche Spuren vor und konnten staunend erleben, wie es sich anhört, wenn wirklich vollkommene Stille herrscht. Das sind meine großen, meine herausragenden Erinnerungen vom Wandern und Bergsteigen im Karwendel – vordergründig und präsent, so wie die höchsten Gipfel selbst eben auch.

Doch wo hohe Gipfel sind, da sind auch Vorberge, und wo starke Erinnerungen sind, da sind auch andere, die sich nicht immer nach vorne drängen, sondern bewusst aus der Tiefe hervorgeholt und wachgerufen werden wollen, wie die folgenden neun Erlebnisse aus den Bergen links und rechts des Rißbaches, deren schlichte Schönheit wie ein heimlicher Schatz weit in den Alltag hineinwirkt.

Winterbergsteigen am Vorderskopf

Es ist Dezember. Mit schweren Rucksäcken stapfen wir vom Rißbach in Richtung Vorderskopf hinauf, das flache Gipfelplateau des gut 1800 Meter hohen Bergs ist unser Ziel. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen, keine Spur in den tiefen Schnee gelegt. Die Fortbewegung geht im Schneckentempo vonstatten, strengt sehr an, kostet Zeit und Kraft. Immer wieder bleiben wir stehen, schauen tief atmend hinüber zum Schafreiter, den das späte Licht der Nachmittagssonne anstrahlt. Gehen wieder weiter, suchen den Weg. Bleiben

Kurz vor Sonnenuntergang die letzten Schritte zum Gipfel: Es sind Momente wie dieser hier am Galgenstangenkopf, an die man sich lang und gern zurückerinnert. Im Hintergrund links das Isartal, rechts mit dem markanten hellen Streifen das Grasköpfl.





Abendstimmungen im Karwendel: Im Februar bei grau-blauer Atmosphäre und eisigen Temperaturen von unter minus 15 Grad – und (rechts) im August, am Übergang von einem heißen Sommertag zu einer milden, hellen Mondnacht.

wieder stehen, lauschen, überlegen. Und als es schließlich dunkel wird, geben wir auf: Wir schaffen es heute nicht, haben hier heroben im einsamen, schwarzen Winterwald nichts mehr verloren. Zügig geht's wieder hinab – so überraschend zügig und einfach, dass man sich insgeheim fragt, ob man nicht doch hätte weitersteigen können. Traurigkeit kommt aber keine auf: Wir haben eindrucksvolle Stunden erlebt und sind eher amüsiert darüber, den Gipfel eines harmlosen kleinen Bergs nicht erreicht zu haben. Eine gute Lektion!

Noch mehr Kälte am Vorderskopf

Jahre später, im Januar. Wieder steht der Vorderskopf auf dem Programm, wieder liegt viel Schnee, wieder ist nicht gespurt, wieder sind wir nachmittags und ganz allein am Berg. Der Rucksack ist leichter als damals, aber der Körper, vor allem vom Bauch her, schwerer und festtäglich untrainiert; zudem herrscht gerade sibirische Kälte. In naivem, spätjugendlichem Überschwang stürmen wir los und übersehen den von der Schneedecke gut verborgenen korrekten Wegverlauf – schon finden wir uns hüfttief eingesunken irgendwo im Steilwald wieder und rätseln über die bestmögliche Route. Wieder gehen die Stunden und auch das Oberschenkelschmalz zur Neige, und es liegt erst die halbe Strecke bis zum Gipfel hinter uns, als in der eisig-pastellfarbenen Abenddämmerung der Entschluss zum Abstieg fällt – lachend machen wir uns auf den Weg ins Tal. Mit nach Hause nehmen wir außer den soeben gesammelten Erinnerungen auch einen Stein, den ich zuletzt noch – im Dunklen und bei minus 19 Grad – als Souvenir aus dem dampfenden Rißbach klaube. Der Bach ist über zwanzig Grad wärmer als die Luft, dabei aber noch mehr als dreißig Grad kälter als ich selbst – eine simple Erkenntnis, die mich fasziniert. Bis heute stand ich nie auf dem Vorderskopf, aber irgendwann werde ich es ein drittes Mal versuchen.

Winterabenteuer auf dem Juifen

Ein schöner Gipfelerfolg stand dafür in jungen Jahren auf dem Juifen zu Buche, dem nördlich vorgeschobenen Eckpfeiler der Karwendel-Vorberge. Gerade mal achtzehn Jahre alt und in der Bergsteigerei reichlich grün hinter den Ohren starteten wir nachmittags nach Schulschluss und fuhren über den Achenpass ein Stück nach Tirol hinein, um einfach mal den Juifen zu „machen". Dass an diesem Märztag möglicherweise die Zeit nicht reichte, dass Nebel am Berg hing und dass nur einer von uns beiden mit Schneeschuhen ausgestattet war, während der andere regelmäßig durch die Schneedecke brach, schien uns kaum zu stören.

Wir durchstreiften eine menschenleere, monotone Landschaft, standen an der Rotwandalm kurz vor der Umkehr, sahen aber plötzlich über uns die Wolken aufreißen und den tiefblauen Abendhimmel durchleuchten, kämpften uns schließlich über eine Tiefschneeflanke und den Südwestgrat hinauf und wurden belohnt. Lange nach Sonnenuntergang erreichten wir den höchs-





Morgenstimmungen im Karwendel: Zu Beginn eines sonnigen Frühlingstags auf der Soiernspitze (links) – und nach einer Novembernacht auf dem Schafreiter. Gipfel und Grate leuchten schon golden, während im Tal noch düstere Kälte herrscht.

ten Punkt und schauten in einen Traumabend hinaus: Unter uns nebelerfüllte Täler, über uns Mond und Sterne, am Horizont ein violettes Glimmen, rundherum Tiefe, Stille, Einsamkeit. Danach folgte der stundenlange, von Krämpfen begleitete nächtliche Rückweg, eine Gämse erschreckte uns mit ihrem unheimlichen heiseren Kreischen, das wir damals noch nicht zu deuten wussten, und endlich fand der Marsch am geparkten Auto sein herbeigesehntes Ende. Wie so oft empfanden wir die größte Euphorie nicht am Gipfel, sondern in den Momenten der wohlbehaltenen Rückkehr. Es war eine absurde nächtliche Parkplatzszene: körperlich zurück in der Welt der künstlichen Beleuchtung, des Asphalts, der unerbittlich rufenden nächsten Alltagspflicht; im Kopf und mit dem Herzen aber noch oben, draußen, frei … Daran, dass dieses Glück noch eine Zeit lang vorhielt, konnte nicht einmal der Wecker etwas ändern, der uns anderntags nach vier Stunden Schlaf wieder aus dem Bett quälte und zu zehn Schulstunden inklusive Sportunterricht rief. Diese Tour zum Juifen war mein allererster Besuch in den Karwendel-Vorbergen.

Frühlingsbeginn auf der Soiernspitze

Ganz anders erlebten wir das Gebirge auf der Soiernspitze: Sie ist mit ihren 2257 Metern höher als die meisten anderen kleineren und vorgelagerten Karwendelberge, aber immer noch niedrig genug, um auch im Gipfelbereich Wiesenbewuchs zu erlauben. Ein guter Grund, so fanden wir, um es sich dort oben einmal bequem zu machen und die ganze Nacht zu bleiben. Wir stiegen an einem Schönwettertag Ende April hinauf, als alles um uns herum den Frühling signalisierte: hier noch ein Schneefeld, dort erste Blüten, diesige, dampfige Luft und überraschend milde Temperaturen, dann wieder ein kalter Windstoß. Das ganze Gebirge schien im Aufbruch, im Umbruch begriffen zu sein; was wir erlebten, war nichts Eindeutiges, sondern ein Übergang. Und sogar die Soiernspitze selbst zeigte sich weder als typischer kleiner Vorberg noch als „richtiger" Karwendelbrocken, sondern als ein Zwischending, das die Vorzüge beider – Gras und Fels – in sich vereint.

Auf ihrem Gipfel dann, nach zügigem Aufstieg mit schwerem Gepäck, intensive, miteinander wetteifernde Eindrücke: Müdigkeit, Freude, Hunger, vor allem aber eine tiefe, gedämpfte Ruhe. An Fernsicht war überhaupt nicht zu denken; kaum, dass wir die direkt gegenüberliegenden Nordwände von Wörner und Hochkarspitze im abendlichen Dunst erspähen konnten. Die Sonne verschwand schließlich hinter einer Wolkenfront, die Nacht brach herein. Später ebbte der Wind ab, es wurde noch stiller. Wir lagen da – satt, behaglich und mit allem im Reinen – und sahen, wie der helle Mond mit der milchig-trüben Luft eine Stimmung von eigentümlicher Schönheit schuf. Anderntags folgte heiteres „Gipfelabräumen", wie es im Buche steht: Am höchsten Punkt begonnen, waren keine langen Aufstiege nötig, um die Reißende Lahnspitz, die Soiernschneid, den Feldern-







Schön geformt und dennoch kaum bekannt: die Rether Spitze (oben). Eine interessante Aufstiegsroute stellt der Südgrat dar, die Linie zwischen Schatten und Licht im linken Bildteil. An einem anderen Berg ganz in der Nähe standen diese kleinen Schönheiten am Wegrand.

kopf, das Feldernkreuz, die Schöttelkarspitze, den Seinskopf, den Signalkopf und den Lausberg nacheinander „einzusackeln" – eine reiche Ernte, durch die noch vor Mittag der Bergsteigerhunger des Tages gestillt war.

Frühsommertag auf der Rether Spitze

Nun ist es Juni, die Tage sind endlos lang, die Hitze des jungen Sommers noch ungewohnt heftig, das Mittagslicht gleißend und hart – außer, wenn eine dichte Wolkendecke den Himmel verhängt und einzelne kleine Regentropfen angenehm auf die freien Hautpartien treffen. So einen entspannenden grauen Tag habe ich erwischt, als ich mich in Achenkirch auf den Weg zur Rether Spitze im östlichen Teil der Karwendel-Vorberge mache. Je höher man auf dieser Tour steigt, umso ungetrübter ist das Naturerlebnis: Zu Beginn wandere ich noch über Großparkplätze, vorbei an Hotelkomplexen und Liftanlagen, es folgt der lange Fahrstraßenaufstieg zur Gröbenalm, dann kommt ein Wanderweg und zuletzt der weglose Südgrat der Rether Spitze, über den ich steil den höchsten Punkt des Berges erreiche. Weitum ist niemand zu sehen, das zweifelhafte Wetter hat wohl vielen die Lust aufs Wandern verdorben. Umso ungestörter kann ich rasten, lasse Blicke und Aufmerksamkeit zwischen ganz nahen Perspektiven und weiten Horizonten spielen: diese eigenartigen Blumen hier vor mir – ich kann sie nicht benennen; aber dort hinten, das ist die Lalidererspitze!

Die Reduktion der menschengemachten Dinge, die beim Aufstieg zu erleben war, geht sogar noch weiter, als ich zum nächsten Gipfel hinüberquere: Er hat nicht einmal einen Namen. Das heißt, zumindest in manchen Karten ist er unbenannt, und in anderen ist unklar, ob sich der Name„Rether Joch", der in seiner Nähe steht, auf den Gipfel oder den davor gelegenen Sattel bezieht. Es ist nicht wichtig. Noch ein bisschen streife ich umher und schaue ins weltferne Bächental hinab, bevor ich wieder zum Ausgangspunkt zurückkehre. In Erinnerung bleiben nicht die monströsen Bauten, die Bagger, die Werbetafeln des Talorts – von ihnen weiß ich nur noch, dass es sie gab, aber nicht mehr, wie sie aussahen –, sondern der grasbewachsene Grat an der Rether Spitze, das Summen der Insekten, die Blumen, der frühsommerlich-diesige Blick hinüber zur Karwendel-Hauptkette, die Brennnesseln auf dem namenlosen Nebengipfel.

Auf Pfadsuche am Grasköpfl

Ein anderes Mal bin ich am nördlichen Rand des Karwendelgebirges unterwegs – allein, auf Pfadsuche. In der Karte habe ich eine vielversprechende, schwarz gestrichelte Route entdeckt, die aus dem Isartal 700 Höhenmeter weit den Berg hinaufführt; offenbar ein alter, unmarkierter Almpfad, über den es weder in der Literatur noch im Internet Informationen gibt. Touristisch gesehen also Niemandsland und, wie sich bei der Begehung herausstellt, für findige Bergsteiger ein kleines Abenteuer: Mehrere Bäche sind ohne Brücke zu überqueren, der Pfad verschwindet mitunter im hohen Gras, über eine abschüssige, felsige Stelle gilt es konzentriert hinwegzubalancieren, genussreiche Wegabschnitte wechseln sich mit Passagen ab, wo keine Begehungsspuren mehr sichtbar sind und nur das Vorhandensein durchgesägter Baumstämme verrät, wo vor Jahren einmal ein Weg freigeschnitten wurde.

Zwischendurch drehe ich mich immer wieder um und staune über den Tiefblick zur silbrig glitzernden Isar, die kurz vorm Sylvenstein-Stausee noch einmal Wildfluss sein darf, bevor sie in das Korsett menschlicher Hochwasserregulierung eintreten muss. Das alles im Licht des Spätnachmit-



Bei Vorderriß treffen sich die beiden Hauptflüsse des Gebirges: der Rißbach und die Isar, die ab hier gemeinsam durchs Geröll mäandern und mit vereinter Kraft Karwendelsteine in die Welt hinaustransportieren.

tags und in völliger Abgeschiedenheit – ein Tag zum Träumen. Auf guten Wanderwegen eile ich im Anschluss noch auf das Grasköpfl, steige südlich hinab zum Wiesenbauern-Hochleger und komme dann in den seltenen Genuss eines Reitweg-Abstiegs, wie er komfortabler nicht sein könnte. In immer gleichem, sanftem Gefälle ohne Stufen hinab, letzte goldene Sonnenstrahlen, ein scheues Reh, das mit einem kurzen Rascheln im Wald verschwindet … Zuletzt noch vier flache, unangenehme Straßenkilometer in der Dunkelheit, um den Kreis zu schließen, doch die sind nur eine Fußnote; bedeutungsvoll und lebendig bleibt in der Erinnerung wie immer zuvorderst das Helle und Schöne. Und wenn es nur für einen halben Tag war: allein in wilder Natur, aber nicht in schrecklicher, sondern in idyllisch-wilder Natur – wie heilsam ist das!

Wandertrubel am Schafreiter

Im August kommt das Bergjahr zu seinem Höhepunkt: Ferienmonat, heiße Tage, volle Hütten, Autokolonnen im Rißbachtal und bunter Wandertrubel. Die oft gewittrige erste Sommerhälfte geht über in den klareren, stabileren zweiten Teil; der zuvor weißlich-trübe Himmel zeigt sich öfter in einem majestätischen Blau, die Tage werden bereits spürbar kürzer, und wer noch zwei, drei Wochen weiterdenkt, erahnt schon die Vorboten des Herbsts: erste heimliche Nebelschleier im nächtlichen Talgrund und verfärbte Tupfer in der sattgrünen Baumkrone. Noch aber herrscht unumschränkt der Sommer, die Wildblumen duften, und das Kuhgeläut bildet den freundlichen Hintergrund eines Wandertags im Karwendel.

Wir mischen uns ins fröhliche Treiben und wandern auf den Schafreiter. Er ist neben der Montscheinspitze der eigentliche „König" der Karwendel-Vorberge, eine weithin sichtbare, auffällige Pyramide – aber noch weit entfernt von der Ernsthaftigkeit wirklich großer Karwendelberge, was unter anderem auch die Hinterlassenschaften des Weideviehs bis zum höchsten Punkt hinauf belegen. Nach dem stillen Aufstieg über die Moo-





Als „Pfadfinder" unterwegs in den Karwendel-Vorbergen: Am grasbewachsenen Grat zur Baumgartenschneid ist die Orientierung einfach, und auch die markierten Alpenvereinswege an der Fleischbank (rechts) lassen kaum Zweifel über den weiteren Wegverlauf aufkommen.

senalm und das Kälbereck genießen wir am gut bevölkerten Gipfel den Rundblick und steigen dann zur Tölzer Hütte ab, wo wir uns stärken. Bis hierhin bereits eine gelungene Tour – doch das Tüpferl auf dem i folgt noch in Gestalt von zwei kaum bekannten Nebengipfeln des Schafreiters: Steil steigen wir hinauf auf das Delpsjoch und gehen auf einem schmalen Pfad direkt über den Grat hinüber zum Baumgartenjoch.

Es ist paradox: Fast in Rufweite des Trubels, nur einen Steinwurf von Tölzer Hütte und Schafreiter entfernt, spazieren wir ganz allein durch die hochstehenden Wiesen eines kaum bekannten Bergs, liegen am Gipfel in der Sonne, verdösen im Fliegengesumm die Mittagsstunde. Eben standen wir noch da drüben auf dem vielbesuchten Besuchermagnet, nun ist es fast so, als befänden wir uns an einem anderen Tag auf einer anderen Tour.

Beim weglosen Abstieg schließlich bahnen wir uns den Weg durch eine Herde aufdringlicher Schafe, die sich darüber zu wundern scheinen, Menschen zu sehen. Und auf dem weiteren Weg ins Tal begleitet uns die Freude darüber, an diesem Augustwochenende nicht nur dort gewesen zu sein, wo viele waren, sondern einen schönen Ort gefunden zu haben, an dem wir ganz unbehelligt, ganz für uns verweilen durften. Den Schlusspunkt dieser langen Tour bildet ein Badestopp an der Isar, den Epilog ein stilvoll genossener Eiskaffee in der Altstadt von Bad Tölz. Ein prächtiger Tag geht zu Ende, ein prächtiger Sommer wird bald dasselbe tun.

Eine Novembernacht am Schafreiter

Und ich muss schmunzeln, wenn ich noch einmal an den Schafreiter denke. Wie anders lagen die Dinge, als ich einmal im November dort hinaufstieg! Es war später Abend und längst völlig dunkel, als ich mich im stillen und menschenleeren Rißbachtal zum Aufbruch rüstete. Allein wanderte ich los, den Schlafsack mit im Gepäck, der Stundenzeiger stand kurz vor der Zwölf. Beim Gehen versuchte ich instinktiv, so leise wie möglich zu sein, auf keinen Fall wollte ich die Stille des nächtlichen Bergwalds stören. Ich wollte keinerlei Aufmerksamkeit erregen, sondern verstohlen wie ein Tier dort hinaufschleichen.

Es dauerte, bis ich mich daran gewöhnte, nach der Geborgenheit der eigenen Wohnung, ja noch des Autos, ohne Schutz und Begleitung in menschenferner, fast unheimlicher Natur unterwegs zu sein. Ich versuchte es mit einem völlig gleichmäßigen Gehrhythmus ganz ohne Pausen – und es gelang. Die bangen Gefühle wurden im wiegenden Takt der Schritte und des Atems schwächer, innere Ruhe trat an ihre Stelle. Bei der verlassenen Tölzer Hütte blieb ich ein erstes Mal stehen, genoss minutenlang die friedliche Atmosphäre dieser Nacht, schaute stumm in den Sternenhimmel hinaus. Und dann die letzte Etappe zum Gipfel: Noch einmal galt es, Kräfte zu mobilisieren, sich zur Konzentration zu ermahnen, um im felsigen Gelände bloß nicht fehlzutreten.

Kurz vor zwei Uhr morgens stand ich neben dem Gipfelkreuz, vollkommen eingetaucht und





Ganz anders auf einsameren Routen und vergessenen Pfaden: Diese können passagenweise vom hohen Gras überwuchert und kaum noch erkennbar sein (links), manchmal helfen aber noch alte Markierungen oder Stoamandl bei der Wegfindung.

umfasst von der Nacht, ganz gebannt von dem, was ich sah und erlebte. Die Bedingungen waren günstig, es hatte nur leichten Frost und wenig Wind. Am Horizont das Lichtermeer von München, eine andere Welt. An Ort und Stelle legte ich mich zur Nachtruhe, ein klein wenig Schlaf sollte doch noch sein … Doch bald nahte der neue Tag, eine lange spätherbstliche Nacht und mit ihr ein kurzes Biwak kamen zu ihrem Ende. Problemlos und zügig ging der Abstieg vonstatten. Und es war eine beinahe diebische Freude, in die große, laute Stadt zurückzukehren, deren Lichter ich nachts zuvor wie ein einsamer Wächter aus der Ferne bestaunt hatte.

Spätherbst auf dem Zotenjoch

Am Vorabend des Winters möchte ich noch einmal auf stillen Wegen in den Karwendel-Vorbergen unterwegs sein. Es ist der Nachmittag des 30. Novembers. Mit letzten Kräften hält sich noch immer der Herbst und lässt schneefreie Besteigungen zu. Mein Ziel: das Zotenjoch, ein Gipfel der zweiten Reihe ganz im Norden der Gebirgsgruppe, nah an der bayerisch-tirolerischen Grenze und gut versteckt zwischen den bekannteren Wanderbergen Demeljoch und Juifen. Meine Aufstiegsroute: ein spannender Parcours aus Forststraßen, nicht ganz leicht zu findenden Pfaden und weglosen Abschnitten.

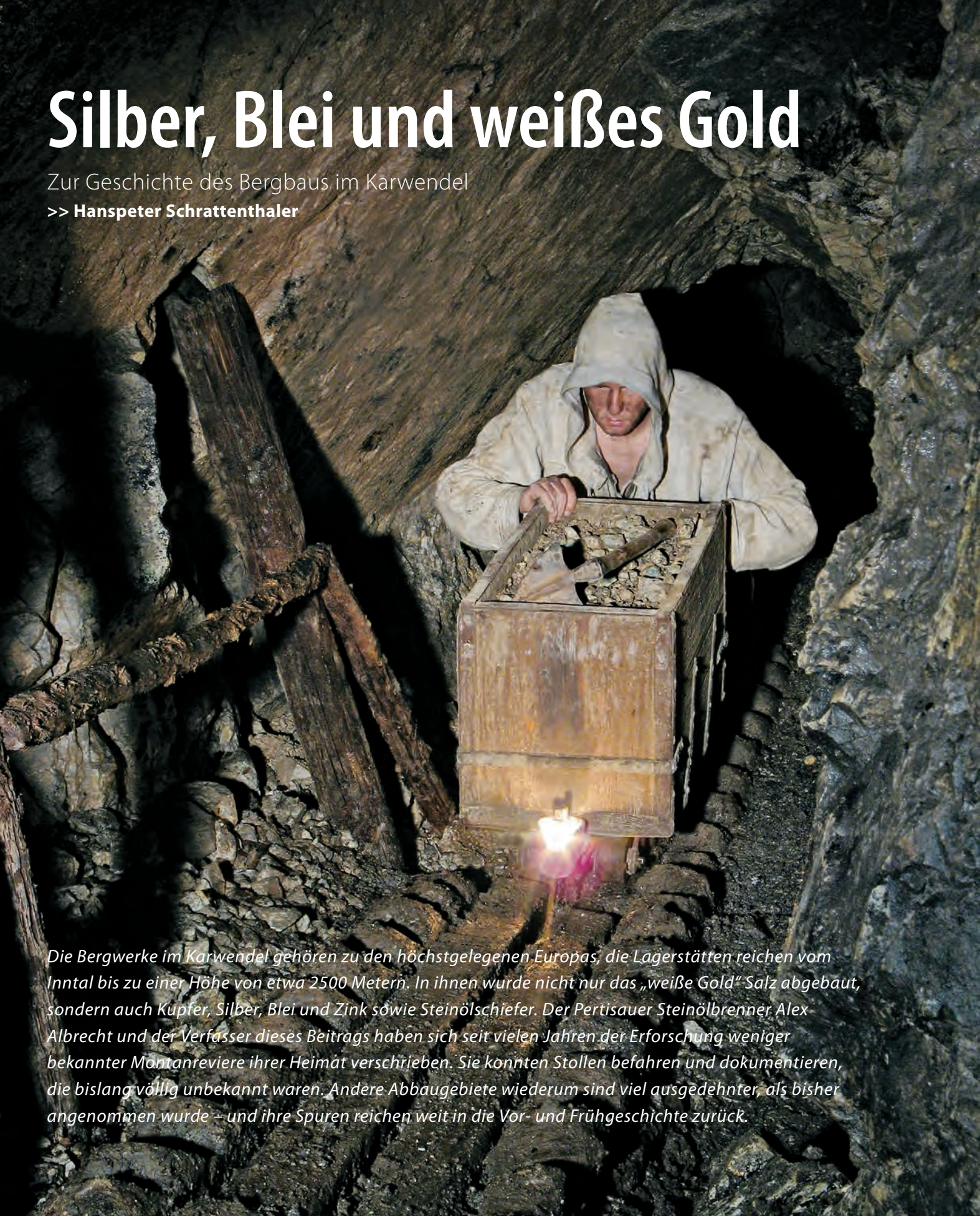
Ich steige, so schnell ich kann: Bereits vor halb fünf geht die Sonne unter, und es ist sicher, dass ich sie heute nicht mehr sehen werde. Dennoch beeile ich mich, um noch so viel Tageslicht wie möglich zur Verfügung zu haben und erst im Abstieg vollends in die Nacht zu geraten. Niemand ist mehr unterwegs, die Almen sind winterdicht gemacht, die Hütten verwaist und die Schranken geschlossen; Abgeschiedenheit und Stille umfangen den einzelnen Wanderer, der sich so spät im Jahr hierher verirrt. Durch Buchenwälder, über kleine Rinnsale hinweg, über Felsabsätze hinauf, durch dichten Jungwald und über morastige Böden, an ein paar Schneeflecken vorbei, über flache Almwiesen, dann sehr steil und weglos eine Grasflanke hinauf, hier eine verblichene alte Farbmarkierung auf einem Felsen, dort ein Rudel Gämsen, das mich wie immer sofort entdeckt, so unauffällig ich mich auch verhalte.

Im bereits verlorenen Wettlauf mit der sinkenden Sonne schinde ich mich höher, gönne mir kaum Pausen, ich pumpe mit stechenden Muskeln dem Gipfel entgegen, will diese letzte Tour der Saison noch einmal ganz intensiv erleben, keine überzähligen Reserven wieder mit ins Tal nehmen – und dann bin ich dort: Als Gipfelmal erwartet mich in ergreifender Schlichtheit ein Haufen Steine mit zwei zu einem Kreuz verbundenen krummen Ästen. Darin liegt ein Glas mit Schraubverschluss versteckt, um papierene Botschaften aufzunehmen und gegen Wind und Wetter zu schützen. Ich lese und schreibe. Die unzähligen Berge rundherum stehen dunkel und still da, ein düsterer Abend bricht herein, es ist der erste Advent. Morgen beginnt etwas Neues.

Silber, Blei und weißes Gold

Zur Geschichte des Bergbaus im Karwendel

>> Hanspeter Schrattenthaler



Die Bergwerke im Karwendel gehören zu den höchstgelegenen Europas, die Lagerstätten reichen vom Inntal bis zu einer Höhe von etwa 2500 Metern. In ihnen wurde nicht nur das „weiße Gold" Salz abgebaut, sondern auch Kupfer, Silber, Blei und Zink sowie Steinölschiefer. Der Pertisauer Steinölbrenner Alex Albrecht und der Verfasser dieses Beitrags haben sich seit vielen Jahren der Erforschung weniger bekannter Montanreviere ihrer Heimat verschrieben. Sie konnten Stollen befahren und dokumentieren, die bislang völlig unbekannt waren. Andere Abbaugebiete wiederum sind viel ausgedehnter, als bisher angenommen wurde – und ihre Spuren reichen weit in die Vor- und Frühgeschichte zurück.

Innsbruck als Bergbaustadt

Wenn vom Tiroler Silber-Kupferbergbau die Rede ist, denkt man sofort an Schwaz, „die Mutter aller Bergwerke". Um 1500, zur Blütezeit des Bergbaues, war Schwaz bekanntermaßen die größte Bergbaumetropole Mitteleuropas und mit 20.000 Einwohnern nach Wien die zweitgrößte Ortschaft im Habsburgerreich. Auch in Brixlegg, Rattenberg, Fieberbrunn und Kitzbühel wurden diese Metalle mit großem Erfolg abgebaut. Darüber vergisst man beinahe, dass auch in der Umgebung von Innsbruck viele Jahrhunderte lang nach diesen Erzen geschürft wurde. Die Höttinger Knappenlöcher sind vom Namen her heute vielleicht noch einigen Innsbruckern geläufig. Aber es wurde nicht nur im Höttinger Graben, sondern im gesamten Bereich zwischen der Kranebitter Klamm und Mühlau, vom Guggenbühler Innufer bis hinauf zur Bodensteinalm, sowie neben der Trasse der Hafelekarbahn bis hin zum Achselkopf Bergbau betrieben. Man könnte Innsbruck daher mit großer Berechtigung als Bergbaustadt bezeichnen, denn all diese Abbaue liegen im Gemeindegebiet, ja teilweise sogar im unmittelbaren Stadtbereich. Nicht umsonst hieß die heutige Universitätsstraße früher Silbergasse. Nach Mitte des 15. Jahrhunderts gab es zwei Schmelzhütten: eine private in Mühlau, in der Nähe des heutigen Gasthofs Koreth, und die landesfürstliche Hütte Kohlstatt im jetzigen Stadtteil Dreiheiligen. Es waren neben Bleierzen hauptsächlich silberhaltige Kupferfahlerze, die in diesem unteren Bereich der Nordkette abgebaut wurden. Gelegentlich fand man aber auch hier oxydische Erze wie den grünen Malachit oder den blauen Azurit. Letzterer wurde nicht nur als Schmuckstein verwendet, sondern zu Staub zermahlen und als Farbstoff an Maler wie Albrecht Dürer oder berühmte italienische Meister verkauft. Auch Leonardo da Vincis Mona Lisa, das wohl bekannteste Gemälde der Welt, wurde mit diesen Farbpigmenten gemalt. Einige Höttinger Erze wurden als „Glaserze" bezeichnet. Darunter verstand man Fahlerze mit einem besonders hohen Anteil an Silber.

Die älteste datierte Erwähnung der Erzgewinnung im Höttinger Bach stammt von 1479, wobei mit großer Wahrscheinlichkeit schon Gruben vor Mitte des 15. Jahrhunderts in Betrieb gestanden waren. Die Abbautätigkeiten reichen bis ins 20. Jahrhundert hinein, wobei die Blütezeit des Bergbaus im 16. Jahrhundert anzusetzen ist. Heute sind diese Stollen weitgehend in Vergessenheit geraten. Waren sie in der Nachkriegszeit noch Abenteuerspielplätze für manche Innsbrucker Kinder, so wurden einige dieser Stollen, soweit sie noch nicht verbrochen waren, von der Stadt Innsbruck in den 1950er-Jahren versperrt, da sie zur Trinkwasserversorgung herangezogen wurden. Allmählich aber verfallen die einstigen Einbaue an der Innsbrucker Nordkette, sie verwachsen und fallen Wanderern kaum mehr auf, und nur mehr Flurbezeichnungen wie Knappenlöcher, Knappensteig oder Knappenweg erinnern heute an die Innsbrucker Bergbauzeit.

Erste Besiedelung

Etwas unterhalb des Thaurer Rosskopfes befindet sich der nach allen Seiten steil abfallende kegelförmige Kiechlberg. Die auf 1028 Meter Seehöhe befindliche Bergkuppe lässt sich nur entlang eines mit Sträuchern und Bäumen bewachsenen Grates halbwegs passabel erreichen. Der in der näheren Umgebung lebende Künstler Franz Brunner konnte beim Absuchen des Geländes seit 1996 zahlreiche neolithische sowie früh- bis mittelbronzezeitliche Oberflächenfunde tätigen. Neben Keramikfragmenten aus diesen Epochen fand er auch Pfeilspitzen und Steinbeile, die aus Hornstein, Bergkristall und Serpentinit gefertigt wurden. Auch mehrere Objekte aus Kupfer und Bronze sind in seinem Fundinventar vorhanden. Zu den interessantesten Funden zählen sicherlich die metallurgischen Abfallprodukte wie Schlacken oder Gusskuchenfragmente, da in frühgeschichtlicher Zeit die Metallurgie ja noch in den Kinderschuhen steckte. Nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen wurden hier Erze aus dem nahen Bergbaugebiet Schwaz-Brixlegg verhüttet. Wenn man bedenkt, dass es Fahlerze ähnlicher Zusammensetzung auch aus dem Höttinger Graben gibt, stellt sich die Frage, ob vielleicht auch dort schon vor 4000 Jahren Bergbau betrieben wurde. Nicht einmal zwei Kilometer vom Kiechlberg entfernt befinden sich in der Nähe der Thaurer Burg die Thaurer Knappenlöcher: ein kleines Bergbaugebiet mit einigen wenig tiefen Stollen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, in denen wahrscheinlich Blei-, aber auch Kupfererze abgebaut wurden.

Erztransport mittels sogenanntem Spurnagelhunt: Bergauf erleichtern zwei parallel zum Gestänge angeordnete Steigbäume dem Truhenläufer das Vorwärtskommen.
© HP Schrattenthaler



Die Herrenhäuser im Halltal, erbaut in den Jahren 1777–1781, waren während der Blütezeit das Zentrum des Haller Salzbergbaus und dienten den Bergbaubeamten als Unterkunft und Verwaltungssitz.

© G. Amor

Seit 2007 wird der Gipfelbereich des Kiechlberges von Forschungsteams der Universität Innsbruck genau untersucht – mit sensationellen Ergebnissen. So wurden frühmittelalterliche Mauerstrukturen einer ottonischen Burg ergraben und eine Besiedelung von der Bronze-, Frühbronze- und Kupferzeit bis zurück zu einer Siedlungsphase am Übergang vom 5. ins 4. Jahrtausend nachgewiesen. Die exponierte Lage des Kiechlbergs eignete sich offensichtlich hervorragend zur Verteidigung. Die Analyse der aufgefundenen Tierknochenabfälle sowie verkohlter Getreidekörner lässt Rückschlüsse auf die Wirtschafts- und Lebensweise der einst hier lebenden jungsteinzeitlichen Menschen zu. So wurden außer den Knochen von Haustieren auch Knochen von Wildtieren wie Rothirsch, Wildschwein, Gämse, Reh, Bär, Biber, Feldhase und Steinbock nachgewiesen, die sicherlich in der Umgebung dieser Höhensiedlung bejagt wurden. Mit Funden und Forschungsergebnissen wie diesen erscheint die früheste Besiedlungsgeschichte des Karwendels und Tirols in neuem Licht.

Der Salzbergbau zu Hall

Viele Mythen und Sagen berichten vom Auffinden der Bodenschätze des Karwendelgebirges. So soll ein Hirte Salz entdeckt haben, als er sein Lagerfeuer mit Quellwasser löschte und an den verkohlten Holzresten Salzkrusten fand. Eine andere Sage berichtet, dass Jäger und Hirten immer wieder beobachteten, wie weidendes Galtvieh, aber auch Hirsche, Rehe und Gämsen, sich besonders gern an bestimmten Plätzen aufhielten, um an salzhaltigen Steinen zu lecken, worauf man zu graben begann. Im Halltal, nur wenige Kilometer nördlich von Hall in Tirol, lag der westlichste Salzbergbau der Ostalpen. Als er im Jahre 1967 stillgelegt wurde, konnte er auf eine beinahe 700-jährige Betriebsgeschichte zurückblicken. Der durch acht Hauptstollen aufgeschlossene Salzstock reichte von 1334 Meter Seehöhe bis auf 1635 Meter und war somit der höchstgelegene Salzbergbau der Ostalpen. Die Ausdehnung des gesamten, heute zum Teil nicht mehr zugänglichen Streckennetzes samt den alten Einbauten wird auf etwa 40 Kilometer geschätzt. Eine relativ unbedeutende Menge des Salzes wurde in fester Form bergmännisch abgebaut und für das Vieh als Lecksalz verwendet. Ansonsten hat man das „weiße Gold" in der gesamten Geschichte dieses Bergbaus durch kontrollierte unterirdische Auslaugung des Gebirges gewonnen. Hierzu wurden mit Keilhaue, aber auch mit Schlägel und Bergeisen und ab dem 18. Jahrhundert durch Sprengarbeit große Hohlräume geschaffen, die dann mit Süßwasser angefüllt wurden. Nach einer vierwöchigen Auslaugezeit konnte die bis zu 35 Prozent salzhaltige Sole abgeschöpft werden. Zum weiteren Aussieden floss sie durch eine lange hölzerne Rohrleitung bis in die Haller Saline.

Der älteste erhaltene urkundliche Beleg für die Salzgewinnung stammt aus dem Jahre 1156. Demnach schenkte Graf Albert III. von Tirol dem Marien- und Johanneshospital in Lengmoos am

Ritten bei Bozen etwa 1380 Kilogramm Salz aus der Saline östlich seiner Burg Thaur. Diese „Ursaline“ dürfte später, wahrscheinlich wegen Holzmangels, nach Hall in die Nähe des Inns übersiedelt sein, wo schon 1307 der erste Holzrechen für das aus dem Tiroler Oberland angeflößte Holz errichtet wurde. Holz, das für die Befeuerung großer Salzsiedepfannen in Unmengen verbraucht wurde. Im 16. und 17. Jahrhundert erlebte der Salzbergbau seine große Blütezeit, ab dem 18. Jahrhundert hatte er zunehmend mit Krisen und Absatzschwierigkeiten zu kämpfen. Trotzdem konnte er bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus bestehen.

Ein Ausflug nach Hall und ins Halltal empfiehlt sich für alle am Bergbau Interessierten. Im Bergbaumuseum im Herzen der Haller Altstadt bekommt man einen hervorragenden Untertageeindruck vermittelt. Der interessierte Wanderer kann, von Absam-Eichat ausgehend, durch das leicht ansteigende märchenhafte Halltal zum Fuße des Haller Salzbergs gelangen, wo heute noch massige Taubhalden, Stollen und die mächtigen Herrenhäuser von der goldenen Zeit des Salzbergbaus im Karwendel erzählen.

Einige Funde sprechen dafür, dass man im Halltal bereits in prähistorischer Zeit Bergbau betrieben hat. Schon vor Jahrzehnten hat man am Haller Salzberg und am Heuberg im Bereich des Hochmahdkopfs zwei mittelständige Lappenäxte aus Bronze aufgefunden. Solche Gerätschaften wurden auch am Dürrnberg bei Hallein und am Hallstätter Salzberg als bergmännische Werkzeuge beim Salzbergbau eingesetzt und auf die Eisenzeit datiert.

Für Tirol ist der Nachweis einer prähistorischen Salzgewinnung eine Sensation. Jüngste Ausgrabungen der Stadtarchäologie Hall in Tirol lassen vermuten, dass das Salz beim ehemaligen Kloster bei St. Magdalena im Halltal bereits vor über 2500 Jahren gewonnen wurde. Die Reste eines großen Ofens und enorme Mengen an Keramikbruchstücken aus der Zeit um das 6. Jahrhundert vor Christus deuten auf eine gewerbliche Nutzung hin. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat man in derartigen Öfen Salz durch Versiedung von Sole in großen Keramikgefäßen gewonnen. Auch eine bronzene Gewandspange (Fibel) aus der gleichen Zeit konnte im Umfeld dieser Grabung geborgen werden.





Außergewöhnliche Fundstücke: Alpenopal, anpoliert (oben), Finder: C. Böck und F. Fischer; fossile Fische aus dem Urmeer Tethys (unten), Finder: Alex Albrecht.

© C Böck/F. Fischer (oben); H. Zak (unten)

Ammolith – der „Alpenopal“

Dieser wunderschöne und außergewöhnliche Schmuckstein wird im Karwendel aufgefunden, wurde aber wegen seiner Seltenheit nie bergmännisch abgebaut. Da es weltweit nur ganz wenige Ammolith-Fundstellen gibt, soll er hier erwähnt werden. Der in allen Farbkombinationen schillernde Stein besteht aus 240 Millionen Jahre alten fossilen Muschel-, Schnecken- oder Ammonitenschalen und gehört, ähnlich wie Bernstein und Perlen, zu den seltenen Schmucksteinen organischer Herkunft. Trotz seiner geringen Härte von 5,5 (Mohs'sche Härtegrade) zählt er zu den „echten“ Edelsteinen. Die bekanntesten Ammolithvorkommen befinden sich in Montana in den USA und Alberta im Süden von Kanada. Dort wurde der





Zeugen vom Bergbau im Bereich Vomper Loch: die kleine Knappenhütte vor der Brantlspitze und die vielen Stufen, die von Bergknappen in den Fels gehauen wurden.

© A. Albrecht (links), HP Schrattenthaler (rechts)

Ammolith schon vor Jahrhunderten von den indianischen Ureinwohnern als heiliger Stein verehrt und für Zeremonienzwecke verwendet. Als „Büffelstein" oder „Drachenschuppe" bekannt, hatte man sie bei der Büffeljagd zum Anlocken oder zum Schutz eingesetzt.

In Österreich wurde der Ammolith das erste Mal im Jahre 1780 in Bleiberg bei Kärnten in einem Galenitbergbau entdeckt. Diese Fundstelle im St.-Oswald-Stollen war aber schon nach drei Jahren erschöpft und ausgebeutet. In Mineralienzeitschriften stand der Ammolith aus dem Karwendel in den letzten Jahren immer wieder im Mittelpunkt des Interesses. Neben der schon lange Zeit bekannten Fundstelle Gschniergraben am Lafatscher Joch wurden auch das Halltal und andere Auffindungsorte im Karwendel genannt. Wer das Glück hat, diesen begehrten Zauberstein zu finden, der sollte ihn schleifen oder polieren lassen. Mit seinen rubinroten, smaragdgrünen und bernsteingelben Farben kann es ein guter „Alpenopal" mit jedem anderen Edelstein der Welt aufnehmen.

Silber-Bleibergbau

Wie kamen nun die Menschen vor vielen Jahrhunderten auf die Idee, in den Karwendelbergen nach Erzen zu suchen? Es könnten Fundstücke von Silber-Bleierz in den Bachläufen des Vomper Loches oder der Isar gewesen sein, die sie veranlassten, bergwärts zu steigen, um nach Erzausbissen, von denen diese besonderen Gesteine stammen, Ausschau zu halten. Aber auch Pflanzenbewuchs von sogenannten Zeigerpflanzen gab Hinweise auf Erzgehalte im Boden.

Bereits im Jahre 1276 soll es im hinteren Teil des Vomper Lochs Bergbau auf Silber-Bleierz gegeben haben. Als dann ab 1409 die reichen Fahlerzlagerstätten um Schwaz entdeckt wurden und die große Zeit des Tiroler Bergbaus anbrach, begann auch der Bergbau in den Karwendeltälern so richtig zu blühen. War man zunächst ganz auf die Gewinnung des im Blei enthaltenen Silbers bedacht, rückte nun das Blei selbst in den Vordergrund, denn zum Ausbringen des Silbers aus den Schwazer Fahlerzen benötigte man immense Mengen von Blei. Beim sogenannten Kupferfrischen, dem Zusammenschmelzen von silberhaltigem Kupfer mit Blei, verband sich das Silber mit dem Blei. Aus dieser Legierung von silberreichem Blei und silberarmem Kupfer konnte das Silber dann leicht gewonnen werden.

Viele Schmelzhütten standen im Tiroler Unterland im Einsatz. Neben Kundl, Brixlegg, Vomp und anderen waren nach 1534 allein in der Jenbacher Hütte 36 Hochöfen im Dauerbetrieb.

In den nächsten 120 Jahren konnte man gar nicht genug Bleierz Richtung Schwaz karren, durch den boomenden Silberbergbau war die Nachfrage enorm. Um 1500 gab es sogar ein Ausfuhrverbot von Blei nach Italien und Ungarn. Das meiste Blei für Schwaz kam aus den Bergwerken am Schneeberg im Ridnaun und aus Gossensass, aus Imst und Reutte in Tirol sowie von Bleiberg in Kärnten. Eine nicht zu vernachlässigende Menge





Auf den Spuren der bergmännischen Vergangenheit: Alex Albrecht in einem mit Stempeln gut abgestützten Stollen am Halleranger; links: Hanspeter Schrattenthaler vor einem Depotfund von Bergeisen und Schlägeln.

© HP Schrattenthaler (rechts), A. Albrecht (links)

stammte aber auch aus den hochgelegenen Karwendeltälern. Hier befanden sich einige wichtige Abbaugebiete von Silber, Blei und Zinkerzen. Lange Zeit wusste man mit den Zinkerzen, die oft zugleich mit Blei-Silbererzen vorkamen, nichts anzufangen, erst Jahrhunderte später, als man sie schließlich verhütten konnte, wurden sie für die Messingproduktion eingesetzt.

Mit „Silberner Hansl" wurde das Abbaugebiet an den Südhängen des Reps, oberhalb der Kastenalm bezeichnet, das bis hinauf zum Gipfelbereich auf 2160 Metern mit vielen Stollen in Betrieb stand. Auch an den Westhängen des Überschalljochs wurde mit großem Erfolg Bergbau betrieben, ebenso im Vomper Loch. Dort gab es Baue am „Knappenwald" und etwas weiter drinnen, vom Moosbödele weg bis hin zum Fuße der Brantlspitze, viel gut gebaute Einbaue und kleinere Tagbaue. Im Westteil der Karwendeltäler ist Bergbau am Katzenkopf bezeugt und durch die Lagerstätten des Hochgleirsch (2492 m), die bis in Gipfelnähe beschürft wurden. Auch zahlreiche Vorkommen in der Solsteinkette wurden ausgebeutet, nicht zu vergessen die Abbaugebiete im Rossloch (das Tal zur linken Seite der Kastenalm) und noch einige andere mehr, die allesamt das Karwendel zu einem bedeutenden Bergbaugebiet machten.

Ab 1570 ließ das große Geschäft rund um den Bergbau allmählich nach. Die Schwazer Kupfer-Silberminen gaben nicht mehr so viel her wie in den ersten hundert Jahren, damit wurde auch viel weniger Blei für das Kupferfrischen benötigt. Aber auch das viel günstigere Silber aus der „Neuen Welt" machte die Bergbaugeschäfte nun weniger rentabel. Der Adel, der die Montangeschäfte finanzierte, sowie große kapitalkräftige Gewerke wie die bekannte Augsburger Handels- und Gewerkefamilie Fugger begannen sich von den Bergbaugeschäften zurückzuziehen. Die ausgebeuteten Bergwerke wurden entweder der Natur oder den entlassenen Bergknappen überlassen, die dann als „Freigrübler" auf eigenes Risiko weiterschürften.

Erst mit den in Mode kommenden Schusswaffen für die Landesverteidigung im 17. Jahrhundert wurde wieder vermehrt Blei benötigt, und das löste ein kleines neues Bergbaufieber aus. Es begann die Zeit der Kleingewerken. So wurden an Knappen aus Hall, Thaur und Schwaz, die sich öfter zu kleinen Gruppen zusammentaten, Schurfrechte vergeben. Auch der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung, die ihr Glück versuchte, dürfte laut Aufzeichnungen recht hoch gewesen sein, denn allein im Lafatsch wurden nicht weniger als 124 Schurfrechte verliehen. Darüber, wie die dort von Hand auf Scheidesteinen geschiedenen (zerpochten) Erze zu Tal gebracht wurden, weiß man recht wenig. Wahrscheinlich wurde ein Teil der Erze mit Saumtieren durch das Hinterautal nach Scharnitz gebracht und ein anderer Teil durch das Vomper Loch bis zum Knappensteig und weiter über die Walderalm ins Inntal geschafft.

An den Abbauspuren aus diesen Zeiten kann man oft die ärmlichen und verzweifelten Verhältnisse erkennen, die damals geherrscht haben müs-







Manche Stollen wirken wie hastig verlassen: Hölzerne Scheibtruhe und tönerne Unschlitt-Lampen (oben) in einem Stollen am „Silbernen Hansl".

Rechts: Alex Albrecht vor einem Tagebau im Vomper Loch.

© A. Albrecht, HP Schrattenthaler (rechts)

sen. So hat man oft nur das Allernötigste an taubem Gestein weggearbeitet, um in niederen und engsten Stollengängen noch an restliche Erze zu kommen. Auch ehemals zum Schutz vor dem Einstürzen stehengelassene Pfeiler wurden zwecks Resterzgewinnung einfach weggeschrämt. Stollen und Abbauspuren in abweisenden Felswänden beweisen, dass den damaligen Knappen keine Wand zu steil und keine Schlucht zu eng war, um an die begehrten Erze zu kommen.

Häufig finden sich nur wenige Meter tiefe Abbaue und kleinere Tagbaue, an denen lediglich prospektiert wurde. Meist blieb es bei Schurfversuchen, die, wahrscheinlich aus Geldmangel, bald wieder eingestellt wurden. Nur ganz wenigen dieser Kleingewerke gelang es, leidlich erfolgreiche Unternehmer zu werden.

Diese großen, oft Hunderte Meter tiefen Stollen im Karwendel, aber auch kleinere Tagbaue, Zechen und Schürfe wurden bis auf einige Ausnahmen mit Schlägel und Eisen händisch ausgehauen, nur an wenigen Stellen kann man anhand von Bohrpfeifen Sprengen mit Schwarzpulver erkennen, das ab dem 17. Jahrhundert spärliche Verwendung fand.

Die Abbauspuren aus der Bergbauzeit sind heute für den Wanderer und Bergsteiger kaum mehr als solche zu erkennen. Allein die massige Bergbauhalde hinter der Kastenalm, die von jüngsten Bergbauversuchen des 20. Jahrhunderts zeugt, ist unübersehbar. Höher droben, bei den alten Bergbaurevieren, sind die meisten der Stollenmundlöcher verbrochen und zugewachsen und viele Bergbauhalden mit Latschen bewachsen und kaum mehr als solche auszumachen. Schnee, Felsstürze, Lawinen und Murenabgänge haben diese Zeugnisse der Vergangenheit unter sich begraben und verschwinden lassen. Von den barackenartigen Unterkünften der Knappen, die es sicherlich zuhauf gegeben hat, sind nur mehr ganz wenige Überreste in Form von trockengemauerten rechteckigen steinernen Grundmauern vorhanden. Im Eingangsbereich der Stollen vorgefundenes Heu und Stroh, aber auch sogenannte Bühnenlöcher über den Stolleneingängen, die der Holzkonstruktion eines einfachen Dachs gedient haben könnten, lassen vermuten, dass Knappen auch vor und in Mundlöchern gewohnt und geschlafen haben. Auf Bergbauhalden aufgefundene rucksackgroße Erzscheidesteine mit schalenartigen Vertiefungen weisen auf händisches Erzscheiden hin, also das Trennen der Erze vom tauben Gestein mit einem Hammer. Schmiedeschlacken vor einigen Stolleneingängen beweisen, dass weit oberhalb der Baumgrenze auch einfache Schmiedetätigkeiten wie das Spitzen von Bergeisen ausgeführt wurden.

Während die Spuren des Bergbaus obertags mehr und mehr verschwinden, glaubt man in manchen der zum Teil äußerst schwer zugänglichen Stollen fast, in einem Schaubergwerk zu sein. Manche „Abbauörter", die seit Jahrhunderten kein Mensch mehr betreten hat, sehen aus, als hätten die Bergknappen am Vorabend die Werkzeuge niedergelegt und würden gleich wieder kommen, um ihr Werk fortzusetzen. Man findet hölzerne Steigbäume, Leitern und viele Stempel, die als Schutz vor dem Einstürzen zum Auspelzen der Stollen verwendet wurden. Am Boden entlang der Stollengänge liegen viele Laufmeter von vierkanthölzigen Gestängen, die als Schienen dienten für die hölzernen, mit Eisen beschlagenen vierrädrigen Bergtruhen („Spurnagelhunt"), mit denen das Taubmaterial aus dem Berg gebracht wurde. Weiters wurden einfache Bänke und drei-



Blick vom „Silbernen Hansl", dem Bergbaugebiet an den Südhängen des Reps, auf die Hallerangeralm mit Überschalljoch.
© A. Albrecht

beinige Hocker, auf denen gearbeitet wurde, sowie geschnitzte Tröge gefunden. Überall kann man in diesen Stollen abgebrannte Kienspäne sehen, die als Lichtquelle für die Ein- und Ausfahrt benutzt wurden. Auch viele Scherben von zerbrochenen Tonlampen sowie einige komplett erhaltene wurden gefunden. In diesen damals weit verbreiteten schiffförmigen Lampen wurde Unschlitt (Tierfett) als Brennstoff verwendet.

Völlig unverständlich ist das Auffinden vieler für die damalige Zeit so wertvoller eiserner Werkzeuge wie Bergeisen und Schlägel in mehreren Gewichtsklassen sowie eine Menge eiserner Keile in allen Größen, die zum Spalten der Felsen verwendet wurden, und vieles mehr. Nur wenige Objekte wurden für museale Zwecke fachmännisch geborgen. Bergbaustollen sollten ohne eigene Spuren zu hinterlassen zurückgelassen werden. Über manche Bergwerke im Karwendel gibt es Bereiche und Perioden, die gründlich erforscht und geschichtlich einwandfrei belegbar sind, wieder andere waren mit wenigen oder keinen Belegen nur lückenhaft dargestellt; ihnen galt die langjährige intensive Forschungsarbeit von Alex Albrecht und des Verfassers. Vielleicht kann auch durch diesen Bericht ein wenig Licht in die Geschichte dieser schon lange verlassenen Bergwerke gebracht werden. Glück auf!

Literatur

Gert Goldenberg, Ulrike Töchterle, Klaus Oeggl & Alexandra Krenn-Leeb (Hrsg.): Forschungsprogramm HiMAT. Neues zur Bergbaugeschichte der Ostalpen, Archäologie Österreichs Spezial/4, Wien 2011.

Mutschlechner, Georg: Der Bergbau an der Innsbrucker Nordkette zwischen Kranebitten und Mühlau, Veröffentlichung des Innsbrucker Stadtarchivs, Folge 5, 1975.

Rieser, Brigitte/Schrattenthaler Hanspeter: Prähistorischer Bergbau im Raum Schwaz – Brixlegg, Edition Tirol, 2002.

Spötl, Christoph: Die Salzlagerstätte von Hall in Tirol – ein Überblick über den Stand der geologischen Erforschung des 700-jährigen Bergbaubetriebes, www.landesmuseum.at

Tasser, Rudolf: Das Bergwerk am Südtiroler Schneeberg, Landesbergbaumuseum, Verlagsanstalt Athesia, 1994.

Zanesco, Alexander: St. Magdalena/Halltal, Grabungsbericht Stadtarchäologie Hall i. Tirol, September–Oktober 2007.



Zwischen Albtraum und Wahnsinn

Die Klettergeschichte des Karwendels hat einen besonderen Ruf

>> Andi Dick

Der Fels des Karwendels entstand in einer Lagune eines Urmeer-Atolls. Aber mit Strandurlaub hat das Klettern hier überhaupt nichts zu tun – bis auf ein paar Ausnahmen.

Eine gelbe Krümelrinne, die unten steil abbricht, führt von der Abseilstelle unter einen senkrechten morschgrauen Aufschwung. Nicho balanciert sich im abschüssigen Gelände aus und gibt das Seil durch die Hände, Sicherungen legen kann man hier eh nicht, die Felsstrukturen halten höchstens, wenn man sie streichelt, nach unten-innen schiebt, während der Körper versucht, gewichtslos zu werden. Auf der anderen Seite geht's durch ein Mikadospiel aufgetürmter Legobrocken wieder nach unten – und dann ist es noch eine gute Stunde aufmerksames Klettern zum Gipfel und zwei Stunden noch konzentrierterer Abstieg im Schrofenbruch, bevor wir stolz sein dürfen auf eine Begehung des Barthgrates (III– oder eher IV?) an der Mittleren Jägerkarspitze.

Tags darauf: anderer Partner, gleiche Zufahrt per Rad, nur eine Talverzweigung weiter. Eine 150 Meter hohe, kompakte Plattenmauer schießt über uns aus dem Wald. Betonfester, dunkelgrauer Kalk, scharfe Leisten, zerfressene Erosionslöcher erlauben herzhaftes Reißen und entspanntes Treten, von Bohrhaken gesichert. In einer halben Stunde sind wir abseilend wieder am Fuß der Repswand und bald drauf bei Kuchen und Radler an der Kastenalm.

135 Jahre liegen zwischen den Erstbegehungen des Barthgrates und des „Singletrails" (VIII–) an der Repswand. Eine Spanne, in der das Klettern im Karwendel eine ähnliche Entwicklung durchgemacht hat wie in vielen anderen Regionen – und dabei doch etwas Besonderes geblieben ist. Man kann heute an Bohrhaken gesichert schwer sportklettern, sogar ein paar Plaisirrouten wurden schon eingerichtet, in einem Fels, dessen Qualität das positive Prädikat „Wahnsinn" verdient – besser ist Wettersteinkalk nirgends. Aber er kann hier auch albtraumhaft brüchig sein und die schwärzesten Fantasien abgebrühter Alpinisten übertreffen. Ein gewisser Ernst steigt jedenfalls immer mit, nicht nur auf den Spuren von Barths oder in den dunklen Wänden der Laliderer.

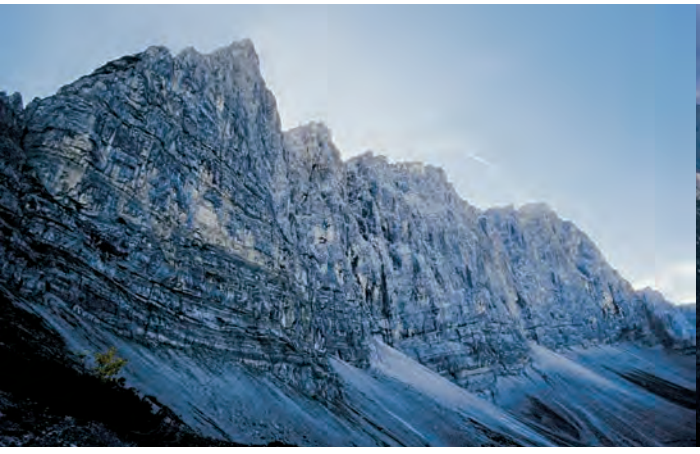
Das Karwendel ist unter allen Gebieten der Nördlichen Kalkalpen das wildeste: großzügig und erhaben. Vier parallele Felsenkämme zwischen Voralpen und Inntal, felsige Drachenrücken, die in steilen Flanken hinunterbröseln in lange Täler und in einsamen Gipfeln kulminieren.

Was muss das für ein Gefühl gewesen sein für den 35-jährigen Juristen Hermann von Barth, der 1870 alleine das Gebiet durchstreifte und 88 Gipfel bestieg, viele davon als Erster. *Rase der Sturm mit zehnfacher Gewalt, ich schleudere ihm frevelmütig meinen gellenden Jauchzer entgegen! Im Kampfe mit dem entfesselten Element bin ich der Stärkere – und bin allein.* Allein stieg er hinauf, auf schwachen Pfadspuren, wo keine Markierungen und Steinmännchen den Zweifel am richtigen Weg beruhigten, wo die Trümmerhaufen von Alpenfaltung und Erosion noch im ungebändigten Urzustand über der Tiefe schwebten.

Ein Gebirge zum Erforschen, quasi unberührt – einmal außer Acht gelassen die Besteigung der Frau Hitt im heutigen Klettersteig- und Freeriderevier der Seegrube über Innsbruck 1580 durch den Innsbrucker J. G. Ernstinger. Von Barth gab vielen Gipfeln ihre Namen und hielt seine Forschungsergebnisse auf 950 Manuskriptseiten fest,

„Himmel und Hölle" kann das Klettern im Karwendel sein. In Heinz Zaks gleichnamiger Route (IX, linke Seite) an den Schnitlwänden ist der Fels traumhaft fest, dafür die Schwierigkeit hoch, am Barthgrat (III, unten rechts) ist es genau umgekehrt. Und an den Laliderer-wänden (unten links) sind die Perspektiven hinsichtlich Schwierigkeit, Festigkeit und Absicherung alle eher düster; das Erlebnis dafür eindrücklich.

© H. Zak (links), A. Dick (unten)













Die Innsbrucker „Wilde Bande" unter Carl Gsaller (1851–1931; Mitte) brachte in den 1890er-Jahren mit 61 Erstbesteigungen das Bergsteigen im Karwendel voran. Auch an der Bergung von Otto Melzer (1869–1901, unten) aus der Praxmarerkarspitze-Nordwand waren sie beteiligt. Den Anfang gemacht hatte Hermann von Barth (1845–1876, oben), seine Erstbesteigungserfolge in den Nördlichen Kalkalpen sind beispiellos.

© Archiv des DAV, München (oben und unten); aus: Innsbruck Alpin, hg. v. W. Nairz und K. Gabl, Innsbruck 1994, S. 10 (Mitte); aus: G. Amor, Die Bettelwurfhütte im Karwendel, Innsbruck 2007, S. 36 (oben rechts).

doch niemand wollte sie drucken. Und der Eroberer des Unnützen zog das Fazit: *Wenn ich mein Leben ferner wollte auf's Spiel setzen, so geschah es … ohne anderen Grund und Fug als das eigene Vergnügen, die eigene Leidenschaft.*

Der Barthgrat war für den Pionier der Höhepunkt – an Leistung wie Risiko. Als nach heikelsten Stellen (*der eisengepanzerte Fuß gleitet kreischend an den griesigen Platten ab, die Hand tappt vergeblich am Felsen nach Halt, fußstarke Trümmer des Gemäuers brechen bei bloßer Berührung los wie faules Holz*) am Gipfel ein Felsbrocken unter seinen Füßen wegbricht, rettet er sich durch einen instinktiven Sprung nach hinten und ruft dem abgestürzten Bergstock sein berühmtes *Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!* hinterher. Sein Fazit: *Heute war ich gegangen, wo selbst die Gemse umkehrt. Es war zu viel, zu arg. Ich wünschte mir keine Steigerung mehr – ich habe auch keine mehr gefunden.*

Die Steigerung suchten andere, weit jenseits gämsentauglichen Geländes. In den 1890er-Jahren eroberte die „Wilde Bande" aus Innsbruck um Karl Gsaller 61 weitere Gipfel. Ein anderer Innsbrucker, Otto Melzer, durchstieg 1896 die 1200 Meter hohe Bettelwurf-Nordwand (IV) und 1901 den klassisch-wilden Grubenkarpfeiler (IV–, 800 m), die Münchner Malerfreunde Otto Bauriedl und Adalbert Holzer eröffneten 1902 den „Schiefen Riss" (600 m, V–) an der Spritzkarspitze über der Eng, der im AV-Führer von 1984 noch für „herrlich festen Kletterfels" gerühmt wurde, im neuesten Panico-Kletterführer aber als „nach modernen Maßstäben etwas brüchig" gilt. Spannend war es jedenfalls auch damals: *Mit ausgestreckten Händen taste ich nach Griffen … und wirklich, ich finde Halt. Mit einem Finger? Mit zweien? Was kümmert mich das!* (O. Bauriedl) Adolf Schulze (Erstbesteiger der Uschba) und Ludwig Distel begingen 1904 die Nordwand der Kaltwasserkarspitze (900 m, IV), Heinrich Haff und Ernst Euringer die gleich hohe Nordostwand der Grubenkarspitze.

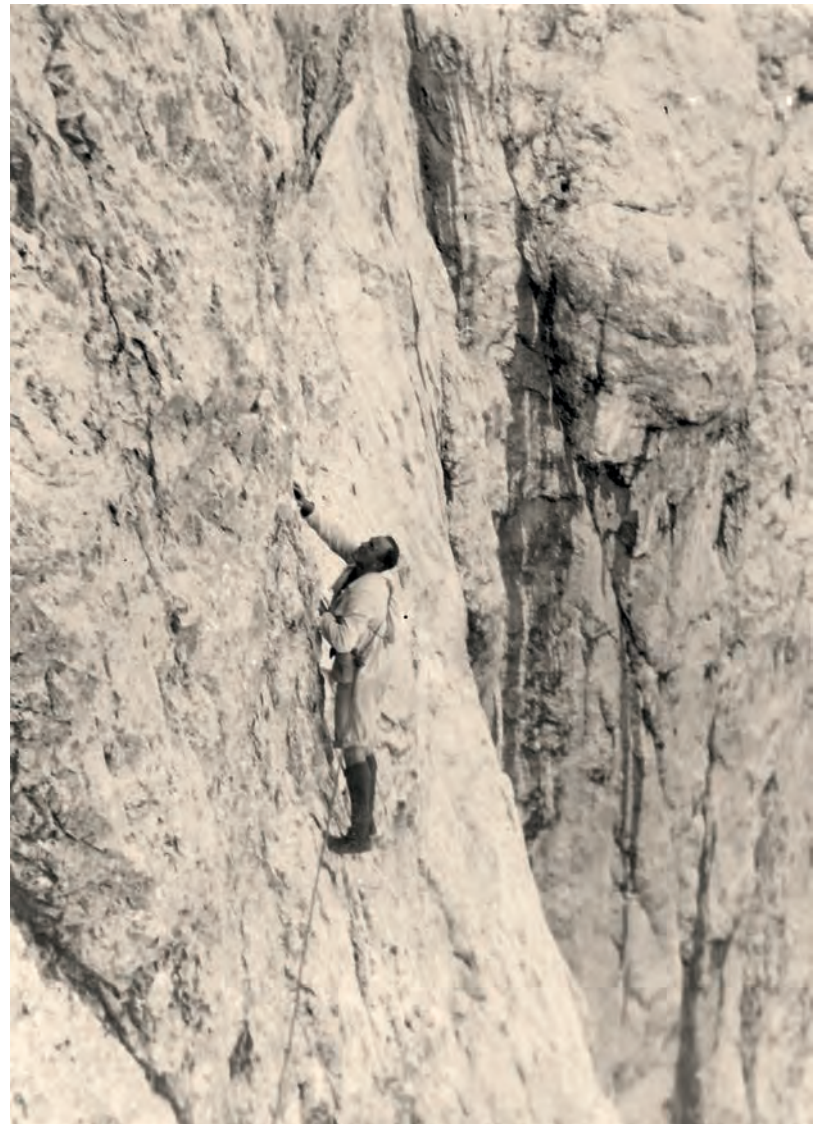
Doch zwischen diesen beiden Riesenbergen wartete noch die bedeutendste Wand der zentralen Karwendelkette: die Lalidererwand. Ein Hort des Grauens über sanften Almböden, Symbol für das Karwendelklettern, das dort heute noch von der gleichen Spannung geprägt ist wie 1911: *Blühender, sonnbeschienener Talboden, ruhig träumende Almen, grünende Matten und Triften einerseits – senkrechte, himmelhoch aufstrebende, frostig schweigende Plattenwände, über einsamen Schuttkaren gleich Festungsbastionen aufgebaut, ande-*

rerseits; hier friedliches Herdengeläute, dort donnernde Steinlawinen; links lachendes Leben, rechts lauernder Tod: Das sind die Gegensätze, die sich dem Auge und Ohr des erstaunten Wanderers bieten. … Trostloser Anblick! Vor uns liegt eine einzige, fast vollständig ungegliederte, senkrechte und überhangende Plattentafel von unbeschreiblicher Glätte, einförmig grau, nur hie und da von gelben oder schwarzen Flecken unterbrochen, aussichtslos, kaum einen Versuch wert. (M. Mayer)

Ein dorniger Pfad

Mit zeitgemäß markigen Worten beschreibt Max Mayer das Ziel seiner perversen Begierde; zusammen mit seinem Bruder Guido und geführt von Angelo Dibona und Luigi Rizzi ernteten sie am 19. 8. 1911 die Trophäe – dank Dibonas *„eisernem Willen"*, den Mayer in der Ausstiegsschlucht so schildert: *Dibona ist ein Mann der Tat, theoretischen Überlegungen ist er nicht hold: „Rechts und in der Mitte ist es unmöglich, daher muss es links gehen!"* Die Moral des Wiener Alpinisten: *Der Mensch in seiner unbezähmbaren Willenskraft, so klein, so schwach auch gegen Fels und Schnee, geht dennoch zäh und unaufhaltsam weiter auf dem dornigen Pfad zur Unterjochung der Natur … Gezeigt hat uns der schwere Kampf, dass der Mensch stärker ist als du [Lalidererwand; Anm. d. Verf.], dass Mut, Kraft, Geist und Energie die starre Last bewältigen! Darum dankbar gedenk ich deiner!*

Man könnte den Mayer'schen Triumph als abgestaubt betrachten, durch *„Geld wie Heu und zwei hervorragende Führer"*. So sah es zumindest Gustav Haber. Denn sein Mentor Otto Herzog hatte schon vor Dibona die schwierige „Ramboplatte" gemeistert, musste aber im Gewitter umkehren. Herzogs Partner Karl Hannemann zog eingeschüchtert ab; bis seine Geschwister Paula und Christian aus München ankamen, beschäftigte er sich mit der Erstbegehung des „Rambokamins" (600 m, V–) in der Nordwestflanke – solo im Auf- und Abstieg! Gemeinsam eröffneten die Geschwister dann die Herzogkante (800 m, V–) auf die Lalidererspitze, heute noch ein respektierter Klassiker. Leider quetschte sich Christian einen Finger, Otto musste mit heimfahren und die Nordwand ging an Dibona. Aber schon im nächsten Jahr machte Otto Herzog die erste Wiederholung, mit Georg Sixt in bemerkenswerten knapp acht Stunden. Der 1888 geborene Fürther, der schon als Bub auf Bäume geklettert war und im Turnverein Riesenfelgen und Salti gemacht hatte, kam im Wilden Kaiser auf den Geschmack: *hier wohnte das Abenteuer. Und die Romantik. … Was ist das Reck gegen diese Grate, was ein Riesenschwung gegen so eine Kletterei. Dort fliegst du höchstens auf die Matte, in den Bergen hunderte von Metern durch die Luft ins Geröll.* Seinen Spitznamen Rambo bekam er lange vor Sylvester Stallone, weil er sich im Münchner Boulder-Klettergarten Buchenhain mit seinem Trainingswahn fast „ramponiert" hätte; sein dortiger „Ramboquergang" kratzt am achten Grad. Das Karwendel war sein Lieblingsgebirge, manchmal



Otto Herzog (1888–1964), hier in der Lalidererwand, brachte das Klettern vor und nach dem Ersten Weltkrieg entscheidend weiter. Einerseits durch neue technische Hilfsmittel wie den Karabiner, andererseits durch turnerische Athletik und konsequentes Bouldertraining.
© Archiv des DAV, München

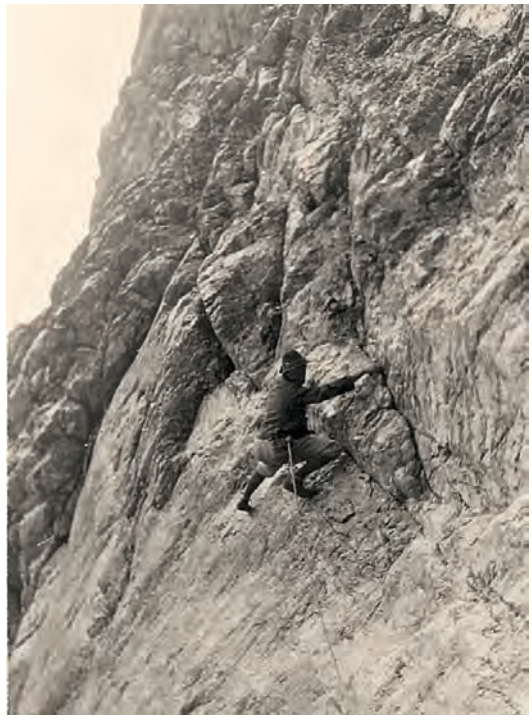






Mit der Schüsselkar-Südwand (1913) und der „Ha-He-Verschneidung" an der Dreizinkenspitze (1922) hinterließ „Rambo" Otto Herzog (oben) Marksteine an der oberen Grenze der Kletterschwierigkeit. Mitte: Gustav Haber, „Rambos" Seilpartner in der „Ha-He-Verschneidung". Matthias Auckenthaler (1906–1936, unten) sammelte in seinem kurzen Leben, oft barfuß kletternd, wilde Erstbegehungen. Oben rechts: Franz Schmid (1905–1992), hier ohne seinen Bruder Toni (1909–1932), in der Lalidererwand.

© Archiv des DAV, München; aus: Innsbruck Alpin, hg. v. W. Nairz und K. Gabl, Innsbruck 1994, S. 13 (unten).



hauste er wochenlang auf der Ladizalm, wo er in einen Balken geritzt hatte: *Rambo, Herzog von Laliders.*

Seinen heißesten Coup landete er 1922 gemeinsam mit Gustav Haber: die „Ha-He-Verschneidung". Neben den Gipfeln von Lalidererspitze und Lalidererwand schließt sich die Dreizinkenspitze an, allesamt benannt durch Hermann von Barth. Die Dreizinkenspitze-Nordwand durchziehen zwei Verschneidungen. 1921 hatten Herzog und Haber die rechte davon niedergemacht, wobei sie, wie später Comici in der Große-Zinne-Nordwand, nach ersten Versuchen abseilten und Fixseile in der Wand ließen. Findig und technisch trickreich waren sie unterwegs, Rambo, der trotz drei steifer Finger nach einer Kriegsverletzung meisterhaft kletterte, und der Dr. Ing. Haber: Herzog hatte schon vor dem Krieg als Erster erkannt, dass Karabiner das Sichern erleichterten, weil man sich am Haken nicht mehr aus- und wieder einbinden musste, um das Seil durchzufädeln. Ein Problem blieb, dass die Hanfseile durch den Sturzruck leicht rissen. Herzog und Haber entwickelten deshalb *„zwei durch Stahlfedern verbundene Karabiner"* zwecks *„Einschaltung eines dehnbaren Bestandteiles in die Sturzstrecke"* – kreative Vordenker der heutigen dynamischen Seile und Sicherungsgeräte.

Aber sie waren auch Schlawiner. Bei einem ersten Versuch mussten sie beim Rückzug biwakieren, und Haber erzählt: *Plötzlich hören wir, dass unten auf den Reißen am Steig jemand entlanggeht. Uns fällt die Mär vom Laliderer-Wand-Geist ein, der hier in einer großen Höhle hausen und Mensch wie Tier mit Steinschlägen schrecken soll. Ich habe bengalische Zündhölzer in der Tasche. Erst ein rotes, dann ein grünes Licht fliegt in weitem Bogen über die Wand hinab. Nun kommt Herzog an die Reihe. In hohlem Tone ruft er: „Mensch – Mensch, deine Seele!" Drunten ist es eine Weile mäuschenstill. Dann hören wir eilig flüchtende Schritte.* Der Erschreckte soll übrigens ein Pfarrer gewesen sein, der gleich am nächsten Tag eine Messe auf Laliders hielt. Herzog und Haber derblecken tags drauf ihre Freunde und Konkurrenten vom angesehenen Klub „Hoch Empor", die aus der Dibonaroute umdrehen, indem Herzog mit norddeutschem Akzent hinaufruft: *Na! Ihr Hoch-Hinauf! Ihr Schuss- und Hurrafahrer! Ihr staubigen Brüder! Ihr wollt wohl wieder heim zu Mutters Kochtopf. Euch hat ja die Sonne das Jehirn ausjebrannt, dass ihr wieder herunterschwebt.* Und als Herzog für eine längere Belagerung ihres Projektes keinen Urlaub mehr hat, ist die Konsequenz klar: *Also mussten wir seine Großmutter, die schon längst der kühle Rasen deckte, krankwerden und nochmals sterben lassen.*

Wie genau diese Lausbuben und Meisterkletterer die Schlüsselstelle bewältigt haben, die heute mit mindestens VI/VI+ eincheckt, das bleibt in der Historie verborgen und in Habers Formulierung: *Was eben noch unausführbar geschienen, es gelingt!* Jedenfalls bezeichnet der Münchner Hermann Huber, der Herzog noch in Buchenhain erlebt hat, die Begehung durch seine Freunde Alfred Koch und Helmut „Kekse" Schmidt am 2. 9. 1951 als erste wirkliche Durchsteigung der „Ha-He-Verschneidung".

Schmidt berichtet: *Verbissen kämpft er sich weiter, begnügt sich mit fragwürdigsten Griffen, getrieben von der Gewissheit: Siegen oder stürzen … Nun greift er an den Rand der Nische. Ein enttäuschter, sinnloser Schrei ertönt, seine Beine beginnen zu zittern, er scheint am Ende seiner Kräfte. Doch noch einmal kann er sich steigern. Die Finger in den abschüssigen, sandbedeckten Fels gekrallt, zieht er sich in die Nische empor und bleibt einige Minuten reglos sitzen.* Neun Jahre dauerte es bis zur nächsten

Wiederholung, und bis 1980 zählt der AV-Führer „etwa 15 Begehungen". Egal, ob und wie Haber und Herzog hinaufgekommen sind, ihre Tour war ihrer Zeit voraus.

Man könnte die Klettergeschichte des Karwendels an den Lalidererwänden entlang erzählen: 1911 gehörte die „Dibona"-Nord zu den schwersten Routen vor dem Ersten Weltkrieg, gemeinsam mit Schüsselkar-Süd (Herzog/Fiechtl), Fleischbank-Ost und Totenkirchl-West (Dülfer). 1922 zeigte die „Ha-He-Verschneidung" zum sechsten Grad, den dann Emil Solleder 1925 an der Civetta-Nordwestwand und 1926 mit der Sass-Maor-Ostwand etablierte. In einer Reihe mit den Nordwänden der Großen und der Westlichen Zinne in den 1930er-Jahren stehen die „Schmid/Krebs" (850 m, VI–/ A0) an der Lalidererwand von 1929 oder die Nordostwand der Grubenkarspitze (1000 m, V+), die Toni Schmid mit seinem Bruder Franz 1931 erstbeging, im gleichen Jahr wie die Matterhorn-Nordwand.

Barfuß im scharfen Kalk

Man könnte sie auch an Personen entlang erzählen. Dann müsste jetzt der Innsbrucker Matthias Auckenthaler auftauchen, 1906 geboren, Kaminkehrer, der besonders gerne barfuß kletterte, obwohl der Wettersteinkalk – scharfkantig zerfressen und kleinkrümelig – keine Wellnessanwendung ist. Auckenthaler stürzte 1936 in der Schüsselkar-Südverschneidung mit einem ausbrechenden Block tödlich ab – als Skispringer drückte er sich noch vom Block weg, doch der durchschlug sein Seil, und das Schneefeld, das zwei Wochen vorher einen Seilschaftssturz am Wandfuß glimpflich ausgehen ließ, war abgeschmolzen, er schlug mit dem Kopf auf einen Stein. Doch zuvor bereicherte Auckenthaler die Karwendel-Toptourenliste gleich mehrfach.

Er fand neue Wege im sechsten Grad in der Martinswand und am Hechenberg direkt über dem Inntal, er stieg 1932 erstmals durch die Nordwand zum Gipfel der Lalidererspitze und eröffnete 1930 die Bilderbuchverschneidung am Kleinen Lafatscher. Das ganze Grauenspotenzial des Karwendelkletterns schöpfen wohl seine beiden Routen in den Nordwänden der Praxmarerkarspitzen aus: 1931 an der Westlichen (700 m, VI–, mit Hans Frenademetz, der alles vorstieg, weil Hias grippig war), 1935 die „Mordwand" an der Östlichen (550 m, VI, mit Hannes Schmidhuber). Der Einschätzung des Panico-Kletterführers *„an den Nordwänden der Praxmarerkarspitzen findet man die vielleicht brüchigsten und gefährlichsten Kletterein des gesamten Karwendels"* ist nichts hinzuzufügen – außer vielleicht, dass der AV-Führer von 1990 nach der sechsten Begehung 1965 keine weitere mehr verzeichnet. Die Wiederholungen in den 1980ern durch die Innsbrucker Sepp Jöchler, Rudi Mayr, Mike Rutter und Michael Messner sprachen sich nicht bis München herum …

Die nächste Größe in der Reihe wäre dann der Rebitsch Hias (* 1911 in Brixlegg), der „kletternde Professor": Nach einem Chemiestudium hängte er nach dem Zweiten Weltkrieg noch eines der Vor- und Frühgeschichte an, als er 1951 wegen einer Unfall-Verletzung zu klettern aufhören musste, und entdeckte in den Anden auf über 6000 Meter Höhe aufsehenerregende Spuren der Nazca- und Inkakulturen. Zuvor aber hängte er die Latte so hoch, dass sie erst dreißig Jahre später wieder übersprungen wurde. Mit zwanzig Jahren noch stand er als Kletter-Grünhorn unter den Lalidererern: *Fassungslos starrte ich hinauf. Ich sah nur drohende Überhänge und glatte Felsplatten, hunderte von Metern hoch. … Für mich waren diese Wände nur ungeheuerliche, abschreckende Felsabbrüche. Was für Mut, Kraft und Nerven mussten da dazugehören, um in dieser schwindelerregenden Höhe zu klettern! Ich hielt es für den Inbegriff zivilen Heldentums, dessen letzte Beweggründe mir unbegreiflich waren.* Doch schon fünf Jahre später versuchte er sich an einer direkten Route zur Lalidererspitze, wurde von Hagel gebremst. Nach dem Krieg kam er zurück zum Fels, *„schon etwas ausgeglühter … Aber ich rannte weiter ins Gebirge trotz gegenteiliger Schwüre"*, und stieg 1946 seine „Direkte" (VI/A0 oder VII, 700 m), wetterbedingt in mehreren Etappen (Hermann Buhl kletterte sie 1947 erstmals am Stück), und ein Jahr drauf, noch wilder, großzügiger, schwerer, die Nordverschneidung (VI/A0 oder VII, 700 m), in der er gewiss nicht so viele Haken verwendete wie spätere Begeher.

Rebitsch war in jungen Jahren ein *„echter Unterinntaler, der auch einem Raufhandel nicht aus dem Wege ging",* so sein Neffe Wolfgang; später Mitglied der NSDAP und der SA; im Krieg hatte er Steine dabei, um mit ihnen als Hantel-Ersatz zu





Mathias Rebitsch (1911–1990, oben) hatte wahrscheinlich auch schon den siebten Grad drauf, das zeigen seine Erstbegehungen an den Lalidererwänden, die „Nordverschneidung" und die „Direkte", bei der ihn teilweise Kuno Rainer (unten) begleitete.

© aus: Hias Rebitsch, Der Berg ist nicht alles, hg. v. H. Höfler, Innsbruck 2010, S. 14 u. 115.







Boten einer neuen Zeit: Heinz Mariacher (* 1955, oben) und Peter Brandstätter (*1956, unten) schoben mit ihrer Erstbegehung „Charlie Chaplin" die Latte an der Lalidererwand erstmals nach dreißig Jahren wieder höher. Auch ihre Kollegen wie Mike Rutter, Rudi Mayr, Michael „Muggo" Messner und Michael Larcher (oben rechts) schreckten vor nichts zurück – und brachten das auch zum Ausdruck, Siebziger-Jahre-zeitgemäß.

© H. Mariacher(oben), P. Brandstätter (unten), R. Mayr (oben rechts)

trainieren; als Akademiker war er befreundet mit dem SS-Mitglied Heinrich Harrer und dem Hitler-Verehrer Sven Hedin; im Alter spirituell bis spiritistisch, zwischen Pantheismus, Buddhismus und Geisterbeschwörung. Als sich seine Gesundheit dem Ende zuneigte, hielt er immer eine geladene Pistole griffbereit, um zweifelsfalls *„seine private Seelenwanderung in Gang zu setzen"*. Und er war ein Romantiker: *Wenn man schon nicht mehr unseren Zeitlauf, die einebnende Vermassung, die Überorganisierung und Entseelung aufhalten kann, … wenigstens das Bergsteigen sollte als eine Insel des Einzelmenschentums erhalten bleiben, auf der jeder rasten und sich holen kann, was er braucht. … andere Lebensziele, reifere, schieben sich vor. – Aber hinter uns wartet diese romantische Welt – für jeden, wann er sie braucht und sucht.*

Dreißig Jahre lang keine Steigerung nach Rebitschs Taten? Dreißig Jahre lang nur mehr vom Gleichen? Was ist mit Hermann Buhl, der die „Direkte" am Stück ging, 1948 die Herzogkante im Winter, 1956 die „Auckenthaler" solo? Was ist mit den Winterbegehungen der „Schmid/Krebs" (1951: Bachmann/Stöger), der Nordverschneidung (Mather/Mather Ende März 1955; Walter/Wagner, Januar 1964). Was mit den Abenteuern von Hermann Huber, Armin Erdenkäufer, Walter Spitzenstätter, Robert Troier, Otti Wiedmann und wie sie alle hießen?

Es entstanden neue Routen in den Lalidererwänden, die schön und elegant waren, aber keine neue Dimension. Das deutsche Paar Franz Baumann und Annelotte Rosenhagen sammelte lange Erstbegehungen klassischen Zuschnitts im gesamten Gebirge: an Grubenkarspitze, Plattenspitze, Spritzkarspitze, Sonnjoch … (Rosenhagen starb tragischerweise in den wesentlich harmloseren Gardaseebergen). Doch das Verdikt der „Grenze des Menschenmöglichen", das als Schwierigkeitsgrad VI+ jede Entwicklung tabuisierte, vielleicht wirkte es auch im Karwendel, vereint mit nur zögerlich besser werdendem Sicherungsmaterial und der Brüchigkeit des Gesteins.

Charlie Chaplin weist den Weg

Die neue Zeit hatte einen Taufpaten: „Charlie Chaplin" nannten Peter Brandstätter und Heinz Mariacher ihre Erstbegehung zwischen Nordverschneidung und „Auckenthaler", mit der sie 1977 über Rebitsch hinauskletterten; mit fünfzehn Zwischenhaken wie einst Dibona. Auch wenn sie die Schwierigkeit nur als „zum Großteil V und V+" angaben und im Topo nur dreimal die Zahl VI vorkommt: Steilste Platten mit weiten ungesicherten Strecken waren ein Revier, in das sich nur die Besten trauen durften, die von der gerade aufkeimenden Freikletterbewegung inspiriert und bestens trainiert waren. Luggi „Darshano" Rieser und Hannes Schmalzl machten die zweite Begehung, Thomas Bubendorfer und Reinhard Schiestl die dritte, Bubendorfer berichtet: *zwei Griffe knacken unter dem Druck weg, doch das Gewicht lastet über die Beine verteilt auf den Tritten und so stürze ich nicht*. Aber schon wenig später stieg Sepp Jöchler solo die „Charlie Chaplin" hinauf und die Herzogkante hinunter.

Die Welle des Freikletterns rollte durch die Alpen. Im Wilden Kaiser war die schwerste Tour, Rebitschs meisterhafte Risslinie am Fleischbankpfeiler, VI+ mit spannender Absicherung, überholt worden durch Helmut Kienes „Pumprisse", die er erstmals mit dem Grad VII bewertete – Fanal und Startschuss zugleich. Die Zweitbegeher der Risse, die fränkischen Brüder Reinhard und Gerald Pickl (nur ein paar Tage zu spät für die Erstbegehung, dafür mit einer grusligen Zustiegsvariante), zogen 1979 ihren „Alptraum" (VI+/A3) durch einen besonders abschreckenden Wandteil zur Lalidererspitze. Bei der ersten Wiederholung hielt Sepp Jöchler einen Riesensturz seines Seilpartners nur mit dem Seil über einer Felszacke; nach der dritten Begehung fiel ein Teil der Route ins Kar. Wilde Freikletterei, dazu gelegentlich gruslige Technostellen prägen auch die Route „In einem anderen Land" (VII/A2) von Rudi Mayr und Mike Rutter von

1985: *Als ich vom vorletzten Haken ein Millimeterschnürl herunterlösen wollte, um den letzten Haken abzubinden, löste er sich nur durch die Bewegung des Schnürchens. Jetzt schaute ich zum ersten Mal zu Mike hinunter. Er blickte zu mir herauf und sagte: „Ich kann dir gar nicht zuschauen." Das war so ziemlich die einzige Unterhaltung in dieser Seillänge.*

„Im Kreis der Innsbrucker Kletterer zählte bis Mitte der 1970er-Jahre Geschwindigkeit mehr als der Stil einer Begehung", erinnert sich Heinz Zak, der selber Dauerlauf-Episoden mit fünf Martinswand-Routen an einem Tag hinlegte. Zak und Peter Gschwendtner packten am 8. 8. 1990 drei Laliderer-Routen in einen langen Tag – eine Aktion, die Heinz heute noch als eines seiner Highlights betrachtet: 5:15 Uhr Start zur „Charlie Chaplin" (4:15 Std.), 35 Minuten Abstieg durch die Spindlerschlucht, 4 Stunden für die Nordverschneidung, und nach weiteren 5:15 Stunden eierten sie im Dunkel die letzten brüchigen Ausstiegsmeter der „Schmid/Krebs" hinaus, bevor sie sich um 22:15 Uhr in der Biwakschachtel von ihren Frauen verwöhnen lassen konnten.

Der Angst davonklettern

Dass Tragik und Triumph nahe beieinanderliegen, ist Heinz Zak vertraut. Beim Laliderer-Enchainement überkletterten sie eine „stark nach Verwesung" riechende Absturzstelle eines Kletterers. Eine Neutour an den Schnitlwänden wollte er zunächst „Freifahrt zur Hölle" nennen, weil er sich in einer Seillänge im unteren neunten Grad nach Verbrauch der letzten Klemmkeile nur mit letzter Kraft, einen 30-Meter-Sturz vor Augen, zum Standplatz retten konnte – „Schlüssel zum Paradies" nannte er sie stattdessen, weil er „Tage später noch auf Wolken schwebte".

Den ganz normalen Wahnsinn des Bergsteigens, aus tiefster Angst und höchster Gefahr hinauszuklettern zu erlösender Freude – in den Lalidererwänden ermöglicht durch Bruch und Ernst –, ihn hat Heinz Zak seit den 1980er-Jahren auf einem neuen Schwierigkeitsniveau zelebriert. Und in einem neuen Revier: dem Halleranger. Über einer kitschgrünen Wiese schwingt sich dort die perfekte Riesenverschneidung des Kleinen Lafatscher in den Himmel, zur Linken begrenzt von einer spiegelglatten Plattentafel. Und dem Lafatscher gegenüber stechen weitere solche Betonwände aus dem Kar, die Speckkarplatten und die Schnitlwände. Maßstäbe der Lotrechten, wie mit dem Laser geschnitten und anschließend blankpoliert. Erst beim Näherkommen zeigen sich Fugen in den Schichtplatten, Risse, die mit Klemmkeilen mehr oder weniger gut absicherbare Linien bieten. Und beim mikroskopischen Nahblick findet der Topkletterer auch Strukturen: feinste Leisten und Erosionslöcher. Sind die Laliderwände das große Geschichtsbuch des klassischen Alpinkletterns im Karwendel, so ist der Halleranger die Experimentierwiese der Moderne: von einem neuen Höhenflug der Abenteuertradition bis hin zum schwierigkeitsorientierten Sportklettern mit Bohrhakensicherung.

In seiner Liebeserklärung an seine Felsheimat, dem großartigen Bildband „Karwendel", erzählt Heinz eine Horrorstory nach der anderen aus dieser Arena der Psychotrips. Von Klemmkeilen, die mit letzter Kraft in den Riss gefummelt wurden





Auf der Suche nach neuen Dimensionen: Rudi Mayr und Mike Rutter erkundeten „In einem anderen Land" (oben) an der Laliderer neue Welten des Grauens. Und Heinz Zak und Peter Gschwendtner (unten) wagten den Hattrick: Sie durchrannten drei Laliderertouren an einem Tag.

© R. Mayr (oben), H. Zak (unten)



und nach 20 Meter Ablassen zum Stand aus der Wand fielen. Von Pendelquergängen an einem locker verklemmten Stein. Von 15-Meter-Flügen mit ausbrechenden Cliffhängern und Beinahe-Stürzen mit wegbröselnden Griffen. Was Heinz als Kind mit Tarzansprüngen von Baum zu Baum und mit Lianenschwüngen, nur an ein Seil geklammert, gespielt hatte, das übertrug er in die senkrechten Risse und Platten seines Erwachsenen-Spielplatzes. Und wenn er auch später hier und da Bohrhaken setzte: Wer sich auf eine „Zak-Route" hier einlässt, sollte wissen, was er tut. Was übrigens auch für die Werke anderer, ähnlich gepolter Protagonisten gilt, wie etwa Andi Orgler – oder wieder einmal Sepp Jöchler und Rudi Mayr, die mit „Sturmwind" (VI/A2) eine marginal abgesicherte Route in die Lafatscherplatte legten, die Mayr selbst als „schneidig" bezeichnet.

Auch Spaß darf sein

Es geht aber auch anders am Halleranger. Der Innsbrucker Reini Scherer – einst Wettkampfkletterer, heute Hallenbetreiber und Trainer der jungen Elite – fand über ein Dutzend fantastische Sportkletterrouten im achten Grad und makellosem Fels, schön mit Bohrhaken gesichert, an Lafatscher, Speckkarspitze und der eine Etage tiefer gelegenen Repswand. „Woodstock" (X–) an der Speckkarplatte ist derzeit vielleicht die schwierigste – bis David Lama sein Projekt realisieren kann, das wohl bei X+/XI– einchecken wird. Und Heinz Zak selbst hat viele der Klassiker dort sanft saniert, etwa die Lafatscherverschneidung, den klassischen „Buhldurchschlag" (VI) an der Speckkarspitze oder seine eigene, einst kühne Route „Eiertanz".

Im Auftrag der Sektion Stuttgart, der das Hallerangerhaus gehört, haben Heinz und der Führerautor und Bergführer Bernd Eberle in wasserzerfressenem, festem Fels abseits der bestehenden Linien Klettergärten und Mehrseillängenrouten teilweise im Plaisirstil eingebohrt, die Alpin-Neulingen einen sanften Einstieg in die Welt der großen Wände ermöglichen. Und der Hütte Gäste bringen sollen. Klettern als touristisches Zugpferd: ein Konzept, das auch die Stadt Innsbruck für ihre Seilbahn zur Seegrube verfolgt, wo sie in den letzten Jahren die Erschließung alpiner Klettergärten gefördert hat.

Erschließung? Erstbegehungen sind heute oft eher Dienstleistung als Leistung. Es geht nicht mehr darum, dem Unnützen seine Jungfräulichkeit abzuringen, sondern dem breiten Angebot zum steilen Zeitvertreib eine weitere Option hinzuzufügen. Und wenn die Bohrhaken in ungemütlichen Abständen stecken, sehen sich „Einrichter" schnell in Gefahr, unter Produkthaftungsvorwürfen zum Shitstorm-Opfer zu werden. Mit der Möglichkeit, dort einen Bohrhaken zu setzen, wo man Sicherung braucht, wird der teils kompakt-plattige Traumfels des Karwendels zur modernen Spielwiese. Gut gesicherte Neutouren wecken auch Begehrlichkeiten, den Klassikern durch Sanierung des Rostgurkenmaterials zu mehr Shitsicherheit und Windelfreiheit zu verhelfen. Eine 100%-sorglos-Sanierung für alle lohnenden Klassiker wäre aber, das haben die Hakenkriege und -diskussionen der 1990er-Jahre gezeigt, nicht wirklich mehrheitsfähig und auch irgendwie ein Vergehen an Denkmälern einst erzwungener Kühnheit. Geklebte Standhaken in der berühmten Herzogkante wurden folgerichtig umgeschlagen (was der Akteur aber angeblich heute nicht mehr tun würde …).

Eine ausgewogene Verteilung von modern gesicherten Genussrouten und Spielfeldern des Abenteuers erwies sich als wünschenswerter Kompromiss – im Karwendel scheint sich das ganz passabel eingestellt zu haben, wie ein Streifzug durch seine diversen Kletterregionen belegt.

Die Martinswand, direkt über der Inntalautobahn, ist heute ein großer Alpinklettergarten, mit sanierten Klassikern und Neoklassikern wie „Chefpartie", „Tschitschi" und „Tiramisu", die teils von oben auf der Linie des besten Felses eingebohrt wurden. Sepp Lessiak hat für die große Fraktion der 6a-Kletterer lange Plattenrouten eingerichtet wie die prächtige „Maxl's Krone". Und das „Dschungelbuch" am linken Rand der Martinswand ist Tirols geschichtsträchtigster Klettergarten, auch wenn der Steinbruchbetreiber Fröschl durch geschickte Sprengungen einen Teil davon zu hochpreisigem Blockwerk verwurstet hat. Abenteuerfreunde finden gleich neben der Martinswand am Hechenberg alles, was man im Karwendel suchen könnte: Bruch, schlechte Sicherung und Bewuchs.

Ganz im Westen, über dem deutschen Mittenwald, werden Genusskletterer jeden Niveaus fündig. Der „Gerbergrat" beginnt mit einer prächtigen, 100 Meter hohen Löcherwand, wie man sie in wenigen Vierertouren genießen kann. Ähnlich guten Fels, nur drei Grade schwerer, erschloss Bernhard Kriner Ende der 1980er am Gerberpfeiler, rechts ums Eck herum. Und das Dammkar, im Winter Tummelstube für Freerider und Skitourenrenner, bietet an Predigtstuhl, Kreuzwand und Dammkarnadel schöne Touren in jedem Grad von III bis VIII – oft von den in Mittenwald stationierten Gebirgsjägern erschlossen.

Ein ähnliches Spektrum offeriert die Lamsenhütte, neben Karwendelhaus und Falkenhütte die meistfrequentierte Bergsteiger-Unterkunft im Karwendel. Allerdings mischen sich unter sanierte Klassiker wie die beliebte Lamsenspitze-Ostnord-





Arena der Psychotrips und Spielwiese für Plaisirgenießer: Die Wände über dem Hallerangerhaus – der Lafatscher (oben) und die Speckkarspitze (unten) – offerieren extreme Klettereien mit anspruchsvoller Absicherung wie Heinz Zaks „Rumpelstilzchen" (IX+, linke Seite), aber mittlerweile auch mainstreamtauglich abgesicherte Sportkletterein.

© A. Dick (oben), H. Zak (oben und linke Seite)



Christoph Mather genießt allerbesten Fels in Ralf Sussmanns „Magic Line", knapp neben dem wilden Klassiker Laliderer-Nordverschneidung, die sein Vater und Onkel, die Brüder Alfred und Heinrich Mather, im März 1955 erstmalig bei winterlichen Verhältnissen begangen haben.

© W. Baur

ostkante (IV) auch etwas kühner gesicherte Optionen, und traumhafte Erosionsstrukturen wechseln ab mit Bruch. Trotzdem hält die lose Schuppe in der „Gelben Kante" (früher VI/A3, heute VI+) am Lamsenhüttenturm immer noch. Ein Erschließer hier war Paul Gürtler, der sich mit „Solovierz'ger" (V+) und „Solofufz'ger" (VI–) jeweils eine Solo-Erstbegehung zu runden Geburtstagen schenkte.

Ein Zugang zur Lamsenhütte führt vom Achensee durch das Falzthurntal, die Mautstraße schneidet sich zwischen 1000 Meter hohen Felsflanken hindurch. Hier entstanden 1990/91 zwei der ersten nutzerorientierten Karwendelrouten, als Bernt Prause „Faszinosum Karwendulum" (VII–, 300 m) und „Concerto" (VII+/VIII–, 350 m) in der Sonnjoch-Nordostwand einbohrte: bombenfester Fels, feine Erosionsstrukturen, Bolts in freundlichen Abständen – in den schwersten Stellen von „Concerto" wurden sie auch postwendend umgeschlagen. 2011 gab es dagegen keine Proteste mehr, als Andreas und Thomas Nothdurfter an den Einstieg ihrer durchgehend mit Bohrhaken gesicherten „Herzschlag der Leidenschaft" (VIII, 1000 m) durch die Südwand des gleichen Gipfels sogar ein Paar alte Ski montierten. Mit knapp zehn Minuten Zustieg und 32 Seillängen ein Angebot, das man nicht abschlagen kann, und das verblüffend viel verblüffend guten Fels bietet. Rund um die Gramaialm locken noch weitere Baseclimbs gehfaule Bohrhakenfreunde an.

Im Auge des Klimatologen

Gegenüber dem Sonnjoch treffen wir auf Spuren eines letzten Protagonisten, ohne den die Klettergeschichte des Karwendels nur unvollständig erzählt wäre. In der Westwand der Schaufelspitze gab es die eher anspruchsvolle Route „Känguruh-Jump" (VII–, 320 m, Messner/Rutter) aus den 1980er-Jahren. Dass links und rechts davon kompakte, zerfressene Platten großes Potenzial versprachen, dazu brauchte es ein gutes Auge – und eine Vertrautheit mit seltener besuchten Regionen des Gebirges. Ralf Sussmann hat beides; mit „Götterfunken" (VIII, 320 m) und „Sitz des Zeus" (VII+/IX–, 320 m) richtete er zwei Extrem-Schmankerl ein. Weil er im „Zeus" nicht alles freiklettern konnte, lobte er auf seiner Webseite (www.nordalpenklettern.lima-city.de) einen Kasten Bier aus, den er dem ersten Rotpunktbegeher auch tatsächlich spendierte.

Sussmann (* 1964), passionierter Musiker, summa cum laude promovierter Physiker und hauptberuflich Klimatologe in Garmisch-Partenkirchen, kommt aus der alpinen Szene und weiß, was klassisches Klettern in großen Wänden, mit Bruch und schlechter Sicherung bedeutet. Schon 1986 gelang ihm mit seinem Bruder Gerald eine elegante Ausstiegsvariante zur oberen Hälfte der Lalidererverschneidung. Deshalb weiß er auch, wie schön Klettern sein kann, wenn man all dieser Unbill enthoben ist. Und mit Bewusstsein und Respekt für historische Linien findet sein Alpinistenauge immer wieder ganze Wände oder auch tüftelige Linien in allerbestem Fels, die er mit Rücksicht





Von wegen Karwendelbruch. Wer genau hinschaut, findet auch Fels von allererster Güte. Und das manchmal 18 Seillängen lang wie in „Schatten der Sphinx" (links) an der Plattenspitze oder gar auf 1000 Kletter-Höhenmetern wie beim „Herzschlag der Leidenschaft" (rechts) am Sonnjoch.

© A. Dick

auf potenzielle Wiederholer einrichtet. Etwa „Im Schatten der Sphinx" (VII+/VIII–) an der Plattenspitze: 18 Seillängen Traumfels über der Eng. Oder die perfekte Linie der Rosskopf-„Riesendachverschneidung" (VIII), im Alleingang erschlossen. Zwei lange Linien in der Nordwand des Laliderer Falk, die jedem Skitourenbegeher des Falkenkars ins Auge springen mussten, aber ein bisschen Arbeit verlangten. Von „Inferno und Ekstase" (VIII+, 1100 m) in der Nordwand der Grubenkarspitze schwärmt er selber: *„so steil und schwer wie die Hasse/Brandler an der Großen Zinne, aber doppelt so hoch".* Mehrere Jahre lang zogen sich die Arbeiten hin, bis die 32 Seillängen eingebohrt waren und die erste durchgehende Begehung gelang, in 45 Stunden von der Eng bis zum Gipfel, mit 16 Litern Wasser und einem erschöpften Abstieg mit 20-Kilo-Erstbegehungsrucksäcken durch die Spindlerschlucht.

2011/12 kratzte Sussmann dann ans große Karwendeltabu: Seine „Magic Line" (VIII+, 26 Seillängen) in der Nordwand der Lalidererspitze versah er mit einer *„soliden Grund-Absicherung mit 10-mm-Edelstahl-Bohrhaken".* Und die Szene jaulte auf: Bolts in der Lali! Das Surren der Flexscheiben lag schon in der Luft. Dann aber kamen moderate, differenzierte Stimmen fähiger Begeher. Immerhin war keine der bestehenden Denkmalrouten „überfahren" worden; zwischen den Bohrhaken musste man immer noch sehr ordentlich klettern, *„ob klassisch oder modern, Laliderer bleibt immer eindrucksvoll",* stand im Internet. Und als sogar die Innsbrucker Alpinlegende Benni Hangl (sen.) äußerte: *„da ich auch viele der Schotter-Schlotter-Touren in dieser Wand kenne, ist diese Route trotz einiger Unkenrufe eine Bereicherung",* kam die Kritik zur Ruhe. Ähnlich durchgehend guter Fels dürfte sich nach Sussmanns kompetenter Einschätzung in dieser Wand ohnehin nicht mehr finden lassen.

Vielleicht aber trägt diese Route dazu bei, dass wieder ein bisschen mehr los ist über der Falkenhütte; schließlich klettern heute wohl mehr Menschen den achten Grad als früher den sechsten. Der Laliderer-Kenner Hans Müller (* 1948) aus Lenggries sagt dazu: *„Früher war hier was los, da hat man was gehört, Hammerschläge, Seilkommandos, jetzt herrscht Totenstille; es gibt so viele Begehungen im Jahr wie früher an einem Wochenende. Ich schätze selber Bohrhakentouren. Vielleicht ist es zwar schade, dass nur noch wenige das Risiko suchen – aber wahrscheinlich vernünftig."*

Zumindest hat man heute auch im Karwendel die Auswahl: extrem schwer – richtig schön gesichert – gestuft und griffig – klemmkeilfeindlich – bombenfest – oder Bauklotzhaufen. Das Karwendel bietet alles, in beliebiger Zusammenstellung. Von der großzügigen, langen Gratüberschreitung im alpinen Dreiergelände bis zur düsteren Nordwand oder der sonnigen Plaisirroute. Der Müller-Hanse hat schon recht: *„Früher bin ich viel rumgekommen, jetzt gehe ich fast nur noch ins Karwendel. Wenn man jung ist, möchte man mehr von der Welt sehen. Aber wenn man die dann kennt, braucht man kaum noch was anderes als die Berge vor der Haustür."*

Im Schatten der großen Wand

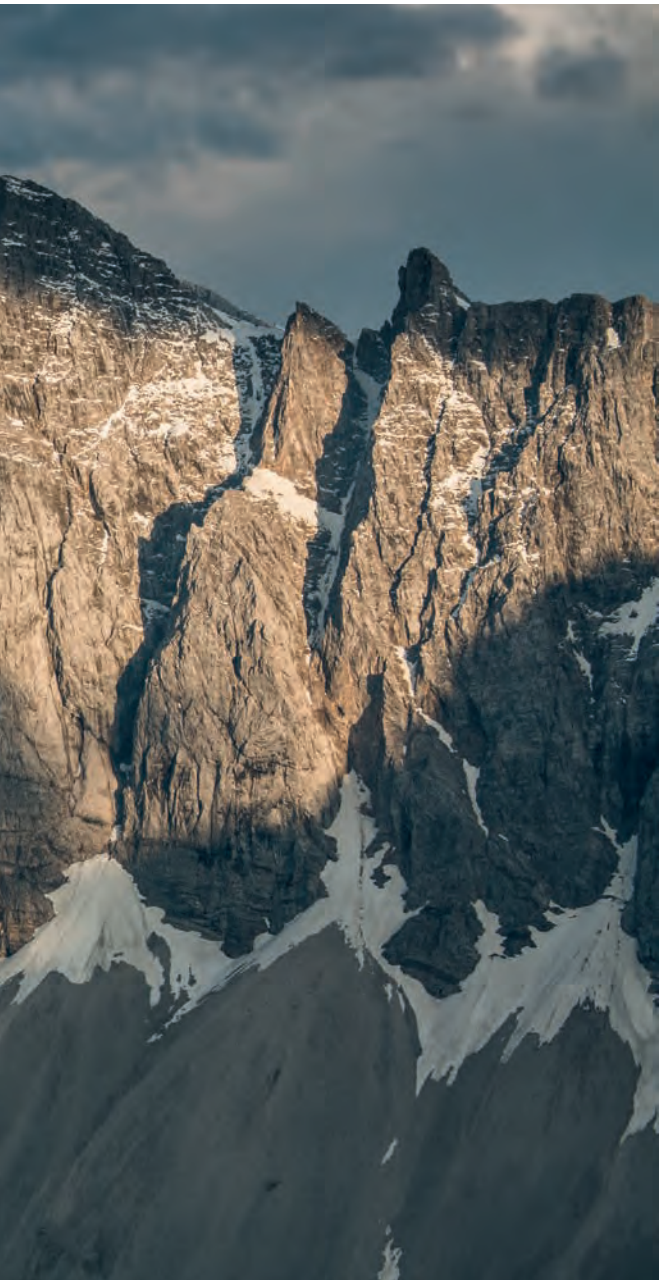
Die Falkenhütte, die Lalidererwand und die zwei Seiten des Lebens

>> Rudolf Alexander Mayr

Die Lalidererwände sind der Inbegriff ernsthaften Kletterns. In dieser Arena wird greifbar, wie dünn die Linie ist, die tragische von komischen Helden scheidet.



Als die sechsjährige Paula Kostenzer am Montag, den 10. August 1959 im Keller der Falkenhütte in einen Bottich mit kochendem Wasser fiel, weil sie ihre Puppenkleider waschen hatte wollen und auf dem glatten Brett ausgerutscht war, gab es auf der Hütte weder Funk noch Telefon. Tilly, ihre Mutter, packte sie in die Leinenhandtücher des Alpenvereins mit dem eingewebten grünen Edelweiß, weil die immer ausgekocht waren, und trug sie zum Jeep.



Peter Kostenzer, ihr Vater und der Wirt der Falkenhütte, hatte Jahre zuvor den damals 45-jährigen Eduard Bodem kennengelernt und von diesem legendären Flugpionier, nachdem in Innsbruck mittlerweile eine Straße benannt ist, die Telefonnummer und das Versprechen erhalten, im Notfall auf seine Hilfe bauen zu können, wie schwierig auch der Auftrag werden würde. Und jetzt war er mit der schwer verletzten kleinen Paula auf dem Rücksitz des Jeeps durch das lange Johannistal unterwegs zum nächsten Telefon in Hinterriß, um von dem Rettungsflieger das Versprechen einzufordern. Vor dem Gasthaus Herzoglicher Alpenhof stellte er den Jeep ab, strich der leise wimmernden kleinen Paula über den Kopf, stieg aus und starrte zum Himmel. Der Rettungsflieger war benachrichtigt und es war ein makelloser blauer Sommertag und Peter starrte und starrte und öffnete dazwischen die Wagentüre und strich dem Kind über das Haar.

Die kleine Paula, die Puppenkleider und der Rettungsflieger

Endlich war das Brummen eines Flugzeugmotors zu vernehmen. Eine winzige Piper PA 18 Super Cub näherte sich, nun rasch in den Tiefflug übergehend, und Peter konnte den Piloten erkennen, wie er zum Seitenfenster herausblickte und die Wiese prüfte, ob wohl keine größeren Steine und sonstige Hindernisse darin lägen, und Peter strich wieder dem Kind über den Kopf, das jetzt ganz still geworden war und keinen Laut mehr von sich gab. Der Pilot flog noch eine Platzrunde, befand sich rasch querab zur ausgewählten Landewiese, und Peter konnte nun auch das Kennzeichen lesen, OE BID, und fand, dass dies der schönste Schriftzug und das schönste Flugzeug war, das er in seinem Leben gesehen hatte.

Der Pilot setzte die ersten Landeklappen, drehte anschließend in den Queranflug zur Landewiese ein und leitete die Kurve für den Landeanflug aus. Kurz vor dem Aufsetzen stellte er die Landeklappen auf Vollanschlag, um eine kurze Landung zu gewährleisten, und schon hüpfte und holperte das Maschinchen über die Almwiese und kam zum Stehen. Peter nahm das kleine Mädchen in die Arme, sie hatte die Augen geschlossen und gab noch immer keinen Laut von sich, und rannte mit ihr zum Flugzeug, während der Pilot die Maschine

Kleine Hütte, große Wand: Die Falkenhütte am Fuße der Lalidererwände, in den 1920er-Jahren gebaut und mittlerweile denkmalgeschützt, wird seit mehr als sechzig Jahren von der Familie Kostenzer bewirtschaftet. Vielen „Extremen" war sie ein zweites Zuhause.
© H. Zak







Die Hüttenwirtsfamilie zu Beginn der 1950er-Jahre: Maria, Tilly mit der kleinen Paula, Peter Kostenzer und Monika.

Mitte: Der Jeep ermöglichte damals die einzige Verbindung zur Welt im Tal.

Rechts: Auf die Kletterer in der Wand schauten die Kostenzers wie auf ihre eigenen Kinder.

© Archiv Kostenzer

händisch umdrehte und die Schnauze in Startrichtung stellte. Sie war nur zweisitzig, aber Peter fand sich mit der kleinen, zarten Paula auf dem Schoß in der Maschine sitzend wieder und der Pilot jagte sie über die Wiese und konnte glücklich abheben und eine Schleife fliegen in die Richtung der untergehenden Sonne, und bald flogen sie über die Falkenhütte, von der sie hergekommen waren, und den Kleinen Ahornboden und Paula hatte sich endlich bewegt und die Augen aufgemacht und betrachtete stumm die Spielzeughütte und die Spielzeugkühe und die Spielzeugwanderer, die zu ihnen heraufwinkten, und sie flogen weiter und Peter zeigte ihr den Hochalmsattel und das Karwendelhaus und schließlich den Seefelder Sattel und dann setzte man schon auf dem alten Flughafen Innsbruck auf und der Rettungswagen stand bereit und brachte die beiden mit Blaulicht und Folgetonhorn in die Klinik.

Hier konnte Peter nun endlich nichts mehr ausrichten und jemand fuhr ihn nach Hinterriß und er stieg wieder in seinen Jeep und raste das lange Johannistal wieder bergwärts, der Hütte entgegen, die voller Bergsteiger und Wanderer war, und der Wand, die sich so gigantisch hinter der Hütte auftürmte, dass Peter fand, dies sei nun eigentlich genug der seelischen Mühsal, denn wenige Wochen vorher, am 18. Juli 1959, waren in der Wand Kletterer verunglückt, mit denen er befreundet gewesen war oder mehr noch, die er behandelt hatte, als wären auch *sie* seine Kinder, und einer von ihnen, Gottfried Potisk, war dabei gestorben und Peter lenkte seine Gedanken wieder zur kleinen Paula und ob wohl wenigstens sie überleben würde.

Gottfried Potisk, der kleine Fritz und die Zipfelmütze

An jenem 18. Juli 1959, sagte Maria Kostenzer mehr als fünfzig Jahre später zu mir, waren alle Mitglieder der legendären Innsbrucker alpinen Gesellschaft „Gipfelstürmer" auf dem Weg zum Klettern in die Südtiroler Dolomiten. Im Autoradio hörten sie vom Sterben des Gottfried Potisk in der Laliderwand und drehten sofort um und fuhren in Richtung Karwendel …

„Stimmt nicht ganz", sagte der Gipfelstürmer Walter Spitzenstätter einige Tage nach Marias Erzählung und eben gut fünfzig Jahre nach den Ereignissen. „Die Erinnerung ist nämlich trügerisch …" Und er zog an meinem Esstisch sein Tagebuch über die Bergrettungseinsätze hervor, auf dessen Seiten ich in gestochener Schrift und in beinahe völligem Mangel an Sprachmelodie den authentischen Hergang lesen konnte:

Am Samstag Abend kamen Horst [Aufischer, Anm. d. Verf.] und ich auf die Falkenhütte, wo wir mit den Kameraden, die bereits in der Früh herausgefahren waren, zusammentrafen. Gottfried und Heindl (Plattner) waren schon am Freitag Abend da und wollten am Samstag die Direkte Laliderer Nordwand machen.

„Eigentlich wollten wir alle gemeinsam einsteigen, so war es ausgemacht. Aber vielleicht hatte sie der Ehrgeiz gepackt und sie wollten einen Tag vor uns die Route durchstiegen haben?", bemerkte „Spitz" an jenem Nachmittag des 26. März 2015 in meiner Wohnung in Wilten.

Und sein Bericht fährt fort: *Wir waren also nicht wenig erstaunt, als die Kameraden uns sagten, dass Gottfried und Heindl biwakierten – das war schon*





Mit dem Hubschrauber des Innenministeriums wurde die schwer erkrankte Wirtin Tilly aus der eingeschneiten Hütte abtransportiert.

Links: Gottfried Potisk im Ausstieg der Verschneidung anlässlich der 18. Begehung im Jahre 1958 – Steinschlaghelme waren damals noch unbekannt. Im Jahr darauf verstarb er in der Wand.

© O. Wiedmann (links), Archiv Kostenzer (rechts)

sehr stark für diese guten Kletterer – sofort beschlich uns ein ungutes Gefühl.

Sie stiegen ein. Walter „Spitz" Spitzenstätter mit Friedl „Putti" Purtscheller als erste Seilschaft, Robert Troier und Horst Aufischer gleich hinter ihnen. Am Ende der dritten Seillänge brach eine riesige Steinlawine über ihren Köpfen los. Sie befanden sich im überhängenden Wandteil und so konnte sie kein Stein treffen und sie kletterten weiter. Ganz kurz, während dieses furchtbaren Donners, hatte Spitz etwas wie eine prophetische Vorahnung: *Wäre es möglich, dass auch ein Körper durch die Luft hier herabfallen könnte? – So schrecklich dieser Gedanke auch sein mag, wäre es wohl nicht viel schlimmer gewesen als das Los, das Gottfried tatsächlich traf. Schon nach wenigen Minuten riefen uns Toni Braun und seine Kameraden vom Kar herauf, dass jemand um Hilfe rufe …*

Spitz und seine Gefährten hetzten die Wand hinauf, waren um 13 Uhr am Schluchtquergang und sahen Gottfried im Seil hängen. Bislang hatten sie ihn nur laut stöhnen gehört, unterbrochen vom Geräusch einzelner fallender Steine.

Ein cirka zwei Zentimeter großer Stein muss es gewesen sein, der Gottfried das todbringende Loch in die Schädeldecke schlug. Zunächst legten wir Gottfried auf ein halbwegs ebenes Plätzchen und verbanden ihn richtig. Auf den Kopf stülpte ich ihm seine Zipfelmütze über, dass er den Verband durch seine Bewegungen nicht immer herunterscheuern konnte …

„Ist es wahr", sagte ich zu Maria Kostenzer an jenem Märztag 2015, dass der kleine Fritz und deine Mutter dem Gottfried auf der Hütte, vor dem Gang zur Wand, die Zipfelmütze aufsetzten, wahrscheinlich mit Socken gestopft?"

„Ja, es ist wahr", sagte Maria, „ich war ja noch klein, dreizehn Jahre alt, aber solche Dinge vergisst man nicht."

Ohne Debatte stellten sich Horst und Putti in selbstloser Kameradschaft zur Verfügung, beim sterbenden Gottfried zu bleiben, um ihm bei Regen und Sturm in dieser 800 Meter Wand in seinem Todeskampf beizustehen, las ich an jenem 26. März 2015 in Walter Spitzenstätters Tagebuch. *Robert und ich nahmen nun Heindl in die Mitte und kletterten so schnell wie möglich zum Gipfel, wo wir bei eintretender Dunkelheit ankamen.*

Dann versuchten sie, den armen Gottfried mit dem inzwischen heraufgetragenen Stahlseil aus der Wand zu retten. Aber der Bergretter kam zu weit links und fuhr an Gottfried vorbei.

Inzwischen gingen einige Regengüsse nieder und es war Sonntag um 4h30 früh. Als nächster fuhr ich [Spitz, A. d. Verf.]*, bei Regen und Sturm mit dem Grammingersitz in den grausigen Abgrund … Als ich nahe genug herunten war, sah ich, dass alles umsonst gewesen war. Gottfried lag nur mehr alleine auf seinem einsamen Platz, inmitten der riesigen Wand. Gottfried war tot. Er starb um 3h früh im Schoß der Kameraden, die danach in Richtung Gipfel aufbrachen …*

„Mein Bruder Fritz hat damals dem Gottfried Potisk seine Zipfelmütze geliehen", sagte Christine Kostenzer an jenem Tag mehr als fünfzig Jahre später, „an der er doch so sehr selber hing, und Tilly, unsere Mutter, sagte zu Gottfried, er solle sich wenigstens diese Mütze aufsetzen, als Schutz ge-







Peter (im Jahr 1983) und Tilly Kostenzer (im Jahr 1969) und ihre Kinder Paula, Maria, Monika und Fritz.
© Archiv Kostenzer

gen den Steinschlag, wenn er schon sonst nichts Ähnliches besäße."

Also zog sich der fünfjährige Fritz seine heißgeliebte Zipfelmütze vom Kopf und reichte sie mit großen Augen dem Gottfried, weil er ihn gerne hatte, so wie überhaupt alle auf der Hütte den Gottfried mochten, den immer fröhlichen, hilfsbereiten Gottfried, dem sogar die Tiere zuliefen, wenn sie seiner gewahr wurden, die Hunde und die Katzen und die Kühe und die Kälber. Alle mochten ihn, und vielleicht hat man auch deshalb von ihm so früh Abschied nehmen müssen, weil uns die Liebe, wenn sie denn uneigennützig ist, nur als ein Hauch im Leben streift.

Damals kannte man noch keine Steinschlaghelme, und als Schutz gegen den Steinschlag stopfte man sich Socken in den Hut oder die Zipfelmütze, und das genau war es, was auch Gottfried mit der Zipfelmütze vom kleinen Fritz gemacht hatte.

Nach Gottfrieds Tod und Paulas Unfall im siedenden Wasser war die Familie Kostenzer für ein halbes Jahr wie in Schockstarre. Aber Paula hatte überlebt und kehrte gesundet heim. Als bleibende Erinnerung brachte sie große Narben mit, und wohl nicht nur auf der Haut. Aber sie hatte überlebt und die Familie war wieder im Gleichgewicht, und im Herbst 1960 war Tilly wieder schwanger, und der siebenjährige Fritz betete Abend für Abend inbrünstig, dass dieses Kind nun endlich ein Bruder würde. Aber im Mai 1961 stellte sich das Kind wieder als ein Mädchen heraus, die Nachzüglerin Christine. Fritz, nun als siebenjähriger Bub alleine mit vier Schwestern, bemerkte trocken: „Schon wieder ein Weib!"

*

Unweit der Fahnenstange vor der Hütte, dem einzigen Ort, an dem man die Hilfeschreie aus der Wand deutlicher hören kann, steht schon seit langer Zeit eine Art Obelisk mit einer Gedenktafel für Gottfried Potisk und (seit 1985) auch einer Tafel für Peter Kostenzer, den legendären Hüttenwirt. Die Gipfelstürmer kamen jedes Jahr zum Gedenken an Gottfried auf die Falkenhütte und gedachten seiner in Würde und tranken dann auf sein Wohl, genau so, wie es sich Gottfried auch gewünscht hätte, wäre er noch am Leben gewesen, und Robert Troier, der die kleine Christine noch auf dem Schoß gehalten hatte und dem vielleicht die Jahre allzu schnell vergangen waren, zeigte zur Begrüßung auf die inzwischen zur jungen Frau erblühte Christine und rief quer über die Köpfe in der Gaststube: „Da isch sie, die Letze, die mi letztes Mal anbrunzt hat."

Peter Kostenzer lachte sich über solche Dinge schief, er, der bei den „gewöhnlichen" Wanderern immer etwas strengere Maßstäbe anzulegen pflegte, aber uns Kletterern und Bergrettern verzieh er beinahe alles. Für uns gab es auch keine Hüttenruhe. Wenn schon die gesamte Hütte im Schlaf lag, waren wir noch immer am Küchentisch versammelt und tranken und rauchten und schmausten und waren lauter, als es die Alpenvereinsstatuten zuließen. Und als einmal einer der armen Wanderer durch das hölzerne Schiebefenster unser Gelächter allzu sehr in die Gaststube hörte, in der er wie etwa zwanzig andere auf einer Luftmatratze als Notlager schlief, reagierten die Alpinpolizisten, die ansonsten auch bei jeder furchtbaren Geschichte ihren Mann standen, indem sie in die Gaststube gingen und den armen Delinquenten die Stöpsel aus den Matratzen zogen. Da hörte man dann das Pfeifen der entweichenden Luft, und die Ärmsten mussten ihre Matratzen mit hochroten Gesichtern wieder aufblasen, denn seltsamerweise konnte auch niemand mehr den Blasebalg finden. Durch den hölzernen Schuber war fortan keine Beschwerde mehr zu vernehmen.

An einem dieser Gedenktage für den armen Gottfried kam es den Gipfelstürmern in den Sinn, um zwei Uhr morgens den ansonsten strengen Peter Kostenzer aufwecken zu wollen, und sie riefen vor der Hütte: „Peter, noch ein Schnitzel, Peter noch einen Liter Wein!", und Peter machte das alles nichts aus, nur ein paar Wanderer murrten in ihren Schlaflagern, weil sie am Morgen zum Karwendelhaus oder der Lamsenjochütte gehen mussten, aber die Gipfelstürmer ließen sich nicht beirren und Peter stand auf und tat, worum sie ihn gebeten hatten, aber X, einer der allerbesten Kletterer, wollte sich noch unbedingt in der Kunst des Fensterlns bei den vier Töchtern beweisen und lehnte eine Leiter an die Schindelwand der Hütte und stieg hinauf und war heute vielleicht doch nicht mehr so ausbalanciert, wie er es im nüchternen Zustand zeitlebens als Kletterer gewesen war, und die Leiter fiel um und X bremste über das lär-

chene Schindeldach und die Schindelfassade herunter bis zum Boden und dann trugen ihn seine Freunde in die Hütte und legten ihn auf den Küchentisch und seine Bauchseite sah aus wie die von einem lärchenen Stachelschwein und die inzwischen erwachten Kostenzer-Töchter zogen ihm mit den Pinzetten aus dem Notfallkoffer die Lärchenschiefer aus dem Bauch und den Armen.

Aber man verzieh uns unsere Sünden und wir selber verziehen sie uns auch, denn schließlich waren wir ja auch immer da, wenn Not am Mann war, zu den undenklichsten Tages- und Nachtzeiten, denn damals war es eine Ehrensache, als Extremkletterer zugleich auch Mitglied der Bergrettung zu sein.





Unweit der Fahnenstange vor der Hütte erinnert eine Gedenktafel an den 1959 verunglückten Gottfried Potisk. Links der Laliderer-Nordwände (oben) ist die 1100 Meter hohe Nordostwand der Grubenkarspitze zu erkennen, die rechte Begrenzung bildet die Herzogkante.

© Archiv des DAV, München (oben), W. Spitzenstätter (unten)

Die kleine Christine und das tragische Ende der Brieftauben

Wir waren gerade zur Gedenktour für Gottfried Potisk auf der Falkenhütte, schrieb Spitz in sein Tourenbuch, *als wir hörten, dass in der Direkten Nordwand zwei Münchner biwakieren, weil einen von ihnen ein Stein getroffen hat.* Die beiden Münchner stiegen weiter, jedoch am sogenannten Gelben Turm, einer der Schlüsselseillängen der „Direkten", hatte schließlich einer der beiden einen langen Sturz getan und sich dabei schwer verletzt. Die jungen Kletterer der Alpenvereins-Jungmannschaft um Walter Spitzenstätter waren daraufhin bis zum Gelben Turm geklettert, hatten die gesamte Führe mit Fixseilen versehen und auch das Stahlseil mit heraufgezogen, und hatten zwei voneinander unabhängige Hakenkränze aufgebaut, um die beiden mitgebrachten Umlenkrollen einzuhängen.

Der Schwerverletzte schrie die ganze Nacht sich in sein Sterben hinein, und Tilly Kostenzer hielt der sechsjährigen Christine die Ohren zu, damit sie endlich einschlafen konnte.

Lange vorher war Peter zum Schlag der Brieftauben geeilt, um eine Nachricht zum Landesgendarmeriekommando zu schicken. Die Brieftauben waren damals nämlich die einzige schnelle Verbindung zu den Rettungsstellen, wo man den Hubschrauber benachrichtigen konnte, und ein Schlag befand sich eben auf der Falkenhütte und ein anderer am Landesgendarmeriekommando am Innrain in Innsbruck. Um die Brieftauben fit für einen Einsatz zu halten, wurden sie alle sechs Wochen ausgetauscht, sie durften nicht zu bequem im Schlag sitzen und durften auch nur sehr sparsam gefüttert werden. Die schnellsten und klügsten Brieftauben flogen dann direkt über den Karwendel-Hauptkamm nach Innsbruck und brauchten dafür zwanzig Minuten, die langsameren flogen die Täler entlang über den Hochalmsattel und den Seefelder Sattel und brauchten bis zu einer Stunde.

Weil aber der kleinen Christine die Brieftauben leidtaten, wie sie so hungrig und aneinandergedrängt auf ihrer Stange sitzen mussten, ging sie jeden Tag zum Schlag hinunter und fütterte sie heimlich. Und als nun das Hilferufen in der Wand begonnen hatte und Peter der ersten Brieftaube die Kapsel mit der Nachricht an das Füßchen hängte und sie in die Luft warf, flog sie nur wenige Meter und ließ sich dann auf dem Giebel der Falkenhütte nieder. So verlief es auch mit der nächsten und der übernächsten Taube, und Peter, außer sich vor Aufregung, drehte ihnen die Hälse um und stürzte zu seinem Jeep, um nach Hinterriß zum nächsten Telefon zu rasen.

Schließlich waren die Bergretter alle am Wandfuß oder in der Wand unterwegs, aber um neun Uhr hörte das Schreien auf, das die ganze Nacht niemanden auf der Hütte hatte schlafen lassen, und das war gerade dann, als der Führende Kurt Schoisswohl als Erster zum Sterbenden kam.

Über die Umlenkrollen konnte man den Überlebenden zum Wandfuß abseilen, und um 16:30 Uhr wurde er mit dem im Kar wartenden Hubschrauber in die Innsbrucker Klinik geflogen.



An diesem Tag war der legendäre Landeshauptmann Wallnöfer zu Gast auf der Hütte gewesen, und er war es dann auch, der umgehend ein starkes Funkgerät für die Hütte organisierte.

Spitz war damals dabei gewesen, bei der Bergung in der „Direkten". Und als Spitz an jenem Märznachmittag 2015 bei uns war, um über die damaligen Bergungen zu erzählen, hat später in der Nacht Christine gewinselt und geschrien und ich weckte sie auf. Sie hatte einen über Jahrzehnte immer wiederkehrenden Albtraum getan.

Peter Kostenzer, Franz Beckenbauer und die Luftmatratzen

Noch viele Jahre lang blieb das von Landeshauptmann Wallnöfer organisierte Funkgerät die einzige Fernmeldeverbindung nach außen, und meistens reservierten die Besucher einen Platz im Matratzenlager oder ein Bett telefonisch über den Bäcker in Hinterriß, bei dem Peter jeden Tag das Brot holte. Als Peter an einem dieser unbeschreiblich schönen Herbstmorgen nach Hinterriß zum Bäcker Franz Griessenböck fuhr, um das Brot für die Hütte zu holen, sagte der Bäcker, dass heute ein gewisser Franz Beckenbauer angerufen hätte und auf die Hütte käme und gerne ein Einzelzimmer reservieren würde. (Peter hatte von einem Franz Beckenbauer noch nie gehört, weil er selbst keinen Fernseher besaß und ansonsten nur bei den Nachbarn im Tal Boxen und Formel-1-Rennen sah.) Peter fragte also: „Ist der beim Alpenverein?" (Nur Alpenvereinsmitglieder dürfen Zimmer reservieren.)

Franz Griessenböck: „Weiß ich nicht."

Peter packte das Brot in den Jeep und fuhr wieder zur Hütte hoch. Sie war an diesem Tag, wie an so vielen, bis auf den letzten Platz belegt, und fünfzehn oder zwanzig Berggeher, die keinen Lagerplatz mehr bekommen hatten, mussten die Nacht auf Luftmatratzen in der Gaststube verbringen.

Um dreiviertelzehn ging die Türe auf, und Franz Beckenbauer erschien. Höflich und bescheiden stellte er sich vor: „Grüß Gott, Herr Wirt. Ich bin der Franz Beckenbauer. Für mich sollte heut ein Einzelzimmer reserviert sein …"

„Bist du beim Alpenverein?"

„Nein, leider nicht."

Peter sah ihn etwas mitleidig an, klopfte ihm dann auf die Schulter und sagte: „Ja, mein lieber Freund, da haben wir leider nur eine Luftmatratze im Gastraum als Notlager für dich."

Franz ließ seinen Blick über die bereits auf dem Boden liegenden Schläfer schweifen, mit denen er das Nachtlager hätte teilen sollen, und kehrte noch am gleichen Abend im Schein seiner Taschenlampe ins Tal zurück.

*

Wir alle waren damals ehrgeizig und spielten unsere Spielchen. Franz Oppurg und Arno Gasteiger gelang erstmals der Durchstieg zweier Wandrouten an einem Tag, auch Peter Habeler und Franz Kröll glückte dies Jahre später, und wiederum einige Jahre später gelang Heinz Zak und Peter Gschwentner der unglaubliche Durchstieg dreier Routen in dieser Riesenwand an einem Tag; Mike Rutter wählte einmal als Umweg zurück in die Gaststube die Herzogkante und benötigte dafür im Alleingang nur zwei Stunden, von Hütte zu Hütte wohlgemerkt.

Im Jänner 1976 durchstieg ich mit Sepp Sint die bitterkalte „Ha-He-Verschneidung", allerdings nur bis etwa zehn Meter unter dem Ausstieg. Hier scheiterten wir nach einem nächtlichen Wettersturz, denn am nächsten Tag versuchte ich einige Stunden lang, unter dem ständigen Niedergehen kleiner Schneebretter aus der Eisschlucht, diese wenigen Meter zu bewältigen, um endlich das Scheitern einzugestehen und mit meinem Gefährten den Rückzug anzutreten. Wir seilten uns über die tiefverschneite Wand ab, schnallten am Einstieg unsere Skier an und schoben sie müde durch das dunkel werdende Laliderertal hinaus.

Sepp Jöchler hat sogar die „Charlie Chaplin" im Alleingang durchstiegen. Am Vorabend war er, zusammen mit den Wirtsleuten und dem prospektiven Seilpartner M. (im innersten Kreis genannt *Speibi*), wieder länger in der Küche gesessen, als es unserem gemeinsamen Freund guttat, und M. war zur Stunde des Aufbruchs an diesem Morgen wirklich krank gewesen und machte seinem Spitznamen alle Ehre, während Sepp sich die glatten Platten im oberen sechsten Schwierigkeitsgrad nun eben allein hochschob, mit nichts als einem Apfel im Rucksack.

Ein Jahr später war ich mit Thomas Bubendorfer im Pinnistal unterwegs gewesen und er hatte mir ahnungslos anvertraut, dass er die „Charlie

Der legendäre Münchner Bergretter Ludwig „Wiggerl" Gramminger (1906–1997) bei einer Bergung aus der Schmid/Krebs-Führe im Jahre 1939.

© Archiv des DAV, München





Auf das Konto von Sepp Jöchler, Sohn des gleichnamigen Cho-Oyu-Erstbesteigers, gehen nicht nur schwierige Erstbegehungen, er ist auch einer der ganz wenigen, der alle großen Karwendelrouten geklettert ist – u. a. die „Charlie Chaplin" an den Laliderern free solo.

© Archiv Kostenzer (oben), R. A. Mayr (unten)

Chaplin" als Erster alleine klettern wolle. Als Benefizevent für die Deutsche Kinderkrebshilfe unter Mildred Scheel, der Frau des damaligen deutschen Bundespräsidenten, begleitet von Kamerateams und Hubschraubern und Reportern und Übertragung in die wichtigsten deutschen Fernsehkanäle. Er war bass erstaunt, als ich ihm erzählte, dass Sepp dies schon ein Jahr zuvor gemacht hatte, aber bescheiden und still, wie es eben seine Art ist, und ohne Hubschrauber und Kamerateams, und Thomas ließ dann auch sein Vorhaben augenblicklich wieder fallen.

Ich stellte mir noch einmal vor, wie Sepp in die abweisenden Platten eingestiegen war und sich hochgeschoben und gezogen hat, Hunderte Meter senkrechten Fels unter seinen Sohlen, und ganz alleine und ungesichert, in aller konzentrierten Stille und Bescheidenheit, und war froh, dass „unserer" Wand und „unserer" Hütte das Getöse und Spektakel einer Filmübertragung erspart geblieben war.

Glück und Unglück, Zimmer an Zimmer

Und doch spielte sich das Spektakel auf dieser Hütte und in dieser Wand durchaus fast immer vor Zusehern ab, wenn auch nicht über die Massenmedien verbreitet: Als ich im Oktober 1974 mit Werner Morgenroth aus Nürnberg die Rebitsch-Verschneidung kletterte, stürzte 120 Meter neben uns auf gleicher Wandhöhe in der „Direkten" ein deutscher Kletterer 80 Meter ins Seil. Von unserem Standpunkt hinüberzuklettern war unmöglich, und so stieg in der darauf folgenden Nacht Reinhard Pickl, ein Freund von Werner Morgenroth, mit einem Innsbrucker Bergrettungsmann im Nachstieg im Schein der riesigen Lichtkegel zu dem Verletzten hoch, und die Aggregate auf dem Spielissjoch wummerten die ganze Nacht, um die Scheinwerfer mit Strom zu versorgen. In dieser Nacht hatte keiner von uns ein Auge zugetan, und natürlich überhaupt niemand auf der Hütte, und die Wanderer waren neben dem Fahnenmast auf dem kleinen Hügel neben der Hütte gestanden und hatten stumm das Manöver verfolgt.

Ein anderes Mal, als der legendäre Rettungspilot Peter Strasser mit dem Hubschrauber des Innenministeriums neben der Hütte gelandet war, weil in der Wand ein Kletterer mit beinahe abgerissenem Schenkel am Verbluten war, und mit laufenden Rotoren darauf wartete, dass ich mit meiner Ausrüstung einstieg, um den Unglücklichen zu bergen, bahnte ich mir meinen Weg durch die Gasse der Gaffer, und einer packte mich sogar am T-Shirt und hielt mich zurück, weil er genau wissen wollte, was ich jetzt vorhätte, und ich musste ihm die Faust unter die Nase halten, auf dass er mein T-Shirt losließ.

Und Christine hatte einmal durch das offene Toilettenfenster gehört, wie sich zwei Wanderer vor der Hütte unterhielten. „Letztes Jahr", sagte der eine, „hatte ich richtig Glück. Da ist ein Kletterer aus der Wand gefallen!"

Im Sommer 1985 gelang mir mit Mike Rutter eine Erstbegehung zwischen der „Direkten" und der „Auckenthaler". Wir waren über die Schlüsselseillängen gut höher gekommen und befanden uns im obersten Fünftel der Wand, als uns die Nacht einholte. Wie immer waren wir am Abend vorher nicht rechtzeitig ins Bett gekommen und erst um zehn Uhr vormittags eingestiegen und so saßen wir nun auf einem stuhlbreiten Band, die abgewinkelten Beine in den Abgrund gehängt, aber durchaus guten Mutes und wohlweislich gut gesichert durch zwei Standhaken, und betrachteten die ersten Sterne und blickten die finstere Wand hinunter, über die wir hochgekommen waren, in die Schotterreisen und Almwiesen und zur winzigen Hütte, deren Fenster den warmen Widerschein der Gaststuben nach außen warfen. Später dann wurde das Aggregat abgeschaltet, und da wussten wir, dass es zehn Uhr war und die Nacht erst wirklich begonnen hatte. Aber es war warm, und eine wunderbare Augustnacht umhüllte uns. In einer entfernten Schlucht verlor sich das Fallen eines Steins und es war noch ein weit ferneres Rauschen in der Luft, wie es ja überhaupt auf einem Berg niemals ganz still ist, denn auch das Universum ist voller Töne.

Hinter dem Gamsjoch kam langsam der Morgen herauf, aber wir blieben sitzen, bis die Sonne ganz heraußen war. Wir reckten die Arme und streckten die Beine und machten uns zum Weiterklettern bereit. Heute war unser Tempo etwas langsamer, aber in einer knappen Stunde waren wir draußen, auf dem Grat.

Wir blickten hinüber zu den Biwakschachteln, die so vielen Begehern das Leben gerettet oder

zumindest ein lausig kaltes Biwak erspart haben: der alten aus Wellblech, die einstmals von den „Karwendlern", jenem anderen extremen Innsbrucker Alpin-Kletterklub, aufgestellt worden war und nun gebeutelt und verzogen von den jahrzehntelangen Stürmen noch immer tapfer aufrecht stand; und unweit daneben die neue, 1971 von den Gipfelstürmern errichtete, von Helli Ohnmacht genial konzipiert, die sich in leuchtendem Orange im steilen Schotterhang befand.

Und ich erinnerte mich an eine Begehung der „Auckenthaler", die ich, kaum achtzehnjährig, elf Jahre vorher mit Hannes Wieser durchgeführt hatte. Wie wir in den letzten sechs oder sieben Seillängen bei Hagel und Regen und Sturm kaum gesichert noch hochgestiegen waren, weil es trotz des Risikos eben notwendig war und wir ein Biwak wahrscheinlich nicht überlebt hätten, und ich bei fast völliger Dunkelheit den Grat erreichte und wir zur neuen Biwakschachtel rannten und in unserer Euphorie über diese sichere, warme Unterkunft uns eine halbe Stunde lang auf den warmen, trockenen Matratzen mit den Decken und den Polstern beworfen hatten, bevor wir in den behüteten Schlaf sanken und am nächsten Morgen, beim ersten Blick durch die Bullaugen, feststellten, dass fast ein halber Meter Schnee gefallen war.

Die Helden hier mussten nicht nur Hias Rebitsch oder Hermann Buhl oder Mathias Auckenthaler oder Otto Herzog heißen, es hatte auch einen Helli Ohnmacht und seine Gipfelstürmer gebraucht, um uns an diesem Tag mit der Existenz der Biwakschachtel die Freude unseres Lebens zu bereiten.

Aber an eben diesem Tag, nach der Durchsteigung unserer Route „In einem anderen Land", war es richtig warm geworden, ein Hochsommertag. Praxmarkar, Lafatscher, Speckkar, Bettelwurf, das ganze, paradiesische Wildland lag unter uns und um uns, und das Glück in uns und die Schönheit um uns waren so unfassbar, dass ich gar nicht damit umgehen konnte, weil dies alles zu viel für mich war, so dass ich am liebsten, wie ein Kleinkind, Gipfel für Gipfel und Stein für Stein in den Mund genommen hätte, um herauszufinden, wie sie schmeckten.

Zur selben Stunde dieser unsagbaren Schönheit und des unsagbaren Glücks auf unserem Laliderergipfel tat Werner Haim, den ich seit meinem vierzehnten Lebensjahr kannte, eine Bergkette weiter einen verhängnisvollen Sturz. Sein Sohn war gerade Junioren-Skisprung-Weltmeister geworden und Weltcup-Sieger. Werner hatte dafür versprochen, einen metallenen Behälter für ein Wandbuch am Gamskar zu stiften. Als er damit hochkletterte, stürzte er mit dem Rücken darauf. Seit diesem Tag war er erst vom Hals abwärts und nach seiner Rehabilitation von den Armen abwärts gelähmt und saß im Rollstuhl. Werner, dieser einmalige Kamerad, den ein jeder mochte wegen seiner Hilfsbereitschaft und seiner menschlichen Größe, hatte im Laufe der Jahrzehnte so vielen verunglückten Bergsteigern als Berg- und Flugretter geholfen und sie gerettet, so vielen, dass sie wohl kaum mehr zu zählen waren, aber jetzt konnte ihm selber hier niemand mehr helfen.

Die wackeligen Helden, die Maß Bier und das Brathendl

Von den vielen Begebenheiten, die sich in der Lalidererwand zutrugen, soll zum Schluss unserer Geschichte noch diese eine geschildert werden. Zum einen, weil es sich dabei um die wahrscheinlich größte Bergrettungsaktion handelte, die sich bis dato in den Alpen abgespielt hat, und zum anderen, weil sie ein Happyend hat. Walter Spitzenstätter, der bei dieser Rettungsaktion wieder führend dabei war, schreibt in seinem Tagebuch:

Die zwei Bayern H. W. (23) und W. G. (28) waren am Freitag, den 15. Juni 1979 in die Schmid/Krebs-Führe der Laliderer Nordwand eingestiegen … Das Wetter war nicht gut und verschlechterte sich sogar zusätzlich mit ungeahnter Heftigkeit. Gegen Mittag regnete es, als sich die beiden auf einem Pfeilerkopf oberhalb der Krebsrisse (etwa in Wandmitte) befanden. Als der Regen in Schneefall überging, sahen sich die beiden nicht mehr in der Lage, weiter zu klettern. Auch ein Rückzug wurde nicht gewagt. Die Hilfeschreie der beiden wurden auf der Falkenhütte gehört und die Gendarmerie in Seefeld von der Notlage verständigt. Der Gendarmerie Postenkommandant von Seefeld, Heinz Kneisl, selbst engagierter Bergrettungsmann, hat aufgrund der Schilderungen richtig erkannt: Das wird ein Großeinsatz …

Jahre vorher hatte der Bergretter Kurt Pittracher die Idee gehabt, mehrere 800-Meter-Stahlseile fabrizieren zu lassen. Bisher war es immer zum Problem geworden, dass die Stahlseile in der



Glücklicher Ausgang einer der größten Rettungsaktionen: Die Geborgenen sind mit den Rettern am Wandfuß angelangt und werden vom Bergrettungsarzt Dr. Phleps versorgt. Das erste Mal in der Geschichte der Bergrettung hingen vier Personen zugleich im 800 Meter langen Stahlseil.
© W. Spitzenstätter

Wand hängengeblieben waren, weil man sie mit runden Kupplungsstücken aneinander verbinden hatte müssen, sich die Seile in dieser fast 1000 Meter hohen Wand teils tief in den Felsen fraßen und genau an den Kupplungsstücken stecken blieben.

Diese völlig richtige Idee fand jetzt ihren fruchtbaren Niederschlag, und man ließ den ersten Retter, Fritz Popella aus Scharnitz, über die Wand herunter. Aber er konnte weder Ruf- noch Sichtkontakt mit den Vermissten aufnehmen, und so wurde er mit Aufwinde wieder zurück auf den Gipfel gezogen. Den zweiten Versuch machte Otto Neuhauser aus Scharnitz. Er kam in einer Linie die Wand herunter, konnte im Schneesturm aber ebenso wenig das geringste Anzeichen der Vermissten erkennen. Am nächsten Tag, dem Samstag, gelang es den Bergrettungsmännern aus Innsbruck und Scharnitz, das Stahlseil wieder heraufzuziehen und einen neuen Versuch zu starten. Fredl Höpperger wurde nun im dritten Versuch durch die Wand abgeseilt. Trotz versuchter neuer Routenführung war es auch diesmal nicht möglich, Kontakt mit den Vermissten aufzunehmen. Es herrschten unvorstellbar widrige Wetterbedingungen. Es hatte ununterbrochen geschneit, ständig rauschten Lawinen durch die Wand, verhüllten sie und verschluckten jedes Geräusch und gaben keinen Blick über einen größeren Umkreis frei. Das Schreien mit äußerster Anstrengung, um sich bemerkbar zu machen und eine Antwort zu erhalten, blieb im Getöse der Lawinen ohne Erwiderung. So wurde Fredl ganz zum Wandfuß abgeseilt und man beendete den Bergeversuch am späten Samstagabend.

Nun war es nötig, die erschöpften Mannschaften auszutauschen. Die frisch angekommenen, denen auch Walter Spitzenstätter angehörte, besprachen in Seefeld mit den zurückgekehrten Kameraden die Lage, bevor sie sich noch für eine kurze Rast auf die Pritschen des Polizeiarrestes in Seefeld niederlegten. Um 1:30 Uhr fuhr man mit Geländefahrzeugen in Richtung Rossloch und stieg bei erhöhter Lawinengefahr in stundenlanger Mühsal zum Laliderergipfel.

Der nun folgende Versuch, das lange Stahlseil vom Einstieg wieder hochzuziehen, schlug fehl. (Das Stahlseil hängt noch heute in der Schmid/Krebs-Führe). Allein der Gedanke an die unsägliche Mühe, die mit einem neuerlichen Transport eines 800-Meter-Stahlseiles vom Rossloch bis zum Lalidererwandgipfel verbunden war, ließ die Bergretter erschauern. Über Funk wurden die Kameraden im Tal angewiesen, das zweite 800-Meter-Stahlseil hochzutragen, während Walter am brüchigen Gipfelgrat, unter mehr als einem Meter Schnee, nach drei voneinander unabhängigen Formationen im Fels suchte, die sich für eine sichere Verankerung eigneten. Gegen 17:30 Uhr traf das Stahlseil auf dem Gipfel ein.

Als Nächster fuhr Walter in die grausige Tiefe: *Endlich komme ich in die senkrechten Abbrüche. Große Eiszapfen muss ich abräumen. Ich halte mich östlich, weil meine Vorgänger wahrscheinlich zu westlich waren […] ich kontrolliere meine Position per Höhenmesser und schreie, so laut ich kann, aber nichts ist zu hören […] plötzlich sehe ich etwa 50 Meter westlich von mir etwas Rotes … Zwischen den Lawinen verständigen wir uns. Ein Versuch, zwei*

Seillängen abzuseilen und dann zu mir herüber zu queren, scheint den beiden aussichtslos. Lieber verbringen sie noch eine Nacht in der Wand, mit der Aussicht, dass am nächsten (vierten) Tag ein allerletzter Rettungsversuch doch noch gelingen würde.

Per Funk informiert Walter die Kameraden am Gipfel. Auch dieser vierte Versuch schlug also fehl, allerdings mit einer wichtigen Erkenntnis. Man kannte nun genau die Position der vermissten Kletterer.

Während Walter sich nun auf der Falkenhütte endlich mit trockener Kleidung und warmem Essen versorgen ließ, hatten die Kameraden am Gipfel ganz andere Sorgen: Sie bekamen das lange Stahlseil, das stark in den Fels eingefräst und durch Vereisung blockiert war, wieder nicht frei.

Am nächsten, dem Montagmorgen machten wir Bergrettungsmänner aus Wattens und Hall uns auf den Weg, um das allerletzte 800-Meter-Stahlseil, das es im Alpenraum gab, hinaufzutragen. Ein jeder von uns nahm einige Schlingen auf und hatte vielleicht 15 Kilogramm zu tragen (zusätzlich zur eigenen Kletterausrüstung), und wir waren gut aufgelegt und frohen Mutes, der uns aber beinahe verging, als wir die Lawinensituation realisierten: Inzwischen lagen fast zwei Meter Neuschnee. Es wurde ziemlich still in der Gruppe. Nach etwa sechsstündigem Aufstieg waren wir am Gipfel, auf dem schon die gesamte Bergrettungselite Österreichs versammelt war: Horst Fankhauser, Klaus Hoi, Werner Sucher und alle die legendären Alterfahrenen. Klaus Hoi und Werner Sucher wagten nun in diesem allerletzten Versuch das damals Undenkbare: Sie hängten sich zu zweit in das nur sechs Millimeter Stahlseil. Sie hatten sich ein ausgeklügeltes System zurechtgelegt, mit dem sie in der Lage gewesen wären, mitten in der Wand, vom Stahlseil aus, an einem mitgeführten 40 Meter langem Kletterseil, zu den Verletzten hin zu klettern, wenn sie neuerlich nicht die richtige Falllinie gefunden hätten.

Diese Technik musste jedoch nicht angewendet werden, weil vom Wandfuß aus Walter Spitzenstätter sie per Funk bei ihrem Abstiegsmanöver dirigieren konnte. Und weil dieser Versuch der letzte war und ein weiteres 800 Meter langes Stahlseil nicht mehr zur Verfügung stand, entschlossen sich Klaus und Werner, beide Kletterer an das gemeinsame Stahlseil zu hängen und an diesem dünnen Seil zu viert die ganze Wand hinunterzufahren. Am Montag, dem 18. Juni 1979, um etwa 15 Uhr, wurden sie von der Bodenmannschaft der Bergrettung übernommen, wo sie vom Bergrettungsarzt Dr. Walter Phleps erstversorgt wurden. Vor allem der Kampf gegen den Bergetod, der nach dieser langen Extrembelastung der beiden jungen Bergsteiger besonders zu befürchten war, musste gewonnen werden.

So brachte man sie per Akja zum Spielissjoch. Beinahe wäre es zu einer endgültigen Tragödie gekommen, als man die beiden auf den Unimog von Fritz Kostenzer lud, dem einzigen Fahrzeug, das bei dieser Schneelage noch zur Hütte hochfahren konnte. Denn Fritz kam mit seinem Fahrzeug bei diesen extremen Verhältnissen über den Weg hinaus und wäre beinahe einige hundert Meter abgestürzt, hätte er nicht geistesgegenwärtig und mit der ganzen Kraft seiner Jugend gegenlenken können. Aber dann war man glücklich vor der Hütte angekommen.

Gleich rechts hinter der Eingangstür, wo die Postkarten hingen, war auch der Postkasten angebracht. Manchmal hatte man im Herbst vergessen, ihn zu leeren, worauf die Gäste hocherfreut waren, wenn die Post ein dreiviertel Jahr später dann doch eintraf. Durch diese schmale Eingangstür in die Gaststube fädelte man jetzt die beiden Helden hinein und legte sie auf den großen Stammtisch hinter dem Kachelofen, und Maria Kostenzer eilte in den Keller, um mehrere Fleischerhaken zu bringen, an denen man sonst den Speck aufhängte, und erlitt vor lauter Aufregung einen Migräneanfall, worauf ihr Walter Phleps eine Beruhigungsspritze verabreichte und dann die Fleischerhaken in den Lampenschirm oberhalb des Stammtisches hängte und daran die Infusionsflaschen und den beiden Helden die Infusionen ansteckte.

Und während Ursula und Fritz Kostenzer nun anfingen, die durchnässten und ausgefrorenen Bergrettungsmänner mit heißen Getränken zu versorgen, lagen die beiden auf dem Stammtisch, wohin sie sich während der letzten vier Tage und drei Nächte sicherlich gesehnt hatten, und machten durchaus einen etwas wackeligen Eindruck. „Bringt's ma a Maß Bier", murmelte der eine das immer gleiche Mantra, und der andere: „A Brathendl wü i hob'n."

Jäger und Sammler des Augenblicks

Ein Karwendel-Tag mit Heinz Zak

>> Georg Hohenester



Der Tiroler Extremkletterer und Bergfotograf Heinz Zak ist in vielen Wänden geklettert, auf vielen Bergen gestanden und hat davon professionelle Bilder mitgebracht, die begeistern. Besonders stark schlägt sein Herz aber für das Karwendelgebirge vor der Haustüre.

Nach kurzer Wanderung auf der Forststraße biegen wir ab, überqueren auf einem quergelegten Baumstamm die junge Isar und folgen einem kaum erkennbaren Pfad durch den wuchernden Wald. Leichten Fußes steigt Heinz Zak durch den Steilhang voraus, den breitkrempigen schwarzen Tirolerhut mit der Adlerfeder im Nacken und einen roten Kletterrucksack auf dem Rücken. Dessen verblasster, strapazierter Stoff zeugt von den vielen Bergabenteuern, die er mit seinem Besitzer erlebt haben muss. An diesem schönen Frühsommertag kurz nach der großen G7-Politiker-Sause in Elmau will Heinz mir ein Stück vom „eher unbekannten Karwendel" zeigen. Erwartungsfroh versuche ich, ihm hinterherzukommen, was gar nicht so einfach ist. Sehr entspannt und souverän bewegt Heinz sich über einige feuchte, abschüssige Felsplatten, die der alte Hirtensteig quert.

Im weitläufigen Kalkgebirge zwischen Isar und Inn kennt sich wohl kaum jemand so gut aus wie der sympathische Berg-Profi aus Scharnitz. Seit über dreißig Jahren lebt er hier, am westlichen Ausgangspunkt in die Täler des Karwendelgebirges. Ebenso lange hat er das wilde Bergrevier mit seinen vier Ketten, langen Tälern, einsamen Karen, brüchigen Wänden, kargen Gipfeln und abweisenden Graten durchstreift, im Sommer wie im Winter, zu jeder Tageszeit und oft auch bei extremen Bedingungen. Ich freue mich, mit dem bekannten Karwendel-Kenner unterwegs zu sein und über seine „Hausberge" sprechen zu können.

Nach einer guten Stunde Aufstieg legt sich der steile Hang zurück und macht einer unerwartet idyllischen Landschaft Platz. Durch lichten Bergwald und saftig-grüne Matten erreichen wir eine freie Wiesenfläche mit zwei Holzgebäuden aus der Zeit, als auch im Karwendel noch Hochalmen genutzt wurden. Eine Bank vor der Almhütte lädt zur Pause ein, und Heinz erklärt, was ihm an seinen Hausbergen besonders gut gefällt: „Man ist schnell relativ weit weg vom normalen Leben, von Häusern oder Straßen. Woanders gibt es ja kaum Stellen, wo du nicht auf irgendeine Ortschaft schaust. Im Karwendel herrscht immer eine gewisse Ruhe. In den Talböden fließt wunderbar klares Wasser. Es gibt einsame Hochalmen wie hier Hinteröd oder den Kasten-Hochleger – und viele Gipfel, die nicht weiß Gott wie bekannt sind. Mir gefallen die einsamen Kare, in denen Hunderte Gämsen stehen. Wenn du durch die Latschenfelder hinaufgehst und im Schotter weitersteigst, dann bist du auf einmal weg vom großen Strom."

Hinter uns ragen die Gipfel der Gleierschkette auf. Heinz deutet auf die zerklüftete Nordwand der Praxmarerkarspitze, deren Gipfelkreuz fast 1000 Meter höher steht, und fährt fort: „Da ist der Hermann Buhl schon durchgestiegen, der den Gipfel als ‚sterbenden Berg' bezeichnet hat. Heute steigt keiner mehr durch die brüchige Wand, und auch über den ‚Normalweg' von der Pfeis kommt wenig Besuch. Ich war oft am Gipfel und habe auch die ganze Gleierschkette überschritten." Lange Grate zu begehen, dafür hat Heinz ein besonderes Faible, weil man immer oben ist, über der Welt steht. „Du kletterst den ganzen Tag von einem Gipfel zum anderen, bist andauernd gefordert und beschäftigst dich mit nichts anderem. Da schaltest du ziemlich gut ab, und es stellt sich eine gewisse Zeitlosigkeit ein."

Ein Abenteurer, der genau hinschaut

Im Lauf der Jahre hat Heinz Zak alle vier großen Karwendelketten überschritten, auch im Winter. Mit Ausnahme der Gleierschkette, wie er erklärt: „Da hat einfach nie alles gepasst. So eine winterliche Gratüberschreitung ist schon gefährlich, weil du sehr lange in sehr exponiertem Gelände unterwegs bist. Du gehst möglichst direkt auf der Schneide und brauchst ein gutes Gespür dafür, wo es weitergeht und wo nicht, wo die Wechten zu gefährlich sind. Wenn du nach zwanzig Gipfeln müde bist und nass, schon lange nichts mehr zu trinken hast – essen willst du eh nichts mehr – und noch zehn Gipfel vor dir: dann musst du durchbeißen und dich extrem fordern." Eine gute Vorbereitung gehört zu so einer Extremtour natürlich dazu und die entsprechende Kondition. Und auch Glück, wie Heinz einräumt: „Im Rückblick war das schon mit das Abenteuerlichste oder Gefährlichste, was ich gemacht habe."

Heinz Zak ist keiner, der das Risiko bewusst sucht. Er hat sich intensiv mit der Sicherheit am Berg auseinandergesetzt, auch als Buchautor, und er geht das Risiko-Management für seine Projekte sorgfältig an. Das schließt eine strukturierte Planung ein und, so Heinz, „ein sehr genaues Hinschauen, um mir selbst ein Bild zu machen, egal ob es sich um eine Erstbegehung handelt oder

Exzellente Fernsicht von der Südlichen Jägerkarspitze; der anspruchsvoll zu besteigende Gipfel in der Gleierschkette gehört zu den besonders ruhigen Orten im Karwendel und zu Heinz Zaks Favoriten.
© H. Zak



Ein Beispiel für das unbekannte Karwendel – eine einsame Hochalm unter den Nordwänden der Gleierschkette.
© G. Hohenester

um eine Winterüberschreitung. Ich sage immer: Wenn ich einmal irgendwo den Löffel abgebe, soll man nachher sagen ‚Pech gehabt' anstatt ‚der war zu blöd'". Dass jede Planung auch ihre Grenzen hat, weiß der passionierte Bergsportler zur Genüge: „Wenn du dich in einem solch anspruchsvollen Gelände bewegst, kommst du immer wieder an den Punkt, der Abenteuer heißt. Das reizt mich auch. Es ist schon toll, wenn man das Abenteuer gut übersteht und sagen kann: Das war lässig, da oben über den Grat zu balancieren."

Apropos balancieren: Heinz Zaks Faible fürs Spiel mit dem Gleichgewicht hat ihn auch zum Slacklinen gebracht. Kennengelernt hat er es schon Ende der 1970er-Jahre beim Klettern im Yosemite Valley in Kalifornien. Den entscheidenden Impuls aber gab Mitte der 1990er-Jahre Dean Potter, der im Frühjahr 2015 beim Wingsuit-Fliegen tödlich verunglückte amerikanische Extremkletterer. „Dean war der erste amerikanische Spitzenkletterer, der sich uns gegenüber richtig freundlich gezeigt hat. Er teilte seine Leidenschaft gerne und hat uns zum Highlinen mitgenommen. Mit ihm unterwegs sein zu dürfen und die Begeisterung für das Balancieren in so ausgesetzten Locations zu sehen, war eine wahnsinnig gute Erfahrung. Dean war als Mentor und Freund dabei, als ich das erste Mal über die Highline am Lost Arrow Spire balancierte. Auf eine Highline zu steigen und hinauszugehen, dazu gehört schon eine gescheite Portion Überwindung. Diese unglaubliche Ausgesetztheit – die hat mich gereizt. Ich wollte das machen, auch wenn es mit hohem Einsatz verbunden war." Heinz Zak wurde zum Slackline-Pionier in unseren Breiten, entwickelte mit Mountain Equipment ein erstes käufliches Slackline-Set, organisierte mehrere Slackline-Treffen – und beging unter anderem im Karwendel an der Gipfelstürmernadel in der Erlspitzgruppe eine luftige Highline. Heute beobachtet er fasziniert, wie sich die Sportart entwickelt, und slackt selbst weiterhin mit großem Spaß. Er ist überzeugt, „dass es extrem gesund ist, für die ganze Rückenmuskulatur und für die Tiefenstabilisation. Da kannst du, glaube ich, gar nicht viel Besseres machen."

Inzwischen haben wir die Almhütten hinter uns gelassen und wandern durch einen sattgrünen, locker bestandenen Nadelwald weiter, der eher an eine verwilderte Parklandschaft erinnert denn an das kalkgraue Karwendel. „Das erwarten die wenigsten, oder?", fragt Heinz: „Das Karwendel ist so unglaublich vielseitig, dass ich selbst nach dreißig Jahren immer noch Neues entdecke. Deshalb fotografiere ich auch so gerne hier!" Damit hat er das zweite wichtige Thema angesprochen: Der extreme Bergsportler und Kletterer Heinz Zak hat sich in der „Szene" einen Namen gemacht, bei einem breiteren Publikum punktet er aber als exzellenter Bergfotograf, wobei seine Karwendel-Bilder eine wichtige Rolle spielen.

Ein Profi, der sein Wissen teilt

Mit dem Fotografieren wie mit dem Klettern angefangen hat Heinz etwa mit fünfzehn Jahren, als die Oma ihm eine erste Spiegelreflexkamera schenkte – zuvor hatte er schon mit einer Pocket Instamatic probiert. Es machte ihm Spaß, beim Klettern zu fotografieren, gleichzeitig entdeckte er die Landschaftsfotografie. Dabei blieb er stets Autodidakt, machte nie einen Kurs, wie er heute etwas bedauernd feststellt: „Wenn du dir alles selbst erarbeitest, meinst du irgendwann, das Bild ist jetzt nicht so schlecht. Doch im Grunde könnte es besser sein. Wenn dich jemand darauf hinweist, würdest du vieles besser machen. Oder du könntest sehen, wie jemand anderer das gleiche Motiv wesentlich besser umsetzt." Diese eigene Erfahrung mag ein Grund sein, warum Heinz Zak in seinen Fotoworkshops sein Wissen gerne weitergibt. Ein anderer Grund könnte sein, dass er als ehe-

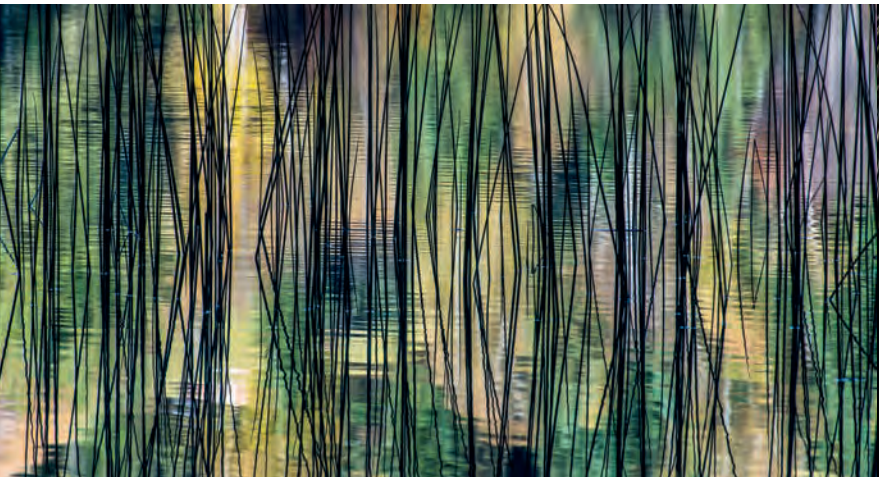
Heinz Zak auf der Highline an der Gipfelstürmernadel in der Erlspitzgruppe; der Slackline-Pionier konnte einige sehr luftige Begehungen für sich verbuchen.
© H. Zak

maliger Lehrer einen im besten Sinn pädagogischen Ansatz verfolgt, und das bei allem, was er (mit)teilt. Er ist offen, hält nichts zurück, hat keine Geheimnisse. „Wenn ich mit Leuten unterwegs bin, dann teile ich alles und erkläre, was ich weiß. Ich will, dass sie dann wirklich gute Bilder machen. Das ist für mich selbstverständlich."

1979 reiste Heinz Zak mit Reinhard Schiestl erstmals zum Klettern ins Yosemite Valley und sollte „ein paar Bilder mitbringen und vielleicht einen kleinen Vortrag halten". Dieser erste Vortrag fand in Innsbruck statt, wo Heinz auf Anhieb an die 600 Menschen überzeugte. Auch das ist typisch für ihn: Probeläufe sind seine Sache nicht. Vielmehr versucht er, sich Abläufe, Bilder, Projekte im Vorhinein möglichst gut vorzustellen und dann in die Realität umzusetzen, egal ob es sich um eine Erstbegehung handelt oder einen Workshop. Auch hinter vielen seiner Karwendel-Bilder steckt zunächst eine Vorstellung. Sie entstehen im Kopf: „Ich bin mit wachem Geist unterwegs und forme mir ein Bild. Das lasse ich wachsen. Landschaft kann ich mir generell sehr gut als fotografischen Raum vorstellen." Heinz sieht und spürt zum Beispiel den Mond, weiß, wie er wächst und abnimmt, wie er sich zu den Bergen verhält, wo andererseits am frühen Morgen die Sonne aufgeht und welche Bergketten sie in warmem Licht in welchem Winkel anstrahlt. „Da denke ich mir, es wäre lässig, oben zu biwakieren und genau dieses eine Bild mit dem Mond zu machen. Anscheinend habe ich das richtige Gefühl für die guten Tage, als wenn ich sie riechen würde. An so einem Tag fällt alles, was ich sonst tun muss, ab. Ich packe mein Zeug und gehe. Diesen Luxus, dass ich hinaufgehen und oben bleiben kann, genieße ich sehr."

Am höchsten Punkt unserer Wanderung angelangt, setzen wir uns ins warme Gras und blicken hinüber zum Halleranger, einem Ort, der für Heinz Zak eine besondere Rolle spielt – dort hat er viele Kletterrouten eingerichtet, an der Speckkarspitze und am Lafatscher. Generell konnte er als Extremkletterer im Karwendel und im benachbarten Wetterstein schwere Erstbegehungen bis zum oberen IX. Grad für sich verbuchen, in Klettergärten sogar bis zum X. Grad. Das Klettern und das Berggehen, jeweils verbunden mit dem Fotografieren, sind die zwei bestimmenden Leiden-







schaften in Heinz' Leben, sind wie zwei Seelen in ihm. Er hängt gerne in einer steilen Wand und fotografiert Top-Kletterer wie Adam Ondra oder Alex Huber. Und beim Berggehen will er eine Region wie das Karwendel optimal darstellen. „Mich fasziniert es, die Vielfalt zu zeigen: intensive Lichtstimmungen am Berg, Landschaften, Blumen, Bäume, Wurzeln, Vieh, Geschichte, Sportarten. Ich möchte in meinen Büchern das Besondere möglichst vollständig abbilden und lasse mich dabei stark von meinen Gefühlen leiten. Meine Bilder sollen starke Emotionen rüberbringen. Dazu kommt das technische Können, auch Glück – und das richtige Gespür, damit im entscheidenden Moment keine Schlieren oder Schleier am Himmel stören."

Steht Heinz Zaks hoher Anspruch an sich und seine Arbeit auch für einen künstlerischen Ansatz in seinem Bildwerk? Er sieht das differenziert: „In Mitteleuropa hat man, denke ich, eher Mühe, Fotografie als Kunst zu verstehen. Ich selbst habe nicht den Anspruch, ein Künstler zu sein. Aber vielleicht findet sich ein gewisser künstlerischer Ausdruck in meinen Bildern. Auf meiner Website gibt es ja auch eine Rubrik‚Kunstwerk Natur'".

Der Weg hinunter zur Kastenalm schlängelt ein Stück entlang einem kleinen Gebirgsbach, der über einige Steilstufen fällt. In dem Moment, als wir vorbeigehen, wirft die Sonne sanfte, warme Strahlen über das munter springende Wasser und bewirkt reizvolle Kontraste im schattigen Bachbett. Heinz steigt schnell einige Meter am Bach



Heinz Zaks Karwendel-Favoriten

■ **Das schönste Tal?**
„Das Hinterautal, weil es so vielseitig ist. Oberhalb entspringt auch die Isar und wird in diesem Tal schnell ein herrlicher Bach."

■ **Der liebste Gipfel?**
„Die Birkkarspitze, nicht weil er der höchste ist, sondern einfach ein lässiger Platz. Du bist so weit oben und hast eine wahnsinnig tolle Rundsicht auf das ganze Karwendel."

■ **Der Hausberg?**
„Die Pleisenspitze, die am nächsten an Scharnitz liegt. Ich gehe den Pleisen zu jeder Jahreszeit, vor allem auch wegen dem Siggi auf der Pleisenhütte.

■ **Der besondere Gipfel?**
„Die Jägerkarspitze, sie ist so ein ruhiger Platz mit einem extra guten Ausblick weit nach Westen, auch wenn der Hohe Gleiersch davor steht."

■ **Der schönste Platz?**
„Für mich ist das der Halleranger. Dort kannst du klettern und wandern, hast eine super Landschaft ringsum und ein paar nette Hütten."

■ **Die fünf „Top-Highlights"?**
„Der Toni-Gaugg-Weg, der Mittenwalder Höhenweg, der Aufstieg auf die Praxmarerkarspitze von der Pfeis aus, die Überschreitung vom Karwendelhaus über die Birkkarspitze zum Halleranger und das Vomper Loch."





Auch wenn er sich selbst nicht als Künstler sieht – dem „Kunstwerk Natur" spürt Heinz Zak gerne nach, von der kreativen Bild-Idee über die genaue Planung bis zur perfekten Umsetzung: Schilf mit Farbenspiel am Ferchensee, nächtliche Langzeitbelichtung am Ahornboden, herbstlicher Bergahorn im Schneefall, prächtiger Vollmond hinter dem Hohen Gleiersch (v. l. n. r.).

© H. Zak

empor, zückt die Kamera und ist in seinem Element. An diesem heißen Frühsommertag mit seinem flachen Licht in dunstiger Atmosphäre bieten sich für den Profi hier die einzigen interessanten Motive. Er hat das sofort gesehen, im Gegensatz zu mir.

Schnelle Auffassungsgabe, Flexibilität, Kreativität und Konsequenz zeichnen Heinz Zak unter Anderem aus. Mit seinen 57 Jahren klettert er immer noch auf hohem Niveau, „bis zum Grad IX– onsight und auch schwerere Routen rotpunkt". Er stellt keine altersbedingten Beschwerden fest, die sein persönliches Befinden einschränken würden, kann gut in sich hineinhören und weiß, was ihm guttut und was nicht. So beantwortet er auch die Frage nach dem Alter, wie so vieles, ziemlich lässig: „Ich habe auf meinen Körper immer gut aufgepasst, sehe meine Gesundheit aber auch als Gnade. Manche Leute denken ja mit Mitte fünfzig schon an den Ruhestand. Das ist für mich ein grauenhaftes Wort. Ich will das nie erleben, weder als Kletterer noch als Bergsteiger noch als Vortragender noch als Autor und Fotograf. Ich lebe meine Leidenschaft und mache das, was mir am meisten Spaß macht. Ich darf ein sehr erfüllendes Leben führen – deswegen interessiert mich das Alter gar nicht."

So wundert auch Heinz Zaks größter Wunsch nicht, „ewig lange das zu machen, was ich eh schon tue". Er könnte es nicht besser haben, als zeitlos in die Berge zu gehen – ohne Drang, etwas unbedingt erfüllen zu müssen; als jeden Tag zu genießen, wie er ist; als da zu sein und alles aufzusaugen, was kommt; als keine existenziellen Ängste zu kennen und sich optimistisch von seinem positiven Lebensblick tragen zu lassen.

„Weißt du", bemerkt er, als wir wieder im Hinterautal ankommen: „Das Tollste ist, dass ich mich mit schönen Sachen beschäftige. Ich darf in dieser Schönheit sein und sie aufnehmen und dokumentieren und festhalten. Und ich glaube, dass mich das auch prägt. Ich bin jetzt wieder ein paar Jahre im Karwendel herumgerannt, um dieses neue Buch zu machen. Ich bin in Schluchten gekrochen, habe Wurzeln, Bäume, Bäche gesucht, um davon Bilder zu machen. Doch eigentlich wollte ich es gar nicht fertig machen, das Buch. Denn mir war klar: Wenn es fertig ist, dann kann ich nicht mehr so oft hier unterwegs sein. Und ich mag das Karwendel doch so gerne!"

Das ist typisch Heinz Zak: zu hundert Prozent seine Leidenschaften leben, mit einem tiefen Gespür für die Natur, die ihn umgibt und prägt, in großem Einklang mit sich und seiner Welt. Eigentlich ist er der Berg-Indianer von Scharnitz, und seine „Jagdgründe" liegen bevorzugt im Karwendel.

Heinz Zak, geb. 23. März 1958 in Wörgl, seit 1981 in Scharnitz wohnhaft, wo er sechs Jahre (mit diversen Sabbaticals) an einer privaten Hauptschule Englisch und Physik/Chemie unterrichtete; seit 1988 Extremkletterer, Bergfotograf, Filmemacher, Vortragender, Autor, Anbieter von Fotoworkshops und Outdoor-Seminaren, Slackliner und Bergführer (seit 2010); seine Frau Angelika und sein Sohn Martin unterstützen seine Arbeit tatkräftig; weitere Infos unter www.heinzzak.com



BergFokus

Am äußersten Rand der grünen Lebenswelt, dort wo mit weglosem Schrofengelände das Unberechenbare der Bergwildnis beginnt, verspricht die Lohnerhütte, eine typische SAC-Hütte im Berner Oberland, eine kleine Oase der Geborgenheit. **Hütten im Gebirge** gehören zum Alpenverein wie die Welle zum Meer. Über 1300 Schutzhäuser alpiner Organisationen gibt es im gesamten Alpenraum, mehr als ein Drittel davon befindet sich in den Ostalpen und wird von unseren Alpenvereinssektionen betreut.

© M. Volken

Geborgen inmitten der Wildnis

Zu Sinn und Bedeutung unserer Alpenvereinshütten

>> Martin Scharfe

Kein Zweifel: Unsere Alpenvereinshütten müssen sich den Fragen der Gegenwart stellen. Ihre ursprüngliche Aufgabe als Schutzhaus im weitesten Sinne wird längst von gewandelten Bedürfnissen und veränderten Mentalitäten bedrängt. Die Suche nach den richtigen Antworten führt mitunter zu erhitzten Debatten. Dabei kann leicht in Vergessenheit geraten, was diese Unterkunftshäuser, die wir Hütten nennen, jenseits des Wandels der Zeiten eigentlich sind und bedeuten. Aber auch: worin ihr prinzipielles Problem besteht. Beginnen wir mit einem Bild.



Lust am Unbehaglichen

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts (also kurz vor oder während der Zeit der Gründung des Alpenvereins) hat der damals wohl erfolgreichste Bildkünstler des deutschsprachigen Europas, Ludwig Richter, eine ganze Reihe von Bildschöpfungen unter die Leute gebracht, die man in unseren Jahrzehnten als Darstellung eines ‚Geborgenheitsraumes' bezeichnet hat: Man blickt in die Stube eines aufgeschnittenen Bürger- oder Bauernhauses, drinnen herrschen Familiensinn, Licht, Wärme des Ofens – kurz: behagliche Geborgenheit; draußen aber, vor den Wänden, Fenstern und Türen, drohen Nacht, Regensturm, Kälte, Unwirtlichkeit, Gefahr.[1] Diese Bilder Richters sind ambivalent. Sie zeigen Geborgenheit und Behaglichkeit – aber es ist zu fragen, ob sie sie auch vorbehaltlos preisen? Sie zeigen Unwirtlichkeit und Unbehagliches – aber zu allen Zeiten hat das Ungemütliche, hat die Gefahr auch gereizt.

Insofern verweist das Lob des Behaglichen stets auch auf die lockende Unbehaglichkeit. Es muss also die Beobachtung stutzig machen, dass in Johannes Emmers Geschichte des Alpenvereins von 1894 (Emmer [1849–1928] ist immerhin der offizielle Vereinschronograph des ersten Vierteljahrhunderts!) *behaglich* eins der wichtigsten Schmuckwörter ist: Hütten sind behaglich, sogar Wege sind behaglich, Emmer badet sich geradezu in Behaglichkeit.[2]

Die sichernden Wege, vor allem aber die bergenden Hütten sind, bei Licht betrachtet, nur die Symptome der rauen Welt des Alpinen, die solcherart genießbar, beherrschbar oder zumindest ertragbar geworden ist. Vielleicht ist es also die größte Leistung des mitteleuropäischen Alpinismus, künstlich[3] eine Welt des Unbehaglichen sowohl in der Realität als auch in erreichbarer räumlicher Nähe gesucht und gefunden zu haben. Viktor Frankl hat das einmal folgendermaßen ausgedrückt: „Inmitten des Wohlstands" schafft sich „der biologisch unterforderte Mensch" (dem äußeren Anschein nach gegen jede Vernunft) „Situationen des Notstands; mitten in einer Überflußgesellschaft beginnt er, sozusagen Inseln der Askese aufzuschütten".[4] Wenn es also, sage ich, die größte Leistung des Alpinismus war, solche Inseln des wissentlich herbeigeführten Notstands und der willentlich heraufgeforderten Askese aufzutürmen, so war es vielleicht die größte Leistung des organisierten Alpinismus (das heißt: der Alpenvereine), diese Welt des Unbehaglichen mit Stützpunkten und Zugängen bewohnbar, ja behaglich gemacht zu haben. Anzumerken ist nur, dass solche in sich selbst widersprüchlichen Tendenzen einer Teilkultur – wie hier eben der Teilkultur des Alpinismus – stets Tendenzen und Triebe und geheime Sehnsüchte der europäischen Gesamtkultur widerspiegeln.

Innere Widersprüchlichkeit

Die Spannung zwischen den Lockungen einer unbehaglichen und denen einer behaglichen Welt ist aber nur eine der Ambivalenzen, die uns der Alpinismus sehen lässt. Eugen Guido Lammer (1863–1945), der wohl schärfste Analytiker des organisierten Berggehens in den Jahrzehnten vor und nach 1900, hat gar gefragt, ob nicht überhaupt „der ganze Alpinismus ein ungeheurer Selbstwiderspruch" sei: erhofft und erstrebt habe man doch unberührte Natur und tiefe Einsamkeit – aber nun „locken und reißen wir Millionen hinauf, bauen lärmende Schutzhäuser und Höhenpromenaden […] und zertrampeln so zielbewußt all das, was wir droben dereinst ersehnt und dank-

1 *Vgl. Hans Joachim Neidhardt: Gefährdung und Geborgenheit. Zur Morphologie und Symbolik romantischer Landschaftsmalerei. In: Hannelore Gärtner (Hg.): Adrian Ludwig Richter – Deutsche Spätromantik, Greifswald 1985, S. 33–38; hier: S. 34.*

2 *Vgl. Johannes Emmer: Geschichte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. In: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 25/1894 (= Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins), Berlin 1894, S. 177–439.*

3 *Ludwig Steub hat den Alpinismus (den „Zug in die Gebirge") schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine „Erfindung" genannt. Ludwig Steub: Aus dem bayrischen Hochlande, München 1850, S. 85 und S. 2.*

4 *Viktor E. Frankl: Der Alpinismus und die Pathologie des Zeitgeistes. Festrede anläßlich der Feier 125 Jahre Österreichischer Alpenverein. In: Berg '88. Alpenvereinsjahrbuch („Zeitschrift" Band 112), S. 61–63; hier: S. 62.*

Wohlgefühl im bergenden Gehäuse. Holzschnitt (geschnitten von August Gaber) nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, 1864.

Aus: Das Ludwig Richter Album. Sämtliche Holzschnitte, hg. v. Wolf Stubbe, 2. Aufl. München 1971, S. 232.



bar gefunden haben".[5] Fast schärfer noch hat der streitbare Schriftleiter der „Mitteilungen", Hanns Barth, diesen Widerspruch einmal zugespitzt, als er auf „das üble Thema" zu sprechen kam, „daß der Mensch heute zerstört, was er liebt".[6] Ja der spanische Philosoph Ortega y Gasset hat gar gemeint, man könne dieses allgemeinere Problem des zivilisatorischen ‚Fortschritts' auf die Formel bringen: aus Lebensbegierde die Grundlage des Lebens zerstören.[7]

Doch der Umstand, dass die Suche nach dem einsamen Genuss der Bergwelt den Massenmarsch antreibt, hat eine längere Vorgeschichte. Wer nämlich genau hinsieht, kann die nun schon fast zwei Jahrhunderte anhaltende Tendenz einer totalen ‚Erschließung' erkennen, welche das Ziel hat, die Alpen bewohnbar zu machen und sie als bequemes Spaziergelände mit leichtem Fuß, mit leichter Hand zu beherrschen. Schon in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hat ein Wiener Poet weit vorausschauend den Ausdruck ‚Spazierenklettern' erfunden![8] Für Zeitgenossen der ersten Alpenvereinsjahrzehnte, die über Beobachtungsgabe und wachen Sinn verfügten – also etwa für Schriftsteller und Zeichner –, war es offenbar nicht sonderlich schwierig, den Kommerzialisierungstrend schon früh zu erkennen und sarkastisch vor Augen zu führen. Zu besichtigen waren diese Ahnungen zum Beispiel in Karikaturen, die der Schweizer „Nebelspalter" in den Achtziger- und frühen Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts publizierte.[9] Mark Twain erzählte seinem schmunzelnden Lesepublikum seit dem Jahr 1880 augenzwinkernd vom Wegzolleinnehmer auf dem Gletscher[10]; und Alphonse Daudets komischer Held Tartarin von Tarascon hatte gar (als er vorgab, vor den beiden Grindelwaldgletschern Drehtüren angebracht gesehen zu haben, wo man Eintritt zu zahlen hatte) keinen Zweifel mehr an der totalen „Künstlichkeit der Schweiz" – will sagen: an der Künstlichkeit der erschlossenen Alpengegenden.[11] Die Idee der ‚künstlichen' Alpen, der Alpen als Fälschung, der Alpen als Trickbild[12] ist freilich nur der satirisch-grotesk gesteigerte Ausdruck eines Zustands und einer Entwicklung, für die dann wenig später in der Alpenvereinsdebatte der Ausdruck „Überkultur" gebraucht wurde.[13]

Gewissheit

Es ist hier nicht der Ort, die historischen Bedingungen und Ursachen der ‚plötzlichen' Mobilität der Massen und der neuen Natur- und Bewegungsbedürfnisse der Menschen in der sich rasant industrialisierenden und verstädternden mitteleuropäischen Gesellschaft (und insbesondere in ihren vermögenderen Klassen) darzustellen und zu erklären. Vielmehr soll auf einen einzigen Punkt hingewiesen werden – den allgemeinsten und unspektakulärsten vielleicht, der aber wohl gerade wegen seiner vermeintlichen Alltäglichkeit kaum einmal bedacht wird. Den Hauptgrund, der die Erschließungsarbeit der Alpenvereine vorangetrieben und binnen weniger Jahrzehnte zum Erfolg gebracht und in immer höhere Entwicklungsspiralen hinaufgejagt hat (und bis heute vor sich hertreibt – trotz der erklärten Absicht, aus der

5 *Eugen Guido Lammer: Vorklang. In: ders.: Jungborn. Bergfahrten und Höhengedanken eines einsamen Pfadsuchers, München 1935, S. 11–16; hier: S. 16.*

6 *[Hanns Barth]: Die Zugspitzbahn. In: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins NF 40 (50)/1924, S. 236 f.; hier: S. 236.*

7 *Vgl. José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen (1930). In: ders.: Gesammelte Werke, Augsburg 1996. Band 3, S. 7–155; hier: S. 47, Anm. 1.*

8 *Vgl. Aloys Blumauer: Epistel. An meinen Freund Pezzl, von Gastein im Salzburgischen. In: Aloys Blumauer: Gesammelte Werke. 3. Teil, Stuttgart 1839, S. 64–72; hier: S. 72 (in Gastein sei Spazierenklettern anstatt des Spazierengehens geboten!). – Blumauers Lebensdaten: 1755–1798.*

9 *Vgl. etwa die Abbildungen bei John Grand-Carteret: La Montagne à Travers les Âges. Role joué par elle: façon dont elle a été vue. Band 2: La Montagne d'aujourd' hui, Grenoble 1904, S. 382, 383, 395.*

10 *Vgl. Mark Twain: Bummel durch Europa (1880), Zürich 1990, S. 393 (Kap. 46).*

11 *So übersetzt Stephan Hermlin. Alphonse Daudet: Tartarin in den Alpen. Neue Abenteuer des Heros aus Tarascon (1885). In: ders.: Tartarin von Tarascon, München 1969, S. 121–319; hier: S. 250.*

12 *Der französische Originaltext spricht von „truquage de la Suisse" – also von Schwindel, Fälschung, Trickbild. Ich benütze die Ausgabe Alphonse Daudet: Tartarin sur les Alpes. Nouveaux Exploits du Heros Tarasconnais, Paris 1886, S. 235.*

13 *Oskar Molitor: Die Gefahren alpiner Überkultur. In: Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins NF 34 (44)/1918, S. 124–126. Der Text war schon vor 1914 niedergeschrieben worden.*

Genuss der Hüttenbehaglichkeit und Gewissheit des Quartiers. Gouache von Ernst Platz, um 1930.

© Alpenverein-Museum Innsbruck

Spirale auszusteigen), kann man nämlich in der Gewissheit sehen, welche die Liebhaberinnen und Liebhaber der Gebirge haben dürfen: die Gewissheit, den richtigen Weg in der gebührenden Länge und ein befriedigendes Nachtlager zum errechneten Zeitpunkt (mit allen erwartbaren Annehmlichkeiten wie zum Beispiel den üblichen Mahlzeiten) zu finden. Dies scheint eine Binsenweisheit zu sein – eine Selbstverständlichkeit, deren Umstände und Bedingungen freilich nur mit gewissen gedanklichen Umwegen (und auch da nur halbwegs) zu erklären sind.

Wenn in alpinistischen Tourenbeschreibungen des 19. Jahrhunderts des Öfteren bewundernd vom Orientierungs-‚Instinkt' der einheimischen Führer die Rede war, so konnte das Wort Instinkt nur in einem umgangssprachlichen Sinne gemeint sein; denn in anthropologischen Debatten über das ‚Wesen' des Menschen gilt der Instinkt längst als eine biologische Einrichtung, die das Tier auszeichnet – während der Mensch demgegenüber charakterisiert erscheint gerade durch die Abwesenheit von Instinkten oder doch durch ihre verminderte Existenz; „Instinktreduktion" ist das zugehörige Stichwort.[14]

Kultur statt Instinkt

Zwar nicht dieses Wort, aber die gemeinte Sache gehörte schon zum Erkenntnisschatz deutscher Intellektueller (wie Immanuel Kant oder Friedrich Schiller) am Ende des 18. Jahrhunderts. Insbesondere Johann Gottfried Herder hatte (bereits um das Jahr 1770 herum) den genialen Einfall, die große Einsicht gehabt, den Menschen – im Vergleich mit dem durch Instinkte sicher gesteuerten Tier – als ein durch Mängel gekennzeichnetes Wesen zu sehen: als das „unwissendste Geschöpf", das „elendste der Wesen", das „verwaisetste Kind der Natur"[15] (fast zweihundert Jahre später kam dann die griffige und eingängige Formulierung „Mängelwesen" in Gebrauch[16]). Aber gerade weil dem Menschen die Zwangsläufigkeit instinktiven Verhaltens abhandengekommen ist; gerade weil er auf die angeborene Sicherheit, die dem Tier eigen ist, verzichtet, hat er die Möglichkeit, eine fast unbegrenzte Zahl von Lebensweisen auszubilden – er ist „Lehrling der ganzen Welt"[17], er ist (so die neuere Diktion:) „weltoffen".[18] Er kann am Äquator leben wie an einem der Erdpole, er kann am Meer existieren wie auf dem Gebirge, er kommt auf Meereshöhe zurecht und auf einer Höhe von 3000 Metern, er kann in jede beliebige Kultur hineingeboren werden, er kann sich, theoretisch, jede denkbare Kultur und Sprache aneignen: wir sehen es staunend an den Kindern anderer Völker und Nationen. Die Kultur ersetzt ihm sozusagen die mit dem Instinkt abhandengekommene Natur; sie ist ihm „eine *zweite Natur,* eine künstlich bearbeitete und passend gemachte Ersatzwelt, die seiner versagenden organischen Ausstattung entgegenkommt".[19]

Das Menschenwerk Institution

In besonderer Weise aber sind es die kulturellen Institutionen, die dem Menschen die Sicherheit und Zuträglichkeit des Verhaltens garantieren, die er sonst – als ‚reduziertes Tier' – nicht hätte. Unter Institutionen verstehen wir – mit Arnold Gehlen (1904–1976) – alle kulturellen Übereinkünfte und Regelungen, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten und Einrichtungen, an denen wir unser Leben ausrichten.

So ist etwa das alpine Wegesystem eine Institution im Gehlen'schen Sinne. Gemeint ist nicht nur der ‚gebahnte' oder gar der ‚gebaute' Weg (samt Markierungen und Wegzeigern, samt Farbli-

Fast ein Suchbild: die Hütte in der Wildnis der Berge. Die Augsburger Hütte in den Lechtaler Alpen, Druck nach einem Entwurf von Zeno Diemer, um 1891/94.

Aus: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 25/1894, Tafel vor S. 247

© Archiv des DAV, München

14 Vgl. z. B. Arnold Gehlen: Das Bild des Menschen im Lichte der modernen Anthropologie (1952). In: ders.: Anthropologische und sozialpsychologische Untersuchungen, Reinbek 1986, S. 55–68; hier: S. 61.

15 Johann Gottfried Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772), Stuttgart 1966, S. 84, 80, 24.

16 Arnold Gehlen: Die Technik in der Sichtweise der Anthropologie (1953). In: ders.: Untersuchungen (wie Anm. 14), S. 93–103; hier: S. 94.

17 J. G. Herder: Abhandlung (wie Anm. 15), S. 87.

18 Max Scheler: Die Stellung des Menschen im Kosmos (1927), 2. Aufl. München 1947, S. 36.

19 Arnold Gehlen: Ein Bild vom Menschen (1942). In: ders.: Untersuchungen (wie Anm. 14), S. 44–54; hier: S. 48. Hervorhebung von Gehlen. – Die erwähnten Zusammenhänge und die Geschichte ihrer Entdeckung habe ich einigermaßen ausführlich darzustellen versucht in meinem Buch: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur, Köln, Weimar, Wien 2002, insbes. S. 27–68.





Eine alpine Notunterkunft: die ehemalige Akademikerhütte in den Karnischen Alpen, 1921. Zeichnung von J. Streye.

Aus: Robert Peters, Sepp Lederer: Mauthen im Gailtal (= Alpingeschichte kurz und bündig), Innsbruck 2013, S. 43.

nien auf Karten und in Navigationssystemen), sondern auch die überlieferte Route im freien Gelände oder am Fels oder im Schneegelände; und selbstverständlich gehören Anstiegsbeschreibungen dazu – also weitergegebene, tradierte Erfahrungen über Möglichkeiten der Begehung. Allein schon das Wissen, dass eine gewisse Route schon einmal von Menschen begangen worden ist (dass sie also begangen werden *kann!*), gehört in den Überlieferungsschatz der Kultur und erleichtert den Weg. Lammer hat des Öfteren betont, dass sich der psychische Aufwand gewaltig vermindere, wenn man wisse, dass eine Tour schon einmal gemacht worden sei – denn dann sei der „Bann gebrochen".[20]

Gerade die oft missachtete und als unbedeutend betrachtete Erscheinung der Spur (etwa im Schnee) ist geeignet, uns die Komplexität der Institution Weg erkennen zu lassen. Die Spur ist – wie der Weg – nicht nur eine vollendete Tatsache, sie ist vielmehr auch ein *Ereignis,* das heißt: ein Prozess, der sich zwischen dem Menschen und seinem ‚Werk', der Spur, abspielt. Sie ist zunächst ein physisches oder physikalisches Ereignis, weil sie unseren körperlichen Aufwand verringert. Sie ist, indem sie uns die Richtung weist, auch ein kulturelles Ereignis. Indem wir in die Fußstapfen anderer treten, erweist sie sich zugleich als ein soziales Ereignis. Und ein historisches Ereignis ist sie ohnehin, weil sie vor uns (und vielleicht auch für uns) gelegt worden ist.

Doch auch die Hütten sind solche Institutionen samt ihren Regelungen – wozu sowohl die festgelegten Hüttenordnungen zählen als auch die allgemeinen gesellschaftlichen Umgangsformen (wie etwa das Grüßen oder die gebotene Höflichkeit und Rücksichtnahme) und die Hoffnung auf angemessene Verpflegung, Erholung und Nachtruhe, vielleicht auch auf Ratschläge, die sich den Erfahrungen des Hüttenwirts verdanken; dass der materielle Bau der Hütte (das Gebäude selbst), der vor Kälte, Niederschlag und Sturm schützt und uns erlaubt, die Ausrüstung zu warten, zur kulturellen Institution Hütte gehört, versteht sich ja jetzt fast von selbst.

Entlastung

Allemal aber gewähren uns die Institutionen des Weges und der Hütte jene Sicherheit, die wir zur Planung und Verwirklichung unserer alpinistischen Vorhaben gerne akzeptieren; wir profitieren von der Gewissheit, die uns den richtigen Weg in der richtigen Länge (das heißt: in der Regel in einem ‚Tagwerk') finden und Nachtquartier und Verpflegung erwarten lässt. Die alpinistischen Institutionen ‚entlasten' unser Tun: nicht nur hat man uns etwa die größten Tritthindernisse weggeräumt; nicht nur hat man uns eine Trasse gebaut, welche die gröbsten Kraftverluste vermeiden hilft; sondern vor allem sind wir nun der Mühe enthoben, selbst den zweckmäßigsten Weg suchen und finden zu müssen – einer Mühe, der die Alpinisten vor Gründung der Alpenvereine kaum entkommen konnten.[21]

Zur Funktion der „Entlastung" aber gesellt sich noch eine andere, die – fürs Erste gewiss etwas

20 *Vgl. z. B. Eugen Guido Lammer: Zsigmondyspitze (Feldkopf). In: ders.: Jungborn (wie Anm. 5), S. 31–44; hier: S. 33 f.*

21 *Die „Pointe" der Gewohnheiten und Institutionen, so hat es Gehlen formuliert, sei „die Entlastung vom Aufwand improvisierter Motivbildung" und „von dauernden Improvisationen fallweise zu vertretender Entschlüsse". Arnold Gehlen: Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen, Bonn 1956, S. 25.*

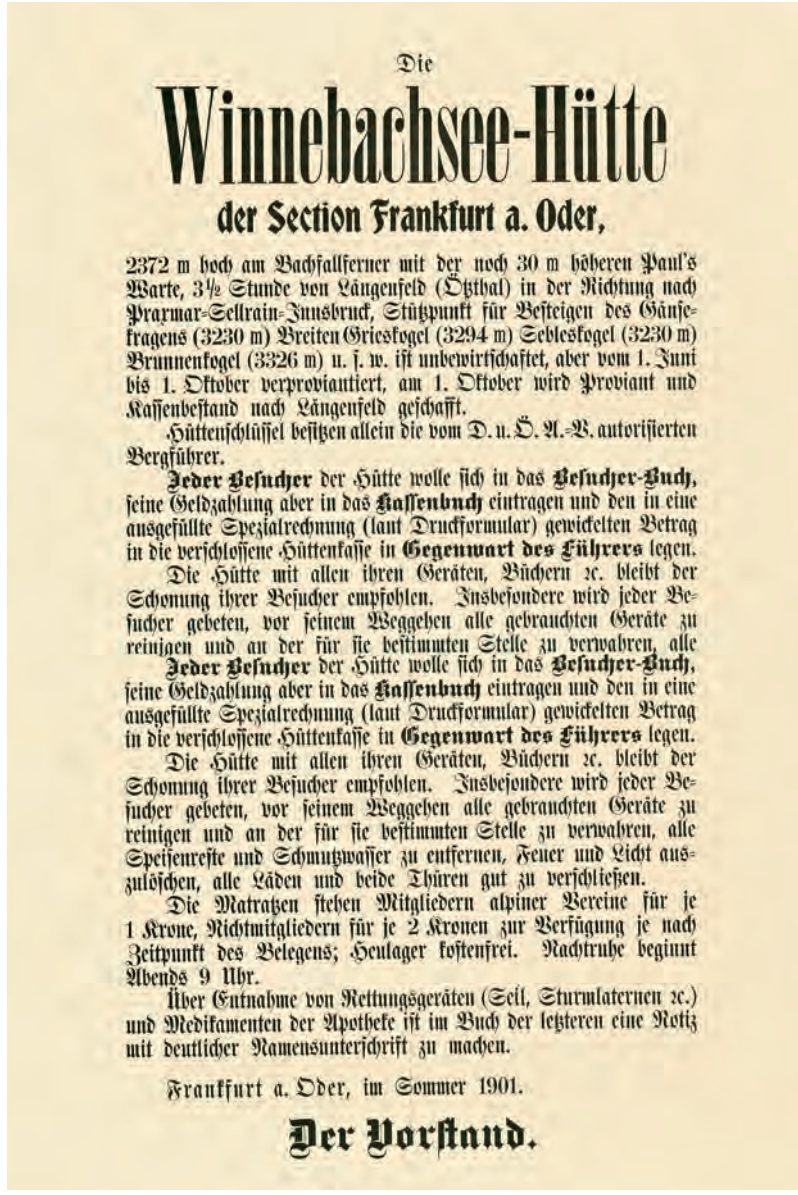
rätselhaft – „Hintergrundserfüllung" genannt worden ist. Gemeint ist damit nichts anderes als der Umstand, dass wir unsere einfachsten Bedürfnisse – wie die Sorge um Wärme, Nachtlager, Essen, Getränke usw. – als im Hintergrund erfüllt ansehen dürfen. Anders gesagt: Diese Sorge selbst darf uns in den Hintergrund treten. Der verdiente Simony hat diese Erwartungssicherheit, als er dem „Alpenwanderer" das noch kaum erschlossene Venedigergebiet empfahl, mit dem schönen Satz umschrieben: Hier finde „jeder Besucher mehr als *ein* Standquartier", „in welchem er von gehabten Mühen behaglich ausruhen und auf billige Befriedigung nicht allzu hoch gespannter Ansprüche rechnen" könne.[22]

Wir dürfen also gewiss sein, mitten in der alpinen Wildnis Lager, Ruhe, Nahrung, Unterhaltung zu finden; und gerade wegen dieser Gewissheit können wir uns – im Vordergrund gleichsam – ganz anderem zuwenden (ganz abgesehen davon, dass wir kein Zelt mitschleppen müssen und größeren Proviant): unser Sinn wird nun frei für den Genuss der Blicke, der Ruhepausen, des Wohlgefühls im eigenen Leib.

Die Macht der Urgroßväter

Doch so fundamental, ja erfreulich die Bedeutung der Institutionen (wie Hütte und Weg) auch ist: es wäre falsch, sie nur im Lob-Licht zu sehen – sie haben durchaus einiges Befremdliche an sich. Das liegt an ihrem Charakter als Menschen-Werk. Zwar sind sie von Menschen gemacht; doch das vom Menschen Gemachte gewinnt ein gewisses Eigenleben, es verselbständigt sich, ja das Gemachte übt nun selbst Macht aus über seinen Schöpfer. Unsere Ur-Ur-Großväter zwingen uns sozusagen immer wieder auf denselben Weg, den sie vielleicht vor mehr als einem Jahrhundert angelegt haben, und sie nötigen uns, stets in derselben Hütte zu nächtigen, die sie seinerzeit gebaut haben. Wir müssen uns also (so hat das Gehlen gesagt:) „von den historisch gewachsenen Wirklichkeiten konsumieren lassen".[23] Mit der für die menschliche Existenz so unverzichtbaren Leistung der Institutionen ist stets auch eine Vereinseitigung und Einengung verknüpft – ein Zwang ins historisch Überkommene, ein Formalismus, der Kreativität und freie Entscheidungen und Alternativen beschneidet.

Unsere alpinistischen Altvorderen, sofern sie über Gespür für die Tendenzen der Zeit verfügten,



Die

Winnebachsee-Hütte

der Section Frankfurt a. Oder,

2372 m hoch am Bachfallferner mit der noch 30 m höheren Paul's Warte, 3½ Stunde von Längenfeld (Ötzthal) in der Richtung nach Praxmar-Sellrain-Innsbruck, Stützpunkt für Besteigen des Gänsekragens (3230 m) Breiten Grieskogel (3294 m) Sebleskogel (3230 m) Brunnenkogel (3326 m) u. s. w. ist unbewirtschaftet, aber vom 1. Juni bis 1. Oktober verproviantiert, am 1. Oktober wird Proviant und Kassenbestand nach Längenfeld geschafft.

Hüttenschlüssel besitzen allein die vom D. u. Ö. A.-V. autorisierten Bergführer.

Jeder Besucher der Hütte wolle sich in das **Besucher-Buch**, seine Geldzahlung aber in das **Kassenbuch** eintragen und den in eine ausgefüllte Spezialrechnung (laut Druckformular) gewickelten Betrag in die verschlossene Hüttenkasse in **Gegenwart des Führers** legen.

Die Hütte mit allen ihren Geräten, Büchern ꝛc. bleibt der Schonung ihrer Besucher empfohlen. Insbesondere wird jeder Besucher gebeten, vor seinem Weggehen alle gebrauchten Geräte zu reinigen und an der für sie bestimmten Stelle zu verwahren, alle

Jeder Besucher der Hütte wolle sich in das **Besucher-Buch**, seine Geldzahlung aber in das **Kassenbuch** eintragen und den in eine ausgefüllte Spezialrechnung (laut Druckformular) gewickelten Betrag in die verschlossene Hüttenkasse in **Gegenwart des Führers** legen.

Die Hütte mit allen ihren Geräten, Büchern ꝛc. bleibt der Schonung ihrer Besucher empfohlen. Insbesondere wird jeder Besucher gebeten, vor seinem Weggehen alle gebrauchten Geräte zu reinigen und an der für sie bestimmten Stelle zu verwahren, alle

Speisenreste und Schmutzwasser zu entfernen, Feuer und Licht auszulöschen, alle Läden und beide Thüren gut zu verschließen.

Die Matratzen stehen Mitgliedern alpiner Vereine für je 1 Krone, Nichtmitgliedern für je 2 Kronen zur Verfügung je nach Zeitpunkt des Belegens; Heulager kostenfrei. Nachtruhe beginnt Abends 9 Uhr.

Über Entnahme von Rettungsgeräten (Seil, Sturmlaternen ꝛc.) und Medikamenten der Apotheke ist im Buch der letzteren eine Notiz mit deutlicher Namensunterschrift zu machen.

Frankfurt a. Oder, im Sommer 1901.

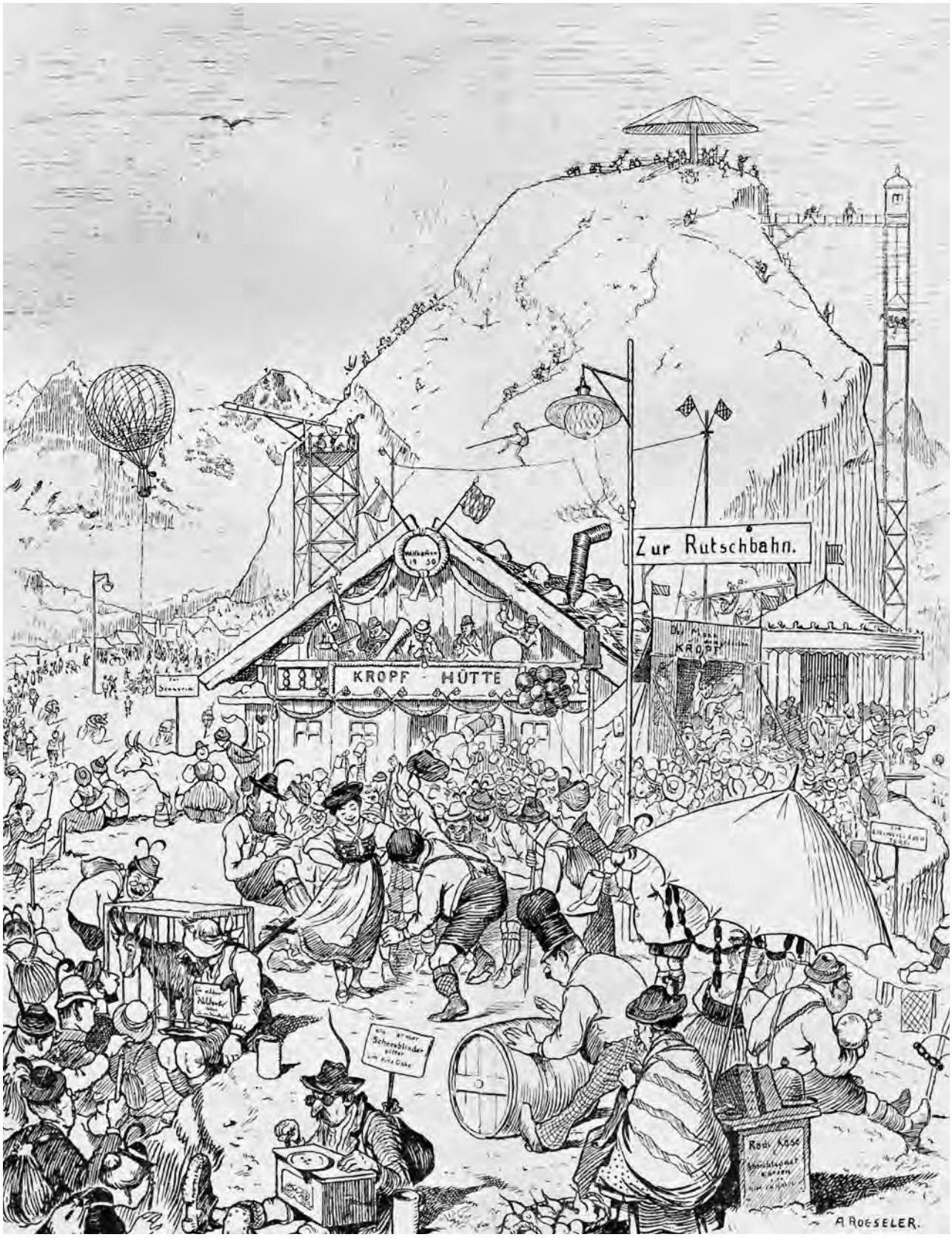
Der Vorstand.

Das Regelwerk der Hütte erlaubt und garantiert ein ersprießliches Miteinander: die Hüttenordnung der damals gerade neu erbauten Winnebachseehütte (1901).

© Archiv des DAV, München

22 *Friedrich Simony: Aus der Venedigergruppe. In: Jahrbuch des Oesterreichischen Alpen-Vereines 1/1865, S. 1–31; hier: S. 1. – Hervorhebung von mir, MSch. – Auch „Hintergrundserfüllung" ist ein Gehlen'scher Begriff. Vgl. dazu M. Scharfe: Menschenwerk (wie Anm. 19), S. 60 f.*

23 *A. Gehlen: Urmensch und Spätkultur (wie Anm. 21), S. 8 f.*


Zur Rutschbahn.
KROPF HÜTTE
KROPF
A. ROESELER.

haben das rasch bemerkt. Schon vor dem Ersten Weltkrieg beklagte Oskar Molitor die „allzureichliche Markierung", weil sie dazu verleite, „gedankenlos" den „bunten Farbenklecksen nachzulaufen" – was Kartenlesefähigkeit, freie Entscheidungen und Eigenständigkeit einschränke, ja verhindere.[24] Lammer gar sprach von Betrug, weil die „Markierwut" den Berggänger „stumpf und träg" mache[25] – der gehe nun, verleitet von den‚Felsenschmierern', „ratlos ins Rotlose"[26]; und wir können erahnen, was Molitor meinte, als er die große Zahl der neuen Hütten zu Beginn des 20. Jahrhunderts als „Todeskeim" für freie Berge bezeichnete.[27] Ohnehin lässt sich die ganze frühe Protestbewegung im Alpinismus – zunächst mit dem Verzicht auf Führer, dann gar mit dem Verzicht auf die sogenannten künstlichen Hilfsmittel[28] – als Aufstand gegen die Institutionalisierungstendenzen lesen.

Da war also die Kehrseite des Wohlempfindens zutage getreten, das sich an die institutionell abgesicherte Gewissheit hängt – als angenehmer Traum, der sich zwischen die Tage der Forderungen schieben darf: unsere alpinistische Welt als Märchen, in das wir eintauchen können, wenn wir mögen, und wenn wir uns ein wenig angestrengt haben.

24 *O. Molitor: Die Gefahren alpiner Überkultur (wie Anm. 13), S. 126.*

25 *Eugen Guido Lammer: Allein im Hochgebirge. In: ders.: Jungborn (wie Anm. 5), S. 211–216; hier: S. 212.*

26 *Ders.: Wie anders ist das Besteigen der Alpen geworden! O. O., o. J. (Wien 1937), S. 52. – Ganz folgerichtig bezeichnet Lammer ebd. S. 53 diese Beispiele für Institutionalisierung als „Unterjochung der Gebirge durch das Menschenwerk". Er geißelt nicht nur Sicherungen, ausgeräumte Wege und den Verlass auf die Bergrettung, sondern insbesondere das „Stifteln", die „Nagelei" und „Felsenschlosserei" der ‚Handwerker', ‚Krantechniker', ‚Eisenanbeter', ‚Nagelfritzen', ‚Hammerhelden' und ‚Nagelbolde' (ebd. S. 29–48).*

27 *O. Molitor: Die Gefahren alpiner Überkultur (wie Anm. 13), S. 125.*

28 *Vgl. dazu Nicholas Mailänder: Spitzenbergsport. In: Martin Achrainer u. a. (Red.): Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Köln, Weimar, Wien 2011, S. 87–173, insbes. S. 87–98; Ingeborg Schmid-Mummert: Absturz. Eine kulturwissenschaftlich volkskundliche Untersuchung tödlicher Bergunfälle im Spannungsfeld des frühen Verbandsalpinismus. Saarbrücken 2008, S. 50–80.*

Was heißt hier: Hütte?

Es ist ganz gewiss keine unzulässige Interpretation der bisherigen Alpenvereinsgeschichte, wenn man sagt: Es bedarf zum einen der Institutionalisierung mit all ihren Festlegungen; aber es bedarf zugleich auch des unausgesetzten Protests gegen diese Fixierungen. Denn der vielleicht unauflösliche innere Widerspruch des hochgelegenen Unterkunfts- und Schutzhauses, das wir nicht von ungefähr als Hütte bezeichnen, zeigt sich ja schon in der gewaltigen Spannweite seiner Ausformungen: auf der einen Seite die spartanisch eingerichtete Selbstversorgerhütte und der offene oder mit Alpenvereinsschlüssel zugängliche Winterraum – und auf der anderen Seite das fast luxuriöse Hotel an einer Stelle, da man es nicht erwarten sollte, nämlich „an den Grenzen der bewohnbaren Welt".[29]

Doch bedarf es gar nicht unbedingt der Anschauung dieser Extreme des kargen Asyls und der komfortablen Herberge – allein schon der Ausdruck Hütte beinhaltet die beiden Pole. Als sich die Berliner Sektion bereits im Jahr 1892 in die Spirale der ständigen Erweiterungen ihrer Hütte und der Ausweitung ihres Komforts hineingetrieben sah, gab es offenbar eine Umbenennungsdiskussion, die aber in die Entscheidung mündete, dass auch das neue und erweiterte Haus „nach wie vor eine Unterkunftshütte bleiben und deshalb den bescheidenen Namen ‚Berliner Hütte' behalten solle".[30] Das heißt doch nichts anderes, als dass die Bezeichnung Hütte, an der dann auch vom Gesamtverein festgehalten wurde, Programm ist, ja Bekenntnis – und Aufforderung, das Widerspiel zwischen karger, aber bergender Unterkunft und den wechselnden Bedürfnissen der Zeiten stets aufs Neue auszutarieren und auszuhandeln.

29 *Ich verwende hier eine Formulierung von Heinrich Zschokke: Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel; im Sommer 1812. Der Bericht erschien in Fortsetzungen in: Miszellen für die Neueste Weltkunde, Jg. 6/7, 1812/1813; Zitat in Nro. 52, S. 206.*

30 *So zitiert der Hüttenwart Schwager aus der Einweihungsansprache des Vorsitzenden R. Mitscher. F. Schwager: Hütten- und Wegbau der Sektion. In: Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins am 9. Dezember 1894, Berlin 1894, S. 59–105; hier: S. 95.*

Die Kropfalm. Satire auf Hüttenrummel und totale Erschließung der Berglandschaft. Zeichnung von A. Roeseler, um 1900.

Aus: Die Bergkraxler. Lustige Abenteuer aus den Bergen, München o. J. (1902), S. 5.
© Archiv des DAV, München

Anmerkung der Redaktion: Der Autor dieses Beitrags unterscheidet – anders als in den anderen Beiträgen üblich – typografisch zwischen indirekten oder sinngemäßen und wortwörtlichen Zitaten.

Geordnete Verhältnisse

Woher kommen unsere Hüttenregeln?

>> Martin Achrainer

„Bergschuhe bitte ausziehen!" heißt es in vielen Schutzhütten gleich nach der Eingangstür. Etwas ist anders als in herkömmlichen Unterkünften: Keine Musikberieselung, auf der Karte ein „Bergsteigeressen", ein Plakat mit der „Hüttenordnung". Viele charakteristische Merkmale der Alpenvereinshütten gehen auf Vereinbarungen zurück, die schon vor mehr als hundert Jahren getroffen wurden.



Die Hüttenordnung

Am Anfang war der Stüdl. Johann Stüdl, Mitglied des OeAV, Mitbegründer des DAV, einer der Väter des Zusammenschlusses zum DuOeAV und fünfzig Jahre lang maßgeblich an allen Hüttenfragen beteiligt. Seine 1868 errichtete Stüdl-Hütte gilt als „Mutter" der Alpenvereinshütten. Die Hütte in Ordnung zu halten, war Aufgabe der Kalser Führer, die ja von ihr profitierten. Schließlich übergab Stüdl die Hütte in das Eigentum seines Lieblingsbergführers Thomas Groder, ein Hüne, genannt „das Thomele". Loslassen konnte Stüdl nicht – in einem Schreiben vom April 1870 gab er ihm zahlreiche Hinweise, was alles zu tun sei. Es sei daran zu denken, die Hütte zu verbessern und eventuell zu vergrößern, den Ofen aufzustellen, mit einer Mausfalle *„die ungebetenen Gäste fangen (aber nicht tödten)"*, das Stroh zu erneuern – *„das alte wird dumpfig sein"*.[1] Stüdl war schließlich nicht zufrieden und kaufte seine Hütte Groder wieder ab.

Seiner und allen Prager Hütten gab Stüdl eine dreizehn Paragraphen umfassende Hausordnung mit dem bis heute bestimmenden Grundsatz: Die Hütte ist für die Touristen, also die Bergsteiger, da, und Schutzsuchenden darf der Eintritt nicht verwehrt werden. Bis in alle Eventualitäten ist ausgeführt, wie die Schlafplätze zu vergeben sind, wenn sich Damen auf der Hütte befinden. Dann folgen Regelungen für den Umgang mit Einrichtung, Brennholz, Feuer und Licht, für die Nachtruhe, die Eintragung ins Hüttenbuch, die Reinigung und zuletzt der Hinweis, wohin Beschwerden zu richten seien.[2]

Eine abgespeckte Version dieser Hüttenordnung schlug Stüdl 1877 dem „Hüttencomité" des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins als Minimalvariante für alle Schutzhütten der Alpenvereinssektionen vor.[3] Dort stieß er allerdings auf wenig Verständnis. Burghard Josef Barth, sah keine Notwendigkeit zur *„Emanation einer Verordnung respektive Polizeivorschrift"*, die *„gegen etwa anfallende Gemeinheiten ganz und gar wirkungslos"* sei, eine Hüttenordnung sei geradezu *„eine Beleidigung aller Vereins-Mitglieder, da sie auf der Voraussetzung basiert, daß die Vereins-Mitglieder nicht selbst jenen Tact haben, nicht selbst jene Rücksichten beobachten, welche von jedem anständigen & gebildeten Menschen erwartet werden."*[4]

Nachdem sich das Comité in dieser Frage uneins war, sah es von der Erlassung einer Hüttenordnung ab.[5] Es war dies vielleicht das letzte Mal, dass im Alpenverein für etwas *keine* Vorschrift erlassen wurde.

Bei den Hüttenbesitzern setzte sich aber dennoch der Gedanke durch, ein Regelwerk, also eine Hausordnung für die Hütten zu verfügen. Im 1893 erstmals aufgelegten Handbuch für die Sektionen finden wir Empfehlungen, wie sie im Großen und Ganzen aus den Prager Hütten bekannt sind. Es fällt die Gewichtung des sozialen Gefälles auf: Nicht nur die Führer, sondern auch „Landleute", also wohl alle Einheimischen, hätten von den Touristen getrennt zu übernachten. Und aus den Verboten können wir auf das ursprüngliche Verhalten schließen: Nicht nur das Rauchen und das Schlafen mit beschuhten Füßen war im Schlafraum verboten, sondern auch *„das Ausgiessen von Flüssigkeiten auf den Fussboden"*.[6]

Die Verantwortung des Einzelnen

Die gewissenhafte Einhaltung der Hausordnung bereitete zunächst keine großen Probleme: Schließlich hatten ja die Führer und Träger jede „Hausarbeit" vom Kochen und Heizen bis zum Spülen und Auskehren zu erledigen und die Touristen darüber die Aufsicht zu führen. Bei bewirtschafteten Hütten übernahm der Hüttenwirt die Kontrolle. Aber dann kamen die „Führerlosen" und die „Alleingeher". Sie lesen die Hausordnung nicht, meinte ein G. Becker aus Karlsruhe im Jahr 1898. Plakate mit Auszügen aus der Hausordnung sollten etwa auf dem Küchenschrank – *„Die Geräthschaften sind nach der Benützung sofort zu reinigen!"* – oder im Schlafraum – *„Das Vorausbelegen von Plätzen ist strengstens untersagt!"* – angebracht



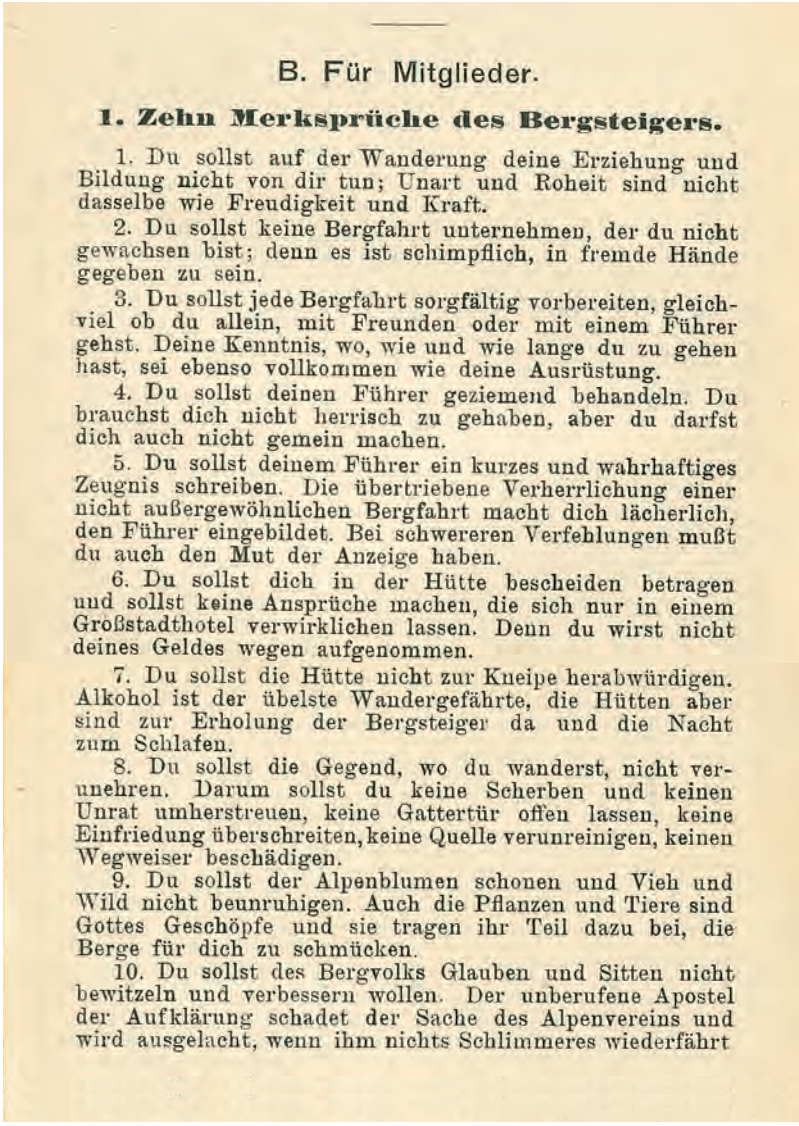




Verboten, unterlassen, untersagt: Auswahl von Schildern auf Alpenvereinshütten.
© G. Unterberger/ÖAV

1 *Johann Stüdl an Thomas Groder, 19. 4. 1870. Archiv des ÖAV HS 1.961.*
2 *Johann Stüdl: Über Hüttenbau, in Zeitschrift des DuOeAV 1877, S. 169–191, hier S. 186 f.*
3 *Hütten- und Wege-Commission 1877, II. Vorlage mit 7 Beilagen zu einer Hütten-Ordnung, Stüdl, o. D. Archiv des ÖAV HÖW 10.1.*
4 *Barth, 20. April 1877, ebenda.*
5 *Stüdl an Präsident des CA, Prag, 10. 7. 1877, ebenda.*
6 *Johannes Emmer: Verfassung und Verwaltung, München 1893, S. 82. Ebenso in den erweiterten Neuauflagen 1900, S. 113, und 1910, S. 138.*

Die Eingangstür zum großen Matratzenlager der alten, 2013 abgerissenen Höllentalangerhütte.
© J. Winkler/DAV



B. Für Mitglieder.

1. Zehn Merksprüche des Bergsteigers.

1. Du sollst auf der Wanderung deine Erziehung und Bildung nicht von dir tun; Unart und Roheit sind nicht dasselbe wie Freudigkeit und Kraft.

2. Du sollst keine Bergfahrt unternehmen, der du nicht gewachsen bist; denn es ist schimpflich, in fremde Hände gegeben zu sein.

3. Du sollst jede Bergfahrt sorgfältig vorbereiten, gleichviel ob du allein, mit Freunden oder mit einem Führer gehst. Deine Kenntnis, wo, wie und wie lange du zu gehen hast, sei ebenso vollkommen wie deine Ausrüstung.

4. Du sollst deinen Führer geziemend behandeln. Du brauchst dich nicht herrisch zu gehaben, aber du darfst dich auch nicht gemein machen.

5. Du sollst deinem Führer ein kurzes und wahrhaftiges Zeugnis schreiben. Die übertriebene Verherrlichung einer nicht außergewöhnlichen Bergfahrt macht dich lächerlich, den Führer eingebildet. Bei schwereren Verfehlungen mußt du auch den Mut der Anzeige haben.

6. Du sollst dich in der Hütte bescheiden betragen und sollst keine Ansprüche machen, die sich nur in einem Großstadthotel verwirklichen lassen. Denn du wirst nicht deines Geldes wegen aufgenommen.

7. Du sollst die Hütte nicht zur Kneipe herabwürdigen. Alkohol ist der übelste Wandergefährte, die Hütten aber sind zur Erholung der Bergsteiger da und die Nacht zum Schlafen.

8. Du sollst die Gegend, wo du wanderst, nicht verunehren. Darum sollst du keine Scherben und keinen Unrat umherstreuen, keine Gattertür offen lassen, keine Einfriedung überschreiten, keine Quelle verunreinigen, keinen Wegweiser beschädigen.

9. Du sollst der Alpenblumen schonen und Vieh und Wild nicht beunruhigen. Auch die Pflanzen und Tiere sind Gottes Geschöpfe und sie tragen ihr Teil dazu bei, die Berge für dich zu schmücken.

10. Du sollst des Bergvolks Glauben und Sitten nicht bewitzeln und verbessern wollen. Der unberufene Apostel der Aufklärung schadet der Sache des Alpenvereins und wird ausgelacht, wenn ihm nichts Schlimmeres wiederfährt

Die „zehn Gebote" abgedruckt als „Zehn Merksprüche des Bergsteigers" im Kalender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins für 1917.
© ÖAV Archiv, Innsbruck

werden.[7] Einige Jahre später stellte Josef Ittlinger, einer der bekanntesten Bergsteiger seiner Zeit, in seinem „Handbuch des Alpinismus" fest, dass *„Zahl und Umfang"* der Hausordnung und weiteren Bekanntmachungen *„an manchen Orten allerdings so groß ist, daß eine Stunde kaum genügt, um sie zu lesen".* Die Benützung einer unbewirtschafteten Hütte erfordere *„eine gewisse Erfahrung und Disziplin"*, zugleich aber liege *„gerade hierin ein eigener poetischer Reiz".*[8] – Den poetischen Reiz des Aufräumens erkannten viele Zeitgenossen aber nicht. Auch deshalb zogen die Sektionen, wo es ging, die Bewirtschaftung der Hütten gegenüber der Eigenverantwortung der Touristen vor.

Ein Alpiner Knigge

Carl Arnold (1853–1929), über vierzig Jahre lang Vorsitzender der Alpenvereinssektion Hannover, gehörte zum Urgestein des Vereins. Wohl auf allen Hauptversammlungen des Alpenvereins von 1874 bis zu seinem Tod war er anwesend. Er hielt 1906 in den Mitteilungen des Alpenvereins eine Strafpredigt über den Sittenverfall auf den Hütten und regte einen „Alpinen Knigge" an. Auf dem Becherhaus habe er Führer beobachtet, die, von den Touristen verhätschelt, kaum noch das Gepäck tragen wollten, ihre „Herren" im Eiltempo die Berge auf und ab hetzten, um früher nach Hause zu kommen, sich weigerten, Gewand und Schuhe der Touristen zu putzen, ja selbst das gleiche Essen verlangten wie jene. Sie hielten sich nicht im Führerraum auf, sondern in der Küche, wo sie auf den Boden spuckten und das Trinkwasser mit dem Schöpfer tranken. Dann die Touristen: Carl Arnold diagnostizierte einen *„Höhenkoller"*, der sie zu einem durchwegs nervösen Publikum machte. Da die meisten unter ihnen keinen Schlaf finden könnten, verschärfte sich die Spannung und der wachsende *„Furor alpinus"* wurde an Führern, Wirtspersonal und an Sektionsvertretern wie ihm selbst ausgelassen. Die unsinnigsten Beschwerden würden begleitet von hanebüchenem Verhalten. Der Aufzählung einer ganzen Reihe solcher Vorkommnisse im Becherhaus entnehmen wir einen bemerkenswerten Lösungsansatz: *Zeitungen [auf 3195 m!; Anm. M. A.] haben wir jetzt ganz abgeschafft, da dieselben mit in die Schlafräume genommen wurden und stets Beschwerden einlaufen, wenn einmal einige Tage keine eintreffen. Nachdem noch über den Mangel von Sofas, von gemütlichen Ecken und über die Auswahl der Gemüse und sonstigen Zuspeisen geklagt wurde, haben wir jeden Komfort entfernt und auch eine einfachere Verpflegung eingeführt, damit den Touristen noch mehr zum Bewußtsein kommt, daß sie sich in keinem Gasthause*

7 *Hüttenmissstände, in Mitteilungen des DuOeAV 1898, Nr. 21, S. 264.*

8 *Josef Ittlinger: Handbuch des Alpinismus, Leipzig 1913, S. 65 f.*

befinden. Ein Schutzhaus soll wohnlich aber nicht komfortabel eingerichtet sein, letzteres müssen wir den Wirtshäusern überlassen.[9]

Diese Reaktion und ihre Begründung sollte später zum generellen Lösungsansatz werden. Carl Arnold und Ferdinand Friedensburg arbeiteten schließlich „Die zehn Gebote des Bergsteigers" aus, die sich *„ganz hübsch auf einem in den Hütten aufzuhängenden Plakate ausnehmen"* würden. Es würde *„unter Umständen z. B. der bloße Zuruf genügen: ‚Achtes Gebot!'"* Wer sich nicht *„aus dem Kreise der Gebildeten, der ‚Gentlemen'"* auszuschließen trachte, würde den Geboten leicht zugänglich sein. *„Die grundsätzlichen Bergrüpel werden bleiben, wie sie sind – mögen sie!"*[10]



Im Führerzimmer der Berliner Hütte. Grafik aus der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 22. August 1896.

© DAV Archiv, München

Pritschen oder Betten

Kaum etwas scheint dem bürgerlichen Habitus, den ein Großteil der frühen Bergsteiger mitbrachte, entgegengesetzter gewesen zu sein als die Beengtheit im Schlaf. Einzellager in Betten waren zunächst ja die Ausnahmen – aus dem einfachen Grund, dass die Pritschenlager im Notfall auch mehr Personen als planmäßig vorgesehen Platz bieten. *„Allerdings"*, schrieb der Münchner Ingenieur H. Steinach in den Mitteilungen, *„ist bei dem gemeinschaftlichen Liegen auf einer Pritsche ein gewisses Gefühl der Collegialität nothwendig, um sich dabei wohl zu befinden, ein Gefühl, das bei leichter zugänglichen Hütten manchmal sehr erschwert wird."*[11] Erstaunlich ist nur, dass jenes Unbehagen, das sich einstellt, wenn es an diesem *„Gefühl der Collegialität"* fehlte, nur selten deutlich genug ausgesprochen wurde. Einzelne Belege finden wir dafür natürlich schon. 1894 liest man etwa über die Grasleiten-Hütte der Sektion Leipzig: *Die Hütte war überfüllt, wohl nicht die beste Voraussetzung für erquickenden Schlaf; dicht gedrängt lag man auf den Pritschen und schon der Versuch, sich ab und zu durch blosses Umdrehen in eine bequemere Lage zu begeben, scheiterte an dem krassen Egoismus der Nebenmänner.*[12]

Aus dem Jahr 1913 stammt folgende Schilderung von der Heß-Hütte im Gesäuse: *Alle Räume der Hütte waren bis auf das letzte Plätzchen besetzt […] Aber was für ein Bild bot sich uns erst, als wir um 10 U. unsere Zimmer aufsuchen wollten! Alle Tische und Bänke waren ‚belegt', nämlich von schlafenden Menschen, und den ganzen ausgedehnten Gang entlang, den wir passieren mußte, lagen auf dem Boden – dicht gedrängt wie Sardinen in der Büchse – Mensch an Mensch, friedlich in tiefen Schlummer versunken. […] Wie dankbar war ich, ein Bett zu besitzen […].*[13]

In diesen letzten Sommern vor dem Ersten Weltkrieg waren die Hütten besonders stark besucht. Der statistische Höhepunkt im Sommer 1911 wurde bald nach dem Kriegsende wieder erreicht, im Jahr 1925 aber verdoppelt. Aber nicht nur die Zahl der Besucher, sondern auch deren zunehmend inhomogene Zusammensetzung machten die begrenzten Schlafplätze zu einem sozialen Konfliktfeld. Auch die Trennung der Geschlechter war bei Überbelegung nicht mehr durchführbar. Walther Flaig sah 1923 geradezu den „Zerfall des Alpinismus" kommen. Als knapp Dreißigjähriger

9 *Karl Arnold: Über die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines „Alpinen Knigge", in Mitteilungen des DuOeAV 1906, Nr. 15, S. 182–185.*

10 *F. Friedensburg, C. Arnold: Die zehn Gebote des Bergsteigers, in Mitteilungen des DuOeAV 1907, Nr. 3, S. 33 f.*

11 *H. Steinach: Über Hüttenbau, in Mitteilungen des DuOeAV 1894, Nr. 8, 98–100, Nr. 9, 106–108, Nr. 10, 119–120; hier S. 108.*

12 *R. v. Arvay: Die Grasleitenspitzen, in Mitteilungen des DuOeAV 1894, Nr. 24, S. 293.*

13 *Grete Uitz: Kletterfahrten in den Gesäusebergen, in Mitteilungen des DuOeAV 1913, Nr. 20, S. 289–292, hier S. 291.*





In der Trift-Hütte des Schweizer Alpenclubs war das Pritschenlager noch bis 1977 mit Stroh ausgestattet.

Rechts: Rund um den Herd versammelt – Bergsteiger in der 1910 fertiggestellten Oberwalderhütte der Sektion Austria am Großen Burgstall.

© SAC Archiv/ÖAV Laternbildersammlung

zählte er damals zu den jungen Bergsteigern, die der Einfachheit das Wort redeten und jede Bequemlichkeit verdammten.

Ich greife ein Beispiel aus meiner Erfahrung heraus. Im Sommer 1920 kamen wir 5 Bergsteiger, alle schwer beladen, abends nach überaus mühsamen Marsch im Regen und Schneetreiben auf eine Hütte in der Silvretta. Die Hütte war voll besetzt und zwar machte etwa ein Dutzend sog. Bergsteiger — ein Sektionstrupp aus einer schwäbischen Kleinstadt — den Hauptteil aus. Diese saßen in 3–4 Gruppen kartenspielend und weintrinkend umher, nächst dem warmen Ofen. […] Man machte keine Miene, uns, die wir müde und durchnäßt waren, Platz zu machen. Ein junger Mann trat endlich sein Bett an die zwei Frauen in unserer Begleitung ab. Wir Männer lagen auf Tisch und Bank, die halbbetrunkenen Schmerbäuche in den Betten, um ihren Rausch auszuschlafen. […] Brauchts da noch einen Zusatz, noch ein Wort für das Alkoholverbot und Abschaffung der Federbetten?![14]

Die Tölzer Richtlinien

All diese Entwicklungen, in erster Linie aber der vieldiskutierte „Massenbesuch" in den Bergen, führten im Alpenverein zu einer starken Gegenbewegung. Die „Bergsteigergruppe", ein loser Verband von Sektionen unter der Federführung der Sektion Bayerland, bündelte die zunächst als Minderheitenmeinung erscheinenden Forderungen nach einer Entwicklung des Alpenvereins hin zu einem echten Bergsteigerverein. Der Bau von Hütten und Wegen sollte weitestgehend gestoppt, die Hütten selbst auf spartanische Einfachheit reduziert werden. Nach langen Diskussionen wurden schließlich 1923 von der Hauptversammlung in Bad Tölz „Richtlinien für Alpenvereinshütten und -wege" beschlossen, die bis heute das Leben in den Alpenvereinshütten prägen.

Die „Tölzer Richtlinien" umfassten im Wesentlichen folgende Bestimmungen: Neue Hütten sollten nur gebaut werden und eine Förderung erhalten, wenn sie ein bergsteigerisches Bedürfnis erfüllten und nicht oder nur einfach bewirtschaftet waren. Zulässig waren bei Neubauten nur Matratzenlager mit Decken; Federbetten sollten auch in den alten Hütten schrittweise durch Decken ersetzt werden. Das Essen sollte einfach sein, den Bergsteigern die Möglichkeit gegeben werden, für sich selbst zu kochen. Die Nachtruhe wurde für zehn Uhr abends festgesetzt, *„mechanische Musikinstrumente"* seien zu entfernen. Der Vorrang der Bergsteiger gegenüber anderen Gästen und die Trennung der Geschlechter in den Schlaflagern sollten den Besucherstrom lenken. Die Einrichtung eines Winterraums wurde zur allgemeinen Pflicht. Neuanlagen von Wegen und Klettersteigen wollte man verhindern, die Zahl der Wegetafeln und Markierungen möglichst gering halten. Gänzlich verboten wurde jede *„Reklame"* für die Hütten. Als Kuriosum enthielten die Richtlinien die Bestimmung, dass *„insbesondere"* Filmgesell-

14 *Walther Flaig: Der Zerfall des Alpinismus und die Wege zum Wiederaufstieg, in Mitteilungen des DuOeAV 1923, Nr. 6, S. 53–55, hier S. 55.*

schaften von der Benützung der Hütten ausgeschlossen waren.[15]

Die Richtlinien wurden, wie das Protokoll vermerkt, „unter stürmischem Beifall" einstimmig angenommen, doch folgten alsbald Ernüchterung und Abänderungsanträge. Zusammenfassend hielt Generalsekretär Josef Moriggl 1928 fest, es gehe darum, *„Luxus und Ausschweifungen in den Hütten nicht aufkommen zu lassen",* und nannte als *„Verlockungen"* dazu: *„weicher Pfuhl, Schmauserei, Tanz- und sonstige Unterhaltungen, Gelegenheit zum ‚Alpinismus sexualis' u. a. m."*[16] Wie bereits erwähnt, wurden Federbetten und Alkohol als Grundübel entlarvt – aber zu einem Alkoholverbot mochten sich die Alpenvereinler nun doch nicht durchringen. Auch vom Stopp des Hüttenbaus war nichts zu bemerken, gebaut wurde wie eh und je.

So wuchs das Bedürfnis nach einer Überarbeitung der Richtlinien. Die Diskussion im Hauptausschuss war eindeutig: Die Tölzer Richtlinien, *„als Notmaßnahme entstanden, um dem Bergsteiger überhaupt wieder eine Heimstätte auf den Hütten zu schaffen"*, seien jetzt *„nur noch ein historisches Dokument".* Ein einheitliches System der Hüttenbewirtschaftung sei aber notwendig, *„wenn der Verein nicht zu einer alpinen Gastwirtschafts-Genossenschaft werden soll"*. Wichtiger als viele, *„bis ins einzelne gehende Bestimmungen ist der allgemeine bergsteigerische Geist, der aus dem Entwurf spricht".*[17]

1938 traten die neuen „Tölzer Richtlinien (Stuttgarter Fassung)" in Kraft. So wie in allen bis vor wenigen Jahren folgenden Hüttenordnungen lag der Schwerpunkt des Regelwerks in der Verteilung der Schlafplätze. Im Hüttenbetrieb selbst blieb zwar die Tendenz zur Einfachheit erhalten, doch waren jetzt Warmwasser und Bademöglichkeiten ausdrücklich erwünscht. Die Möglichkeit zur Selbstversorgung blieb für Mitglieder aufrecht, die aber auch Anspruch auf die verbilligte „Bergsteigerverpflegung" erhielten. Diese wurde genau definiert. Der Hüttenwirt hatte den ganzen Tag über zu festgesetzten Preisen Kaffee mit Milch und Zucker, Teewasser sowie Erbswurst- oder eine gleichwertige Suppe anzubieten, ab 12 Uhr mittags außerdem ein „Tellergericht" im Gewicht von 500 Gramm pro Portion, *„z. B. Nudeln mit Käse, Linsen, Erbsbrei, Tiroler Gröstl, Speckknödel mit Kraut"* sowie ein *„Tagesgericht mit Fleisch"* oder eine Fleischspeise mit Beilage im Gesamtgewicht von 600 Gramm.[18] Das war die Grundlage des heute noch bestehenden Bergsteigeressens. Die bevorzugte Behandlung von Alpenvereinsmitgliedern und ihnen durch das sogenannte Gegenrecht Gleichgestellten zog sich als roter Faden durch die Richtlinien.

So haben die Tölzer Richtlinien den Hüttenbetrieb nachhaltig geprägt und den Alpenvereinshütten ein Gesicht verliehen, das sie von den erst viel später so zahlreich entstandenen alpinen Gasthäusern, Jausenstationen und Liftrestaurants deutlich unterscheidet. Sie haben tatsächlich *„grundlegende und richtunggebende Bedeutung"*, wie Generalsekretär Walter Schmidt-Wellenburg schon 1938 anmerkte[19] – bis heute.



Singen und Musizieren ist in Alpenvereinshütten erlaubt: TeilnehmerInnen der Einführungsbergfahrten, die an der Universität Innsbruck veranstaltet wurden, in der Neuburger Hütte der Akademischen Sektion Innsbruck, Sommer 1933.
© ÖAV Archiv, Innsbruck

15 Verhandlungsschrift der 49. Hauptversammlung des DuOeAV zu Bad Tölz am 9. September 1923, S. 32–34, Archiv des ÖAV.

16 Josef Moriggl: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Ein Handbuch zum Gebrauch für die Vereinsleitung und die Sektionen, 4. Ausgabe München 1928, S. 128.

17 58. Sitzung des Hauptausschusses des DuOeAV am 16. 7. 1937 in Kufstein, S. 5, Archiv des ÖAV. Zitiert werden der Reihe nach Adolf Sotier, Fritz Banzhaf und Heinrich Hackel.

18 60. Sitzung des Hauptausschusses des DuOeAV am 7. 5. 1938 in Stuttgart, S. 32, Archiv des ÖAV.

19 Walter Schmidt-Wellenburg: Die neuen Tölzer Richtlinien. – Stuttgarter Fassung 1937, in Mitteilungen des DuOeAV 1938, Nr. 1, S. 1–6, hier S. 3.

Schutz-Hütten

Denkmalpflege bei Alpenvereinshütten: Ein Projekt mit Modellcharakter

» Susanne Gurschler

Dreißig von 300 alpinen Schutzhütten erfüllen nach Ansicht des Landeskonservatorats für Tirol die Denkmalschutzkriterien. Einige besonders prägnante wurden bereits unter Schutz gestellt, weitere sollen folgen. Die Aktion hat Vorbildwirkung und großes Echo ausgelöst.



„Behütet uns. Wie Denkmalpfleger bildschöne Alpenhütten schützen – vor eifrigen Pächtern, verwöhnten Gästen und dem Zahn der Zeit." – Als „Die Zeit" im Juni 2014 diesen Bericht brachte, rauschte es im deutschen Blätterwald und nicht nur in diesem. Im Artikel der deutschen Wochenzeitung ging es um die Bemühungen des Landeskonservatorats für Tirol, sämtliche Schutzhütten in den Tiroler Bergen auf ihre „Schutzwürdigkeit" hin abzuklopfen. Insgesamt rund dreißig, so war man am Burggraben in Innsbruck zum Schluss gekommen, sollten mit dem Denkmalstatus versehen werden. Einige sind es bereits – im besten Einvernehmen mit den Eigentümern, Sektionen des Deutschen oder des Österreichischen Alpenvereins. Eine seltene Eintracht: Viel häufiger stehen die Denkmalschützer nämlich entweder als Verhinderer oder als Gescheiterte in den Medien.

Mit der flächendeckenden Erfassung und Unterschutzstellung von Schutzhütten, die aus Sicht des Denkmalamtes erhalten werden sollten, ist das BDA Tirol Vorreiter nicht nur in Österreich. Nun zieht das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege nach.

Breites Spektrum

„Es ist alles dabei: vom einfachen Unterstandshaus bis zur höchsten Schutzhütte, vom hotelmäßigen Bau bis zu einem, der in den frühen 1930er-Jahren errichtet wurde", erläutert Michaela Frick vom Bundesdenkmalamt Tirol (siehe Interview). Basis für die Unterschutzstellung ist das Österreichische Denkmalschutzgesetz, das 1923 erlassen und zuletzt 1999 novelliert wurde. Als relevant betrachtet wurden ursprünglich insbesondere Objekte, die aus geschichtlicher, künstlerischer und kultureller Sicht bedeutend sind und deren Erhalt daher von öffentlichem Interesse ist.

Dazu kamen im Laufe der Zeit auch Bauten, die besondere wirtschafts-, sozial und technikgeschichtliche Kriterien erfüllten, Fabrikbauten etwa oder Brücken. In den letzten Jahrzehnten erfuhr der Denkmalbegriff noch einmal eine wesentliche Erweiterung über das Einzelobjekt hinausgehend hin zu Denkmalensembles. Nicht zuletzt Zersiedelung, Abwanderung und intensive Nutzung und Bewirtschaftung des Naturraums rückte eine – immer mehr gefährdete – Kulturlandschaft in den Fokus. „Zur Kulturlandschaft zählen bäuerliche und kirchliche Ensembles und Ortskerne, aber auch Befestigungsanlagen und Frontbauten, Wegebauten, archäologische Stätten oder Almen", so Frick. Es war also nur eine Frage der Zeit, bis auch Schutzhütten ein Thema sein würden.

2009 initiierte das BDA Tirol das entsprechende Projekt: eine große Herausforderung. Denn in Tirol wimmelt es vor alpinen Schutzhütten. Über 300 gibt es hier, die meisten errichtet im 19. Jahrhundert bzw. in den 1920er- und 1930er-Jahren. Der Grund für diese große Zahl: Neben der Schweiz war Tirol schon in Frühzeiten des Alpinismus ein beliebtes Ziel. Mit der Gründung der alpinen Vereine (Österreichischer Alpenverein 1862; Deutscher Alpenverein 1869, Zusammenschluss der beiden zu DuOeAV 1873) – intensivierte sich die Erschließung der hochalpinen Regionen. Indem sie Wege anlegten und Schutzbauten errichteten, eröffneten die Alpenvereine einer breiteren Masse den Zugang zu den hohen Lagen.

Von diesen 300 Schutzhütten kamen nach Denkmalschutz-Kriterienkatalog rund 50 in die engere Auswahl. Diese wurden noch einmal detailliert untersucht. Rund 30 blieben übrig. „Neben der denkmalfachlichen Bewertung waren die im Denkmalschutzgesetz geforderten Kriterien ‚Vielzahl, Vielfalt und Verteilung' von zentraler Bedeutung", so Frick. Tatsächlich ist die Bandbreite groß, wie sich an jenen Hütten zeigt, die das BDA Tirol bereits unter Denkmalschutz gestellt hat. Dazu gehören das Brandenburger Haus, das Anton-Karg-Haus, die Neue Regensburger Hütte, die Alte Prager Hütte sowie die Neue Prager Hütte.



Historische Aufnahme der großen Stube im Brandenburger Haus. Aufgrund seiner herrschaftlichen und komfortablen Ausstattung wurde das in den Ötztaler Alpen gelegene Schutzhaus (Abb. links) als „Gletscherschloss" bezeichnet. 2014 wurde die höchstgelegene Hütte des DAV unter Schutz gestellt.

© Bernd Ritschel (Abb. links); Archiv des DAV, München (unten)

„Manches lässt sich im Trockentraining erledigen“

Michaela Frick, Mitarbeiterin des Landeskonservatorats Tirol, spricht über die Herausforderungen für die Denkmalschützer am Berg, über faszinierende Hüttengeschichten – und die Vorzüge des Denkmalschutzes für die Eigentümer.

Susanne Gurschler » *Das Bundesdenkmalamt Tirol hat 2009 begonnen, jene alpinen Schutzhütten zu erfassen, die aus denkmalpflegerischer Sicht von besonderem Interesse sind. Wie war die Ausgangslage?*

Michaela Frick » Tatsächlich war das Landeskonservatorat Tirol mit dem Projekt „Denkmalschutz auf alpinen Schutzhütten“ Vorreiter in Österreich, aber auch gegenüber Italien, Südtirol und Deutschland. Die Schweizer Kolleginnen und Kollegen haben sich immer schon sehr um Bauten im alpinen Raum gekümmert. Unsere Aufmerksamkeit war nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass im Denkmalschutz das Thema Weiterbauen am Land, der Erhalt und der Schutz von Kulturlandschaften als identitätsstiftend immer zentraler wurde.

SG » *Von welcher Größenordnung ist die Rede?*

MF » In Tirol gibt es rund 300 Schutzhütten im Besitz des Deutschen oder Österreichischen Alpenvereins, respektive der Sektionen. Ziel war es, qualitätvolle und charakteristische Beispiele von Schutzhütten aus allen Errichtungszeiten für den Denkmalschutz zu erfassen. Von den 300 Schutzhütten kamen fünfzig in die engere Wahl, zirka dreißig Schutzhütten sind nun für eine Unterschutzstellung vorgesehen beziehungsweise, bei einigen wurde diese bereits durchgeführt.

SG » *Primäre Kriterien des Denkmalschutzes sind ja geschichtliche, künstlerische und/oder sonstige kulturelle Bedeutung. Gab es weitere?*

MF » Grundsätzlich wurde darauf geachtet, nach dem Prinzip der Qualität, Vielzahl, Vielfalt und Verteilung unterschiedliche Regionen und unterschiedliche Hüttentypen anzusprechen. Es ist alles dabei: vom einfachen Unterstandshaus wie der Alten Prager Hütte bis zur höchsten Schutzhütte, dem Brandenburger Haus, oder der Neuen Regensburger Hütte, die in den frühen 1930er-Jahren errichtet wurde. Die luxuriöseste, die Berliner Hütte, wurde ja bereits 1997 unter Denkmalschutz gestellt. Der Denkmalschutz wurde bei allen über das gesamte Gebäude erlassen beziehungsweise die wandfeste Ausstattung; besonderes Mobiliar nur in Ausnahmefällen und dann extra angeführt im Bescheid. Die Entstehungsgeschichte der Hütten ist ein wichtiger Teil des Gutachtens. Diese ist seitens des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins und der Sektionen als Eigentümer wirklich sehr gut dokumentiert. Die Geschichte gibt Einblick, in die frühe Phase des Alpinismus, in gesellschaftliche Verhältnisse. Insgesamt ein wirklich spannendes Thema.

SG » *Wie haben die Alpenvereine und die betroffenen Sektionen reagiert?*

MF » Sowohl der Deutsche als auch der Österreichische Alpenverein waren von Anfang an kooperativ. Natürlich hat es bei den Sektionen hie und da Unsicherheiten gegeben, was eine Unterschutzstellung genau bedeutet. Aber wir stehen in einem sehr regen Austausch. Die Sektionen sind ja stolz auf ihre Hütten.

SG » *Es gab keine Einsprüche?*

MF » Nein. Der einzige, der bisher erfolgte, betraf die Berliner Hütte. Das war allerdings, wie erwähnt, 1997 und es handelte sich um die erste Unterschutzstellung dieser Art. Mittlerweile gibt es eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit zwischen der Sektion und dem Bundesdenkmalamt. Nicht zuletzt weil einige behördliche Auflagen bei denkmalgeschützten Gebäuden nur in abgeschwächter Form umgesetzt werden müssen. Bei der Berliner Hütte zum Beispiel ist das Stiegengeländer zu niedrig. Hier wirkt der Denkmalschutz dämpfend, das heißt, der Erhalt der Brüstung geht vor. Nicht falsch verstehen: Sicherheit ist enorm wichtig! Aber bei denkmalgeschützten Gebäuden müssen Lösungen mit Augenmaß gesucht werden.

SG » *Grundsätzlich: Läuft die Unterschutzstellung hochalpiner Gebäude anders als eine im städtischen Umfeld?*

MF » Im Prinzip läuft die Betreuung gleich wie im Tal, sie stellt nur eine besondere Herausforderung dar. Viele Schutzhütten sind nur zu Fuß zu erreichen. Die Alpenvereine haben uns bei einigen Hütten, Gott sei Dank, ermöglicht, bei einem der jährlichen Flüge zum Materialtransport mitzufliegen, um uns unsere Arbeit zu erleichtern. Die Arbeitsvoraussetzungen sind auch gleich, die logistische Herausforderung aber ist groß. Die Arbeitszeit ist klimabedingt kürzer (drei bis vier Monate), Material muss meist mit der Bahn oder mit dem Hubschrauber angeliefert werden. Was spezi-

ell Restaurierungen anbelangt: Manches lässt sich im „Trockentraining" im Tal regeln. Das verhält sich so: Ein Restaurator ist vor Ort und lernt Personen von Handwerksfirmen bzw. Leute aus der Sektion, die sich aktiv an der Hüttenrestaurierung beteiligen, ein. Ansonsten besteht zwischen einem Denkmal im Tal und einem am Berg kein Unterschied. Hier wie dort gelten die gleichen Regeln und rechtlichen Bedingungen.

SG » *Wie wichtig war bzw. ist bei der Unterschutzstellung die Umgebung?*

MF » Sehr wichtig, gerade im hochalpinen Umfeld. Natur und Hütte bilden eine Einheit. Die Erbauer haben die Hütten meistens so ausgerichtet, dass die Stube gegen das Tal bzw. zur schönen Aussicht geht – bei der Berliner und der Neuen Prager Hütte blickt man zum Beispiel auf den Gletscher.

SG » *Gefordert sind heute infrastrukturelle Maßnahmen, die im 19. Jahrhundert noch keine Rolle spielten. Stichwort: Kläranlage, Solar- bzw. Photovoltaikanlage. Wie lassen sich diese mit dem Denkmalschutz vereinbaren?*

MF » Solar- bzw. Photovoltaikanlagen sind ein sehr großes Thema. Man kann vonseiten der Denkmalpflege nicht nur die Keimzelle Hütte beachten. Das Umfeld um die Hütte ist ebenso wichtig. Wie und wo kann ich die Anlagen errichten, dass der Gesamteindruck Landschaft – alpine Schutzhütte nicht leidet? Das ist eine elementare Frage. Den besten Platz zu finden, ist oft eine Herausforderung, aber es gab bisher immer eine Lösung. Erweiterungen sind auch bei bestehendem Denkmalschutz möglich. Gemäß der Charta von Venedig sollen sich Neu- bzw. Zubauten in Form und Materialität vom Altbau unterscheiden. Wichtig im alpinen Raum ist natürlich, dass das Material zum Ort passt. Ein Glas-Stahl-Gebilde wäre sicherlich nicht der richtige Weg. Materialität und Proportion müssen angemessen sein.

SG » *Sie haben sich die Baugeschichte der einzelnen Hütten genau angeschaut, gibt es bestimmte Charakteristika, also eine Art architektonischen Stil?*

MF » Jein. Die hohen Schutzhütten sind vielfach aus Stein, Hütten näher an der Baumgrenze häufig aus Holz und Stein. Alle bisher bautechnisch untersuchten Steinhütten zeigen eine charakteristische Technik: ein in lehmigen Sand gesetztes und mit Kalkmörtel verputztes Mauerwerk. Diese Technik war bisher sowohl bei der Berliner als auch bei der Neuen Prager Hütte sowie beim Brandenburger Haus feststellbar. Eine Prüfung bei den anderen Hütten steht noch aus. Es könnte sich hier aber um eine spezifische (charakteristische) Bautechnik im hochalpinen Raum handeln.


© S. Gurschler

SG » *Was war für Sie in der Beschäftigung mit den alpinen Schutzhütten besonders spannend?*

MF » Jede hat ihre Erbauungsgeschichte mit faszinierenden Details. Bei der Neuen Prager Hütte zum Beispiel wurde die Stube vom Damenkomitee der Sektion Prag ausgestattet. Es sind heute noch 30 Thonet-Stühle erhalten. Die bürgerlich-städtische Lebensweise wurde in den hochalpinen Raum gebracht. Sehr aufwendig im Transport. Die Stühle wurden mit dem Zug angeliefert, dann von Eseln bis Innergschlöß getragen und von dort hinauf auf die Hütte.

SG » *Viele Hütten haben im Laufe der Zeit Erweiterungen erfahren. Ist der Rückbau in den ursprünglichen Zustand ein Thema?*

MF » Für den Denkmalschutz ist das keines. Es werden Objekte in dem Zustand unter Denkmalschutz gestellt, in dem sie sich zur Zeit der Unterschutzstellung befinden. Bei der Alten Prager Hütte ist die Ausgangssituation anders. Sie ist ja geschlossen. Hier überlegt der Alpenverein eine Rückführung in den ursprünglichen Zustand. Das Denkmalamt fordert das aber nicht.

SG » *Das Landeskonservatorat Tirol ist Vorreiter in Sachen Denkmalschutz bei hochalpinen Bauten. Ziehen andere Bundesländer nach?*

MF » Die Landeskonservatorate kämpfen alle mit großen personellen Engpässen. Bei einigen ist die Situation mittlerweile so angespannt, dass die dortigen Kolleginnen und Kollegen sagen: Wir können überhaupt nichts mehr unter Schutz stellen, weil wir zu wenig Leute haben. Das ist alarmierend. Die Unterschutzstellung ist eine der zentralen Aufgaben des Denkmalschutzes und ist Voraussetzung für alle denkmalpflegerischen Maßnahmen. Andere Bundesländer haben noch nicht nachgezogen – leider. Umso erfreulicher, dass Bayern in der Sache aktiv wird.





Die 1877 errichtete Alte Prager Hütte in der Venedigergruppe in Osttirol zählt zu den ältesten erhaltenen Alpenvereinshütten Österreichs. Die getäfelte Prager Stube ist im Stil der Jahrhundertwende gehalten; hier finden sich neben Prager Veduten und Porträtfotos auch 30 originale Thonet-Sessel.

© Robert Kolbitsch, DAV

Alte und Neue Prager Hütte

Die Alte Prager Hütte im Nationalpark Hohe Tauern in Osttirol zählt zu den ältesten erhaltenen Alpenvereinshütten Österreichs. In Form und Ausstattung ähnelt sie eher einer Alm- als einer Schutzhütte. Sie besteht aus einem Raum, zweigeteilt in einen Aufenthalts- und einen Schlafbereich, sowie einem weiteren Lager unter dem Dach. Platzsparend sind nicht nur Ablageflächen ins Mauerwerk integriert, die Sitzbänke sind um den Herd herum angeordnet und dienen als Einstieg zu den Pritschen. Ihren Erhalt verdankt die Alte Prager Hütte der Tatsache, dass die Sektion das Gebäude nicht wie üblich im Laufe der Jahre erweiterte, sondern Anfang des 20. Jahrhunderts ein komplett neues errichtete. Zu dieser Zeit hatte der Bergtourismus bereits stark zugenommen, entsprechend größer fiel der Bau aus.

Die Neue Prager Hütte steht rund eine Gehstunde entfernt auf 2796 Meter Seehöhe. Neben Schlafkammern im ersten Stock und einem Lager im Dachgeschoss findet sich in der Neuen Prager Hütte eine großzügige Stube. Sie ist ein Beispiel dafür, wie bürgerlich-städtisches Leben in den hochalpinen Raum verpflanzt wurde. „Mit ihrem Getäfel und der Einrichtung, darunter 30 Original Thonet-Sessel und Prager Veduten sowie Porträtfotos an der Wand, handelt es sich hier um eine charakteristische Stube, die vom Stilempfinden der Jahrhundertwende zeugt", so Michaela Frick. Seit der Restaurierung 2013/14 ist der originale Bretterboden wieder sichtbar.

Anton-Karg-Haus

Das Anton-Karg-Haus im Gemeindegebiet Kufstein kommt einem gemütlichen Berghaus weitaus näher als einer auf Schutz der Besucher ausgelegten Hütte. Der erste Bau entstand 1883 als „Unterkunftshaus Bärenbad" an der gleichnamigen Stelle neben dem Kaiserbach; später kam nordöstlich eine Kapelle dazu. Nach zehn Jahren ließ Anton Karg, Bürgermeister von Kufstein, ein neues Haus errichten. Durch einen Brand zerstört, wurde das Gebäude nach den alten Plänen neu errichtet und 1900 als Anton-Karg-Haus eingeweiht.

Die beiden Untergeschosse des monumentalen Bauwerks sind gemauert und verputzt, die oberen Stockwerke in Blockbauweise ausgeführt, darüber zwei Pfettendächer. „Die architektonische Detailgestaltung ist in Holz ausgeführt, und sehr aufwändig gemacht mit charakteristischen Formen ländlicher Villenbauten des ausgehenden 19. Jahrhunderts", erklärt Frick. Im Innern sind es besonders die Wandfriese in der mittleren und westlichen Stube, die ins Auge stechen. Das in der „Platzstube" (auch Hinterbärenbadstüberl) zeigt eine Gebirgslandschaft und figurale Szenen, 1901 gemalt vom deutschen Maler Ernst Heinrich Platz. Der Wandfries der mittleren Stube präsentiert karikaturistische Porträtbüsten einer Tischgesellschaft. „Die Anlage besticht durch die Originalität der Bausubstanz, den authentischen Charakter ihrer Gasträume sowie die Kapelle Maria Hilf", so Frick.





Die „Grande Dame“ unter den alpinen Schutzhütten, die Berliner Hütte in den Zillertaler Alpen (links), steht seit 1997 unter Denkmalschutz.

Die im Karwendelgebirge gelegene Falkenhütte wurde in den 1920er-Jahren errichtet und ist der Tradition des ländlichen Bauens verpflichtet. Die gefasste Stube zeigt einen gemalten Fries im Erker. In ihrem ursprünglichen Charakter erhalten blieben auch Bergsteigerkammern und Matratzenlager.

© Michaela Frick/BDA Tirol

Falkenhütte

Zu einem charakteristischen Bau, der die zeittypische Ausgestaltung widerspiegelt, gehört auch die Falkenhütte auf 1848 Meter im Karwendelgebirge (siehe Beitrag S. 52 ff.). In den Nürnberger Leitsätzen legten die Alpenvereine 1919 fest, Schutzhütten sollten in Zukunft schlicht und funktional in ihren baulichen Strukturen sein. Diesem Geist entsprach die Falkenhütte. In den 1920er-Jahren errichtet, erhielt sie 1960 einen Erweiterungsbau; beide sind der Tradition des ländlichen Bauens verpflichtet. Zu einer gefassten Stube mit einem gemalten Fries im Erker kommen die in ihrem ursprünglichen Charakter erhaltenen Schlafkammern und das Matratzenlager.

Neue Regensburger Hütte

Wie die Falkenhütte steht auch die Neue Regensburger Hütte in den Stubaier Alpen seit 2011 unter Denkmalschutz. Errichtet wurde sie 1930/31 als Ersatzbau für die Alte Regensburger Hütte, die in einem Seitental des Grödner Tales lag und durch die Angliederung Südtirols an Italien nach dem Ersten Weltkrieg verloren war. In den 1960ern erfolgte eine Erweiterung. „Im Kernbau zeigen sich mit der großen Gaststube, dem getäfelten Stiegenaufgang, den getäfelten Kammern und dem wandfesten und beweglichen Inventar noch typische Elemente der Zwischenkriegszeit“, erläutert Frick. Eine Modernisierung und Erweiterung unter Berücksichtigung denkmalschützerischer und naturschutzrechtlicher Kriterien ist in Ausarbeitung.

Brandenburger Haus

Mit dem Brandenburger Haus, auf 3277 Metern in den Ötztaler Alpen gelegen, steht seit 2014 die höchstgelegene Schutzhütte des DAV unter Denkmalschutz. Trotz widrigster Bedingungen entstand hier eine herrschaftliche, dreigeschossige Unterkunft. Bei ihrer Eröffnung 1909 verfügte sie über 17 Zimmer mit 42 Betten, zwei zusätzliche Multifunktionsräume und ein Matratzenlager für 29 Personen. Dazu kamen ein großer und ein kleiner Speisesaal, ein Weinkeller, eine Dunkelkammer, Wirtschafts- und Lagerräume. Die Zimmer waren beheizbar, Gaslicht stand zur Verfügung. Kein Wunder, dass das Schutzhaus als „Gletscherschloss“ bezeichnet wurde.

Gepatschhaus

Ganz anders das Erscheinungsbild des Gepatschhauses. Wurden für das Brandenburger Haus vornehmlich Steine als Baumaterial herangezogen, ist es beim Gepatschhaus Holz, da sich diese Schutzhütte auf 1928 Meter nah an der Waldgrenze befindet. Seine heutige Form erhielt es in verschiedenen Bauphasen. Das erste Gebäude entstand 1872/73 als ebenerdiges Steinhaus. Dieses wurde später zweifach in Holz aufgestockt. 1913 kam noch ein dreigeschossiger Erweiterungsbau dazu. Er beherbergt eine große Gaststube, zwei kleinere Stuben und holzvertäfelte Schlafräume im Obergeschoss. Das gleich daneben gelegene „Waldhaus“ dient heute als Selbstversorger- bzw. Winterraum. „Eine Besonderheit stellt die 1894–

1895 errichtete Kapelle Maria Schnee mit integriertem Schlafhaus dar. Sie liegt östlich des Gepatschhauses", ergänzt Frick. Das Spezielle sei nicht nur die Kombination Kapelle/Schlafhaus, auch die Ausstattung sei homogen und zum großen Teil noch original erhalten. Die Unterschutzstellung des gesamten Komplexes erfolgte 2012.

Berliner Hütte

Nicht zuletzt gilt es hier die mondänste Schutzhütte Tirols zu nennen: Die Berliner Hütte – übrigens die erste (1997) unter Denkmalschutz gestellte in Tirol – war Luxus pur. Sie verfügte u. a. über eine Dunkelkammer, ein Postamt und Schuhmacherwerkstätte. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts kam eine Telefonanlage dazu, ab 1912 gab es elektrisches Licht. Die luxuriöse Innenausstattung – darunter eine herrschaftliche Eingangshalle sowie ein großer und kleiner Speisesaal – lassen Besucher heute noch staunen. Die Unterschutzstellungsbestrebungen stießen allerdings zunächst auf Widerstand seitens der Sektion. Die üblichen Sorgen – Glassturz, Verteuerung der Sanierungsarbeiten, Übermacht der Denkmalpfleger – erwiesen sich als unbegründet. Viele Gespräche brauchte es trotzdem. Heute herrscht Ein-

„Das wird keine Hauruck-Aktion"

Walter Irlinger vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege spricht über die ersten Schritte, die Unterschiede zu Tirol und die Dynamik am Berg.

Susanne Gurschler » *Wie ist in Bayern derzeit die Situation bezüglich Denkmalschutz bei Schutzhütten?*

Walter Irlinger » Die Reaktion der deutschen Medien, der bayerischen Politik und der Bevölkerung auf den Vorstoß des Bundesdenkmalamtes in Tirol, Schutzhütten unter Denkmalschutz zu stellen, hat uns überrascht. Sie hat uns gezeigt, dass großes gesellschaftliches Interesse an diesem Thema besteht. Wir sind in Bayern sehr gut aufgestellt, was Denkmalschutz und Betreuung von Ortskernen, Tallandschaften, Bauernhöfen des alpinen Raums anbelangt. Wir haben uns intensiv mit dem Almwesen auseinandergesetzt. Tatsächlich fehlte uns bisher aber der Blick in die obersten Höhen. Die Initialzündung dafür kam von unseren Tiroler Kolleginnen und Kollegen.



SG » *Während es in Tirol rund 300 Schutzhütten gibt, sind es in Bayern gerade einmal 65. Womit hängt das zusammen?*

WI » Wenn wir uns die Landkarte anschauen, ist Bayerns Anteil an den alpinen Räumen relativ gering. Große hochalpine Flächen, wie sie in Tirol zu finden sind, gibt es hier nicht. Das bedingt, dass es weniger Hütten gibt. Es waren ja die hochalpinen Gegenden – 2713 Meter ist der Watzmann, 2900 Meter die Zugspitze –, die den besonderen Reiz für die Bergsteiger ausmachten.

SG » *Welche besonderen Herausforderungen gibt es für den Denkmalschutz, wenn es um Schutzhütten geht?*

WI » Es können Objekte oder ganze Ensembles wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen, städtebaulichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Bedeutung erhaltenswert sein. Primär festzuhalten ist: Es handelt sich um eine ganz andere Bauaufgabe als etwa bei einem Bauernhof, eine Schutzhütte hat eine andere Funktion als eine Alm oder ein alpines Dorf. Es geht um Schutz für Bergsteiger und ihre Unterbringung. Bei der Überprüfung und den Begehungen der Schutzhütten müssen wir in ganz anderen Dimensionen denken: Wir haben ein Zeitfenster von wenigen Monaten, wenn es schneit oder regnet, können wir nicht hoch. Wir müssen also andere Zeiten für das Erledigen der Arbeiten kalkulieren. Das ist neu, aber auch interessant. Nicht zuletzt müssen wir natürlich die denkmalpflegerischen Kriterien definieren. Es geht ja um eine neue Bauaufgabe in alpinem Bereich – also Funktion, Bauweise, Umfeld.

SG » *Die Tiroler Kolleginnen und Kollegen haben 2009 begonnen und mittlerweile dreißig* Hütten unter Schutz gestellt. Sie hatten bisher durchweg positive Resonanz seitens des

vernehmen zwischen dem BDA Tirol und der Sektion Berlin.

Projekt mit Modellcharakter

Die positiven Resonanzen auf diese Entwicklungen haben das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege auf den Plan gerufen. Die Behörde ist höchst interessiert. „Die Reaktion der deutschen Medien, der bayerischen Politik und der Bevölkerung auf den Vorstoß des Bundesdenkmalamtes in Tirol, Schutzhütten unter Denkmalschutz zu stellen, hat uns überrascht. Sie hat uns gezeigt, dass großes gesellschaftliches Interesse an diesem Thema besteht", so Walter Irlinger vom BLfD (siehe Interview). Bayern hat aufgrund seiner geografischen Lage zwar nicht so viele Hütten wie Tirol und wie viele schützenswert sind, kann Irlinger noch nicht sagen. Aber: Die ersten Schritte wurden gesetzt.

Mit seinem Projekt „Denkmalschutz auf alpinen Schutzhütten" ist das BDA Tirol Vorreiter nicht nur in Österreich. Systematisch wurden die relevanten Hütten erfasst und ihre Geschichte ausgehoben. Bei einem Teil wurde die Unterschutzstellung schon durchgeführt, bei anderen ist sie in Ausarbeitung. Ein Modell auch für andere Regionen in den Alpen.

Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Wie sind die Reaktionen hier in Bayern?

WI » Wir sind ja erst in der Startphase. Wir werden jetzt die Bauakten studieren, die Kriterien festlegen und und und. Tatsächlich war es sehr wichtig, dass ich Gelegenheit hatte, beim Hüttenfachsymposium 2015 in Benediktbeuern einen Vortrag zur Situation zu halten. Damit bekam ich Gelegenheit, die Sektionen als Eigentümervertreter direkt zu informieren und ihnen zu sagen: Wir gehen das Thema an, wir werden uns an euch wenden, aber wir müssen noch die Vorarbeiten leisten. Letztlich heißt das, wir schauen uns die Bauakten zu allen 65 Hütten an. Daraus ergibt sich eine Erstbewertung: Einige Hütten werden wahrscheinlich als denkmalpflegerisch nicht relevant rausfallen. In einer zweiten Phase machen wir Begehungen. Es wird also ein bis zwei Jahre dauern, bis wir die Eigentümer kontaktieren. Sie sind jetzt informiert, das ist wichtig. Es gab nach meinem Vortrag bereits erste Gespräche. Einige Sektionen planen Baumaßnahmen und haben angefragt, ob die Prüfung nicht vorgezogen werden könnte, damit sie Bescheid wissen. Insgesamt sind die Reaktionen positiv und offen. Das ist sehr erfreulich.

SG » *Bei der Tagung in Benediktbeuern wurde eine offensichtlich tief verwurzelte Sorge angesprochem, mit der auch das österreichische Bundesdenkmalamt immer wieder konfrontiert ist: Die Eigentümer fürchten, das Denkmalamt würde einfach bestimmen, die Eigentümer quasi entmündigt. Ist diese Sorge berechtigt?*

WI » Das wird keine Hauruck-Aktion! Wir binden die Eigentümer von Anfang an ein, wir sind an Gespräch und Konsens interessiert. Sollten Bauarbeiten geplant sein, kann ich nur raten, unser Haus und hier die Kollegen der Baudenkmalpflege so früh als möglich zu kontaktieren. Wir arbeiten nicht gegen die Eigentümer, sondern mit ihnen. Und wir sind an einer guten Lösung für alle Beteiligten interessiert.

SG » *Eine zweite Sorge ist, bei denkmalgeschützten Gebäuden würden Bauarbeiten gleich viel teurer. Dabei sind Baumaßnahmen im hochalpinen Gelände ohnehin schon sehr kostenintensiv.*

WI » Grundsätzlich ist zu sagen: Wenn ich lange nichts mache an einem Gebäude, muss ich viel Geld einsetzen. Wenn ich kontinuierlich etwas mache, sind die Kosten niedriger. Denkmalschutzkonform kann natürlich erst einmal einen höheren Aufwand bedeuten, etwa wenn es bei Fenstern um Lärchen- statt Plastikrahmen geht. Aber: Jedes Denkmal braucht eine individuelle Lösung. Wenn Mehraufwand entsteht, dann gibt es in Bayern verschiedene Möglichkeiten, Fördermittel zu bekommen, und wir beraten die Eigentümer selbstverständlich, wo und wie diese zu beantragen sind.

SG » *Viele Schutzhütten sind in die Jahre gekommen, müssen renoviert, erweitert, umgebaut werden, um modernen Anforderungen zu entsprechen. Sehen Sie Gefahr in Verzug?*

WI » Es ist tatsächlich eine gewaltige Dynamik zu beobachten. Das liegt nicht zuletzt daran, dass der Alpenraum immer intensiver genutzt wird. Manche Leute möchten im hochalpinen Raum genau die Bedingungen finden wie daheim – also Zimmer mit Dusche und so weiter. Es gibt allerdings auch die Gegenbewegung, also jene, die eine einfache, funktionale Infrastruktur haben wollen und nicht mehr. Bei vielen Schutzhütten hat es bereits in den letzten Jahrzehnten Um- und Zubauten gegeben, um neuen Anforderungen zu entsprechen. Man wird hier schauen müssen, wie sich dies darstellt. Die große Masse an Unterschutzstellungen wird es wahrscheinlich nicht geben. Wir gesagt, entscheidend sind die oben genannten Kriterien für einen Eintrag als Denkmal. Ich traue mich allerdings nicht, hier einen Prozentsatz festzulegen. Es kann durchaus Unterschiede zwischen Tirol und Bayern geben. Das wird spannend.

Gebaut für das Vaterland

Schutzhütten und Politik an der deutsch-italienischen Sprachgrenze

>> Florian Trojer

Ab den 1880er-Jahren begannen der DuOeAV und andere alpine Vereine Schutzhütten und Wege zu errichten und damit ein dichtes Infrastrukturnetz über die gesamten Ostalpen zu ziehen. Den Bergbegeisterten „die Bereisung der Alpen zu erleichtern" war dabei das Leitmotiv. Allerdings nicht immer das einzige. Oft spielten auch politische Interessen und nationalistische Motive eine wichtige Rolle.*



Deutschnational und kolonialistisch?

Deutschnationale Motive gewannen auch im Alpenverein bis zum Ersten Weltkrieg immer mehr an Bedeutung. Besonders in den Sektionen an den Sprachgrenzen in den südlichen Alpen spielte die Pflege des Deutschtums eine zentrale Rolle. Dort, in den grenznahen Gebieten, wurde der Alpenverein von der Bevölkerung und den lokalen Institutionen oft als willkommener *„Kulturfaktor und ein Gesundbrunnen des deutschen Volkes"*[1] gesehen. So ist es nicht verwunderlich, dass der Meraner Bürgermeister Roman Weinberger 1892 anlässlich der Generalversammlung in Meran den Alpenverein mit folgenden Worten hofierte: *Helfen Sie, sehr geehrte Herren vom Alpenverein, wie bisher Sorge zu tragen für die materiellen Interessen unserer deutschen Bevölkerung hier an der Sprachgrenze, sorgen sie wie bisher dafür, indem Sie Hütten und Wege bauen. […] Dann, meine Herren, wird kein deutsches Kind unserer Nation verloren gehen und kein Zoll deutscher Erde an unseren Nachbar abgetreten werden müssen.*[2]

Mit Nachbar war hier vor allem das italienischsprachige Trentino gemeint. Dort war die Società Alpinisti Tridentini (SAT) aktiv, für viele Alpenvereinsfunktionäre südlich des Brenners ein rotes Tuch. Die SAT wurde bereits 1872 als Società Alpina del Trentino gegründet. Im Vordergrund standen dabei weniger alpine Interessen als vielmehr die *„Verteidigung der italienischen Sprache und Nation"*[3]. Bereits 1876 wurde der alpine Verein wegen irredentistischer Umtriebe von den österreichisch-ungarischen Behörden verboten. Die Neugründung, diesmal unter stärker alpinrelevanten Vorzeichen, erfolgte 1877 unter dem noch heute aktuellen Namen Società degli Alpinisti Tridentini. Die Förderung der „Italianità" im Trentino schrieb sich die SAT aber weiterhin auf ihre Fahnen.

Im Gegenzug dazu sah sich die Sektion Bozen des DuOeAV als Vertreter *„deutschalpiner Interessen"* und als Bollwerk gegen die irredentistische SAT. Um beispielsweise zu verhindern, dass die Trentiner rund um den Rosengarten einen *„irredentistischen Trutzbau mit Namen Rifugio Roma"*[4] errichten konnten, pachtete die Sektion 1909 große Gebiete am Fuße der Bergkette. Dieses Vorgehen rief allerdings weniger Proteste bei der SAT als in den eigenen Reihen hervor. Die Sektion Leipzig, die im Rosengartengebiet bereits seit 1898 die Vajolethütte betrieb, fühlte sich durch die Aktion der Sektion Bozen übervorteilt und warf ihr Konkurrenzdenken vor. Bozen reagierte darauf mit Unverständnis und konterte: *Unbegreiflicherweise wurde das nur von ideal-alpinen Beweggründen geleitete Vorgehen unserer Sektion gerade von jener reichsdeutschen Sektion missverstanden und missbilligt, die wegen ihres Hüttenbesitzes im nahen Vajolettale in erster Linie berufen und verpflichtet wäre, in jenem ausschließlich deutschfreundlichen Gebiete die deutschalpinen Interessen zu wahren, anstatt durch vertrauenstrotzige Langmut deutsch- und alpenvereinsfeindliche Pläne zu fördern.*[5]

Mit dieser Aussage war der Skandal komplett, der Konflikt kam 1911 vor ein vereinsinternes Schiedsgericht. Die Sektion Bozen musste ihre Aussagen über die Sektion Leipzig mit Bedauern zurücknehmen, das Gericht räumte allerdings ein, dass in diesem Gebiet an der Sprachgrenze tatsächlich von der SAT *„deutsch- und alpenvereinsfeindliche Ziele"* verfolgt würden.

Das Urteil macht deutlich, dass der Alpenverein in dieser Frage keine homogene Meinung vertrat. Je nach Sektionsstandort und politischer Ausrichtung der Funktionäre wurde dem deutschnationalen Element mehr oder weniger Bedeutung zugemessen. Besonders Sektionen mit Arbeitsgebieten an den verschiedenen Sprachgrenzen in den südlichen Alpen taten sich oft als Verteidiger des Deutschtums hervor. Die Feststellung des Schiedsgerichts, dass die SAT „deutsch- und alpenvereinsfeindliche Ziele" verfolge, zeigt aber auch, dass die Pflege und Verteidigung des Deutschtums bis zum Ersten Weltkrieg zum fixen Bestandteil im Selbstverständnis des Gesamtvereins gehörte.

* *Statuten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, in: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1876, S. 343–348.*

1 *Statthaltereirat Anton von Posselt-Czorich anlässlich der 31. Generalversammlung des DuOeAV 1904 in Bozen.*

2 *Bürgermeister Roman Weinberger anlässlich der 19. Generalversammlung des DuOeAV 1892 in Meran.*

3 *Im Original: „difesa della lingua e della nazionalità italiana", in: Società degli Alpinisti Tridentini (Hg.), La S.A.T. Cento anni 1872–1972, Trento 1973, S. 19.*

4 *Jahresbericht der Sektion Bozen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins für das 40. Vereinsjahr 1909, S. 10.*

5 *Jahresbericht der Sektion Bozen, 1909, S. 10.*

Das ehemalige Bremer Haus (heute Rifugio Tosa Pedrotti) liegt nur wenig oberhalb der Tosahütte an der Bocca di Brenta.
© Archiv des DAV, München

Neben einem explizit deutschnationalen politischen Hintergrund spielte beim Hütten- und Wegebau der Sektionen oft auch die unterschwellige Überzeugung einer deutschen Überlegenheit gegenüber den anderssprachigen Alpenbewohnern eine Rolle. In den betroffenen Gebieten wurde das Vorgehen des Alpenvereins deshalb oft als kolonialistisch wahrgenommen.

Eindrucksvolles und nebenbei auch sehr unterhaltsames Beispiel dafür ist der Rechtsstreit um das Bremer Haus an der Bocca di Brenta. Die Sektion Bremen kam Anfang des 20. Jahrhunderts auf die Idee, neben ihrem Arbeitsgebiet im Gschnitztal ein weiteres in den Dolomiten zu suchen. Die Wahl fiel auf die Brenta. An der Bocca di Brenta, so die „Feststellung" der Sektion, sei noch *„Raum und Bedürfnis für ein größeres Schutzhaus, da die in der dortigen Gegend stehende Tosahütte der SAT in keiner Weise mehr den Ansprüchen des Verkehrs genügte."*[6] Tatsächlich befand sich der geplante Bauplatz für das Bremer Haus nicht nur „in der Gegend" der Tosahütte, sondern direkt daneben auf einem 50 Meter höher gelegenen Plateau.

Verständlicherweise trafen diese Pläne des Alpenvereins bei den Trienter Bergsteigern der SAT auf wenig Begeisterung. Die Tosahütte war von der SAT bereits 1881 als kleines Unterkunftshaus eröffnet worden. 1892 wurde die Hütte erheblich erweitert, und als die Pläne der Sektion Bremen im Trentino bekannt wurden, war bereits eine weitere Vergrößerung geplant und genehmigt.[7]

Die SAT verfolgte die Aktivitäten des DuOeAV im Trentino mit Argusaugen. Bereits 1906 kam es zum ersten Konflikt beim Hüttenbau. Bei der Einweihung ihres neuen Schutzhauses Quintino Sella am Tuckettpass konnten die Funktionäre der SAT auf die direkt daneben gelegene Hüttenbaustelle der Sektion Berlin des Alpenvereins schauen.[8]

Vier Jahre später wollte man deshalb bei der SAT um jeden Preis verhindern, dass eine Sektion des Alpenvereins eine Hütte neben ihrer alteingesessenen Tosahütte errichtet. Am 7. Oktober 1910 schrieb die SAT an die Sektion Bremen, dass man einen Konkurrenzbau an der Bocca di Brenta nicht tolerieren werde. Gleichzeitig wiesen die Trienter darauf hin, dass auf ihren Hütten alle Mitglieder alpiner Vereine die gleichen Nachlässe genössen, im Gegensatz zum DuOeAV, der damals keine Gleichberechtigung gewährte. Die Sektion Bremen antwortete darauf, dass die Tosahütte für ihre Ansprüche nicht ausreiche und man deshalb auf jeden Fall ein Schutzhaus bauen würde. Die Norddeutschen machten sogar den Vorschlag, die Tosahütte zu kaufen, was die Funktionäre der SAT noch mehr erzürnte. Damit war der Versuch, das Problem auf diplomatischem Weg zu lösen, gescheitert.[9]

Die Sektion Bremen begann im Juni 1911 mit der Errichtung des Bremer Hauses. Mit der Hilfe der Sektion Bozen hatte man das Grundstück von der Gemeinde Molveno gekauft und zusätzlich die Genehmigung der österreichisch-ungarischen Ärarverwaltung eingeholt.[10] Das Vorhaben der norddeutschen Sektion schien damit von allen Seiten abgesichert. In der Zwischenzeit wurde die Situation durch Medienberichte noch stärker politisch aufgeladen, die jeweilige Presse warf der Gegenseite entweder Irredentismus und Landesverrat oder aber Eroberung und kolonialistische Besatzung vor. Die Stimmung gegenüber dem Alpenverein erreichte im Trentino ihren Tiefpunkt.[11]

Nun trat der Gemeindesekretär der Nachbargemeinde San Lorenzo, Patrizio Bosetti, auf den Plan. Er erklärte nach einem Lokalaugenschein, dass sich die neue Hütte auf dem Grund der Gemeinde San Lorenzo befände und dass diese niemals eine Baugenehmigung erteilt hätte. Kurz darauf verkaufte die Gemeinde San Lorenzo der SAT die betreffende Parzelle und die SAT erhob vor dem Bezirksgericht in Stenico Anspruch auf das fast fertige Bremer Haus.

Doch auch die Sektion Bremen hatte noch einen Trumpf im Ärmel. Sie berief sich auf einen Paragrafen aus dem Jahr 1834, wonach das alpine Ödland, also landwirtschaftlich unproduktive Gebiete, automatisch dem Staat gehören. Der Baugrund lag auf ca. 2400 Meter, also auf einer Höhe, auf der sich eine landwirtschaftliche Nutzung kaum argu-

Die von der Sektion Leipzig erbaute Vajolethütte mit Rosengartenspitze, Gartl und Winklerturm.
© Archiv des ÖAV, Innsbruck

6 Der Streit um das Bremer Haus an der Bocca di Brenta, in: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1913, S. 137–138, hier S. 137.
7 Riccardo Decarli: SAT e Unità d'Italia: la questione del rifugio alla Bocca di Brenta, S. 3–4.
8 Decarli: SAT e Unità d'Italia, S. 4.
9 Der Streit um das Bremer Haus, S. 137–138; Decarli, SAT e Unità d'Italia, S. 5–6.
10 Der Streit um das Bremer Haus, S. 137–138.
11 Decarli: SAT e Unità d'Italia, S. 8.





Tuckettpasshütte und Rifugio Quintino Sella: Direkt nebeneinander errichteten die SAT und die Sektion Berlin des DuOeAV ihre beiden Schutzhütten.
© Archiv des DAV, München

mentieren lässt. Damit schien die Sektion Bremen wieder die Oberhand gewonnen zu haben.

Das war allerdings noch nicht der letzte Akt in diesem Gerichtsdrama, denn nun trieb Patrizio Bosetti einen Hirten als Zeugen auf, der aussagte, dass seine Schafe oft auf und oberhalb der Bauparzelle weideten. Zusammen mit einem Gemeindevertreter machte Bosetti einen weiteren Lokalaugenschein und gab zu Protokoll, dass sie oberhalb der Schutzhütte eine Handvoll Schafe beim Grasen gesehen hätten und es sich deshalb bei der betreffenden Parzelle doch um produktives Land handeln würde.

Alle Instanzen bis zum Obersten Gerichtshof in Wien folgten der Argumentation Bosettis, und die fast fertige Schutzhütte der Sektion Bremen ging in den Besitz der SAT über, die sie unter dem Namen Rifugio Tosa Pedrotti bis heute führt.[12]

In einem Schmählied brachten Mitglieder der SAT auf den Punkt, was sie von der Sektion Bremen und dem Alpenverein hielten:

Ma quand'egli poi dimostra,
di voler far da padrone,
con le brutte o con le buone,
deve andar via di qui.
Le montagne tridentine,
con la splendida lor vista,
non son terra di conquista,
che si possa soggiogar.[13]

12 Der Streit um das Bremer Haus, S. 137–138; Decarli: SAT e Unità d'Italia, S. 8–9.
13 Decarli: SAT e Unità d'Italia, S. 9.

Zu Deutsch:

Wenn sie zeigen,
dass sie die Herren sein möchten,
müssen sie gehen,
egal ob im Guten oder Schlechten.
Die Trentiner Berge
mit ihrer schönen Aussicht,
kann man nicht erobern und unterwerfen.

Fremde, die sich als „Herren" aufspielen und mit ihren Schutzhütten und Wegen die Bergwelt erobern und unterwerfen: Diese drastische Außensicht auf den Alpenverein spricht Bände und markiert den Höhepunkt der Konfrontation mit der italienischen Bevölkerung in den Südalpen vor dem Ersten Weltkrieg.

Diese Entwicklung hatte bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen, als die nationale Frage immer stärker in den Fokus der Öffentlichkeit rückte. Der Alpenverein erwies sich hier als scharfzeichnender Spiegel der Gesellschaft. War das Vorgehen vieler Alpenvereinsfunktionäre gegenüber der lokalen Bevölkerung in den Anfangsjahren allenfalls ungeschickt und von eingebildeter piefkehafter Überlegenheit geprägt, so änderte sich das in den folgenden Jahrzehnten grundlegend. Wie die oben beschriebenen Beispiele zeigen, beeinflussten deutschnationale Ideen die Entscheidungen vieler Sektionen. Die benachbarten alpinen Vereine in den italienischsprachigen Südalpen wurden als klare Gegner erkannt, die durch die Ausdehnung und Konsolidierung der Arbeitsgebiete mit Hütten und Wegen in die Schranken gewiesen werden sollten.

Die Schutzhütten der anderen: Begehrte Objekte

In den Jahren vor und nach Beginn des Ersten Weltkriegs durchdringen nationalistische Motive alle Bereiche der Gesellschaft, die von einer zunehmenden Radikalisierung gekennzeichnet ist. Diese Entwicklung macht sich auch bei den alpinen Vereinen bemerkbar. Setzte man bisher vor allem darauf, mit dem Bau von Schutzhütten und Wegen die Vorherrschaft in den betreffenden Arbeitsgebieten durchzusetzen, so wurde der Ton nun schärfer. Man sprach sich gegenseitig die Existenzberechtigung ab, und die alpine Infra-

struktur des jeweils anderen geriet immer stärker in den Fokus der Begehrlichkeiten.

Einen ersten Vorstoß in diese Richtung machte 1904 Ettore Tolomei. Dazu begab sich der in Rovereto geborene Beamte zusammen mit seinem Bruder und zwei befreundeten Frauen in Begleitung eines lokalen Bergführers von Kasern im Ahrntal aus auf eine sowohl aus alpinistischer als auch politischer Sicht skurrile Bergtour. Das alpinistische Ziel war die Erstbesteigung eines Gipfels an der „Wasserscheide", an der Grenze zum Zillertal. Dass der Berg längst schon bestiegen worden war, spielte dabei keine Rolle. Politisches Ziel war die Absteckung des nördlichsten Eckpunktes des künftigen „wahren" Italiens. „Vetta d'Italia" nannte Tolomei den allseits als Glockenkarkopf bekannten Gipfel, nachdem er von der Seilschaft erfolgreich „erobert" worden war.[14] Die Aktion ist ein Spiegel der gesamten wissenschaftlichen und politischen Arbeit Tolomeis: theoretische Konstruktionen, die seine These untermauern sollten, dass die Staatsgrenze Italiens gemäß der Wasserscheide am Alpenhauptkamm zu ziehen sei und demnach Tirol bis zum Brenner zu Italien gehöre. 1906 ließ sich Ettore Tolomei im kleinen Dörfchen Glen im Südtiroler Unterland nieder, um von dort aus die *„conquista del Brennero"*, die „Eroberung des Brenners" voranzutreiben, der er sich zeit seines Lebens widmete. Akribisch betrieb Tolomei von hier aus seine toponomastischen „Studien", die zum Ziel hatten, alle Orts- und Flurnamen Südtirols ins Italienische zu übersetzen bzw. italienisch zu benennen.[15] Der Historiker und Journalist Claus Gatterer bezeichnete Tolomei treffend als eine unglückselige Verschmelzung des österreichischen Provinzgeistes und des neu aufkommenden italienischen Nationalismus: eine spießige, intolerante, antisemitische Überheblichkeit auf der einen, ein romantisch beflügelter, das alte Rom erträumender Größenwahn auf der anderen Seite.[16]



Ettore Tolomei und seine Begleiter am Gipfel der „Vetta d'Italia" nach erfolgreicher „Erstbesteigung".

Aus: Bollettino del Club Alpino Italiano 1904–1905, S. 421.

Zum Zeitpunkt der „Eroberung" der „Vetta d'Italia" im Jahr 1904 war Ettore Tolomei allerdings einer der ganz wenigen oder sogar der einzige Trentiner Irredentist, der die „Italianità" Südtirols propagierte.[17] Umso erstaunlicher ist es, dass der Club Alpino Italiano – 1863 gegründet und in ganz Italien aktiv – Tolomei im „Bollettino del CAI", dem Pendant zum Jahrbuch des Alpenvereins, in der Ausgabe von 1905 breiten Raum gab, um seine Ansichten auszubreiten. Auf insgesamt 41 Seiten legte er die „Erstbesteigung" des Glockenkarkopfes dar und philosophierte ausführlich über die Bedeutung der Wasserscheide als nationale Grenze und die italienische Tradition der Gebiete südlich des Brenners.[18] Gleichzeitig widmete sich ein Großteil des Jahrgangs 1905 des „Bollettino del CAI" den Schutzhütten. Interessant sind hier vor allem zwei Tabellen, in denen die Schutzhütten anderer alpiner Vereine in Italien aufgelistet werden. Die Tabellen unterscheiden sich lediglich in der Definition der Grenzen Italiens: Während eine Liste mit „Schutzhütten innerhalb der politischen Grenzen" überschrieben ist, hat die zweite den Titel „Schutzhütten innerhalb der geogra-

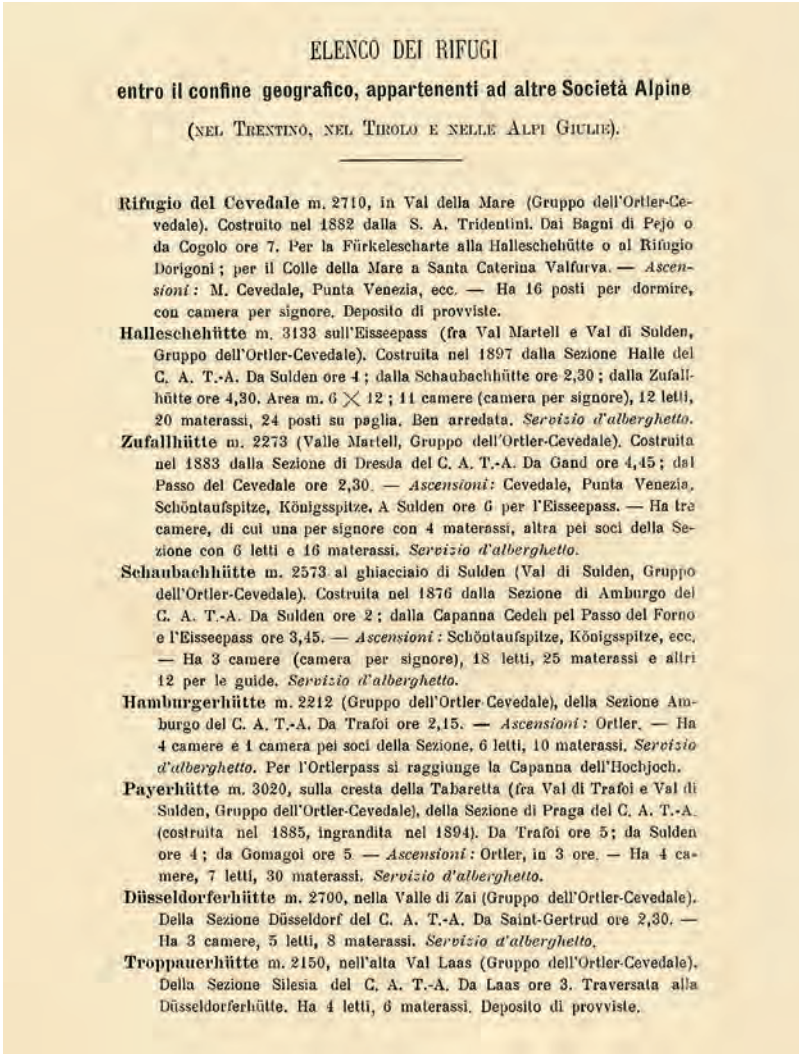
14 *Ettore Tolomei: Alla Vetta d'Italia, in: Bollettino del Club Alpino Italiano 1904–1905, Torino 1905, S. 389–430.*

15 *Hans Karl Peterlini: Kampf der Nationalitäten, in: Gottfried Solderer (Hg.): Das 20. Jahrhundert in Südtirol, Band 1 1900–1919: Abschied vom Vaterland, Bozen 1999, S. 230–249, hier S. 248.*

16 *Claus Gatterer: Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien, Wien 1968, S. 62.*

17 *Stefano Morosini: I rifugi alpini dell'Alto Adige/ Südtirol dalla fruizione turistica al presidio nazionale (1918–1943), in: Patrick Gasser, Andrea Leonardi, Gunda Barth-Scalmani (Hg.): Krieg und Tourismus im Spannungsfeld des Ersten Weltkrieges, Innsbruck 2014, S. 181–208, hier S. 182–183.*

18 *Ettore Tolomei: Alla Vetta d'Italia, in: Bollettino del Club Alpino Italiano 1904–1905, Torino 1905, S. 389–430.*



ELENCO DEI RIFUGI

entro il confine geografico, appartenenti ad altre Società Alpine

(NEL TRENTINO, NEL TIROLO E NELLE ALPI GIULIE).

Rifugio del Cevedale m. 2710, in Val della Mare (Gruppo dell'Ortler-Cevedale). Costruito nel 1882 dalla S. A. Tridentini. Dai Bagni di Pejo o da Cogolo ore 7. Per la Fürkelescharte alla Halleschehütte o al Rifugio Dorigoni; per il Colle della Mare a Santa Caterina Valfurva. — *Ascensioni:* M. Cevedale, Punta Venezia, ecc. — Ha 16 posti per dormire, con camera per signore. Deposito di provviste.

Halleschehütte m. 3133 sull'Eisseepass (fra Val Martell e Val di Sulden, Gruppo dell'Ortler-Cevedale). Costruita nel 1897 dalla Sezione Halle del C. A. T.-A. Da Sulden ore 4; dalla Schaubachhütte ore 2,30; dalla Zufallhütte ore 4,30. Area m. 6 × 12; 11 camere (camera per signore), 12 letti, 20 materassi, 24 posti su paglia. Ben arredata. *Servizio d'alberghetto.*

Zufallhütte m. 2273 (Valle Martell, Gruppo dell'Ortler-Cevedale). Costruita nel 1883 dalla Sezione di Dresda del C. A. T.-A. Da Gand ore 4,45; dal Passo del Cevedale ore 2,30. — *Ascensioni:* Cevedale, Punta Venezia, Schöntaufspitze, Königsspitze. A Sulden ore 6 per l'Eisseepass. — Ha tre camere, di cui una per signore con 4 materassi, altra pei soci della Sezione con 6 letti e 16 materassi. *Servizio d'alberghetto.*

Schaubachhütte m. 2573 al ghiacciaio di Sulden (Val di Sulden, Gruppo dell'Ortler-Cevedale). Costruita nel 1876 dalla Sezione di Amburgo del C. A. T.-A. Da Sulden ore 2; dalla Capanna Cedeh pel Passo del Forno e l'Eisseepass ore 3,45. — *Ascensioni:* Schöntaufspitze, Königsspitze, ecc. — Ha 3 camere (camera per signore), 18 letti, 25 materassi e altri 12 per le guide. *Servizio d'alberghetto.*

Hamburgerhütte m. 2212 (Gruppo dell'Ortler-Cevedale), della Sezione Amburgo del C. A. T.-A. Da Trafoi ore 2,15. — *Ascensioni:* Ortler. — Ha 4 camere e 1 camera pei soci della Sezione, 6 letti, 10 materassi. *Servizio d'alberghetto.* Per l'Ortlerpass si raggiunge la Capanna dell'Hochjoch.

Payerhütte m. 3020, sulla cresta della Tabaretta (fra Val di Trafoi e Val di Sulden, Gruppo dell'Ortler-Cevedale), della Sezione di Praga del C. A. T.-A. (costruita nel 1885, ingrandita nel 1894). Da Trafoi ore 5; da Sulden ore 4; da Gomagoi ore 5. — *Ascensioni:* Ortler, in 3 ore. — Ha 4 camere, 7 letti, 30 materassi. *Servizio d'alberghetto.*

Düsseldorferhütte m. 2700, nella Valle di Zai (Gruppo dell'Ortler-Cevedale). Della Sezione Düsseldorf del C. A. T.-A. Da Saint-Gertrud ore 2,30. — Ha 3 camere, 5 letti, 8 materassi. *Servizio d'alberghetto.*

Troppauerhütte m. 2150, nell'alta Val Laas (Gruppo dell'Ortler-Cevedale). Della Sezione Silesia del C. A. T.-A. Da Laas ore 3. Traversata alla Düsseldorferhütte. Ha 4 letti, 6 materassi. Deposito di provviste.

Im „Bollettino del CAI" veröffentlichte der Club Alpino Italiano bereits 1905 eine Liste mit dem Titel „Tabelle der Schutzhütten anderer alpiner Vereine innerhalb der geografischen Grenzen Italiens", um zu suggerieren, dass alle Schutzhütten südlich des Brenners im Einflussbereich Italiens und somit des CAIs lägen.

Aus: Bollettino del Club Alpino Italiano 1904–1905, S. 276–282.

fischen Grenze". Letztere Tabelle enthält die Namen aller Schutzhütten innerhalb der virtuell von Tolomei gezogenen Grenze entlang der Wasserscheide am Alpenhauptkamm, die sich tatsächlich aber zu diesem Zeitpunkt innerhalb des Staatsgebiets von Österreich-Ungarn befanden.[19]

Dieser erste Versuch des Club Alpino Italiano zu suggerieren, dass alle Schutzhütten südlich des Brenners im Einflussbereich Italiens und somit des CAIs lägen, sollte bis zum Ersten Weltkrieg der einzige bleiben. Erst mit dem Eintritt Italiens in den Krieg nahm die Thematik wieder Fahrt auf. Im Oktober 1916 wandte sich die Hauptleitung des Club Alpino Italiano mit einer Denkschrift an den italienischen Ministerpräsidenten Paolo Boselli sowie an den Verteidigungs- und den Kriegsminister. Darin forderte sie, dass alle Schutzhütten, Berggasthäuser und Biwakhütten ausländischer Institutionen im neuen Staatsgebiet enteignet und dem Club Alpino Italiano überantwortet werden sollten. Alle Kosten für die Enteignung und eventuelle Entschädigungen gegenüber den betroffenen alpinen Vereinen sollten die feindlichen Staaten selbst tragen. Die Zuerkennung der Schutzhütten sollte durch eine eigene Klausel in den Friedensverträgen fixiert werden. In den Friedensverträgen von Versailles und Saint Germain wurden die Vorschläge des Club Alpino Italiano allerdings nicht berücksichtigt, die Schutzhütten in den besetzten Gebieten fanden keine explizite Erwähnung. Allerdings enthielten beide Verträge allgemeine Enteignungsklauseln, die das Eigentum der Kriegsverlierer betrafen.[20]

Den frühen Vorstoß des Club Alpino Italiano vom Oktober 1916 bewertet die deutschsprachige Literatur zum Thema vielfach als Hinweis auf den nationalistischen Charakter des italienischen Alpenclubs und als scheinbaren Widerspruch zu dem apolitischen Selbstverständnis des Vereins.[21] Die Autoren vergessen dabei aber, dass zu diesem Zeitpunkt der Grundsatz, unpolitisch zu sein und zu agieren, bei einem Großteil der europäischen alpinen Vereine nicht viel mehr als ein frommer Wunsch war.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang etwa die Vorgehensweise des DuOeAV gegenüber der Società degli Alpinisti Tridentini. Die österreichisch-ungarischen Behörden verfügten kurz nach dem Kriegseintritt Italiens die Auflösung der SAT, mit der Begründung, dass *„derselbe durch seine bei verschiedenen Anlässen zur Schau getragenen staatsgefährlichen Haltung den Bedingungen seines rechtlichen Bestandes nicht mehr*

19 *Agostino Ferrari: I Rifugi del Club Alpino Italiano. Storia e descrizione illustrate con elenco dei rifugi costruiti in Italia da alter Società Alpine, in: Bollettino del Club Alpino Italiano 1904–1905, Torino 1905, S. 1–282.*

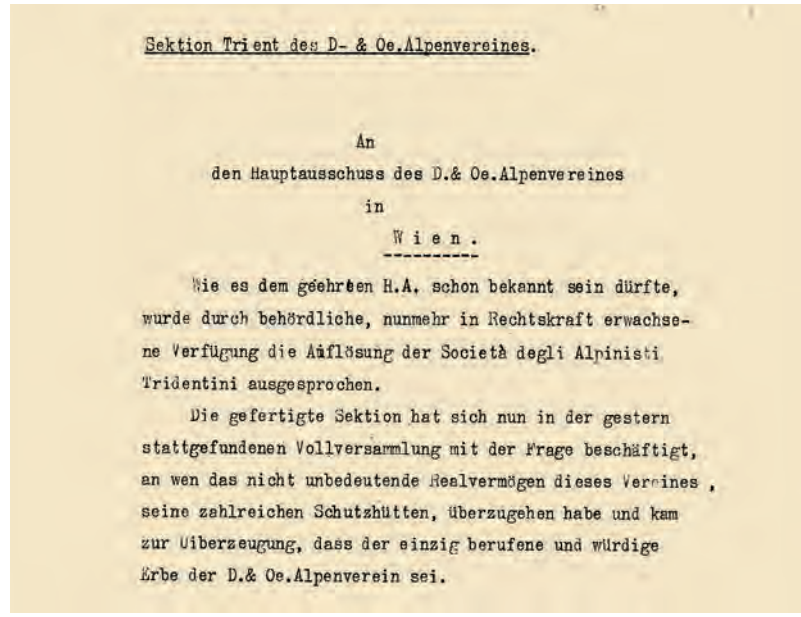
20 *G. B. Calegari: I Rifugi Alpini delle nuove provincie, Bozen 1924, S. 5–6.*

21 *Paul Mayr: Die Enteignung der Alpenvereinshütten 1923, S. 15; Hanspaul Menara, Südtiroler Schutzhütten, Bozen 1978, S. 9; Oswald Santin, Die Geschichte des Alpenvereins Südtirol 1945–1988, Innsbruck 1988 (Diplomarbeit), S. 91.*

entsprach." Daraufhin wurde die Sektion Trient des DuOeAV aktiv und beschäftigte sich in ihrer Hauptversammlung im April 1916 mit der Frage, *„an wen das nicht unbedeutende Realvermögen dieses Vereines, seine zahlreichen Schutzhütten, überzugehen habe"*. Ganz unbescheiden kamen die Funktionäre der Sektion Trient *„zur Überzeugung, dass der einzig berufene und würdige Erbe der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein sei"*.[22]

Die Sektion Trient des DuOeAV und die Società degli Alpinisti Tridentini hatten schon lange ein gespanntes Verhältnis zueinander. Bereits bei der Gründung der Sektion Trient im Jahr 1888 wandte sich die SAT mit der Bitte an den Centralausschuss des DuOeAV, die Etablierung einer eigenen Sektion in Trient zu überdenken. Die Gründung würde lediglich von einigen Professoren am deutschen Gymnasium in Trient vorangetrieben, Mitglieder der Sektion seien nur deutsche Beamte und Offiziere, die jederzeit versetzt werden könnten. Dieses Vorgehen stoße auf großen Unwillen in der Bevölkerung, so die SAT weiter in ihrem Schreiben.[23] Die Funktionäre der Sektion Trient beklagten dagegen Stimmungsmache der *„antiösterreichischen Parthei"*[24] in Trient. Bis zum Ersten Weltkrieg kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden Parteien. Die Sektion Trient fasste nie wirklich Fuß vor Ort und konnte zu keinem Zeitpunkt auf die Unterstützung der lokalen Bevölkerung bauen. 1914 zählte die Sektion Trient etwas mehr als hundert Mitglieder, während die SAT aus mehr als 3200 Mitgliedern bestand.

Trotzdem schätzte sich die Sektion 1916 selbst als „würdigen Erben" der SAT ein. Um den Statuten der Società, die vorsahen, dass im Falle der Auflösung das Vereinsvermögen an einen neuen Verein „mit gleichen oder ähnlichen Bestrebungen" übergehen solle, wenigstens pro forma Rechnung zu tragen, gründeten die Trienter Funktionäre kurzerhand eine neue Sektion mit dem Namen Welschtirol. Der Hauptausschuss des DuOeAV stimmte dem Vorgehen der Sektion Trient zu, stellte aber Bedingungen: Die Sektion müsse *„nach erfolgter Vermögensübertragung der Sektion Bremen das Haus an der Tosa zurückstellen, ebenso auch andere Hütten und Arbeitsgebiete der Società an AV-Sektionen abgeben und sich auch in der Ausübung der Führeraufsicht mit anderen Sektionen teilen"*.[25]



Sektion Trient des D.- & Oe.Alpenvereines.

An
den Hauptausschuss des D.& Oe.Alpenvereines
in
W i e n .

Wie es dem geehrten H.A. schon bekannt sein dürfte, wurde durch behördliche, nunmehr in Rechtskraft erwachsene Verfügung die Auflösung der Società degli Alpinisti Tridentini ausgesprochen.

Die gefertigte Sektion hat sich nun in der gestern stattgefundenen Vollversammlung mit der Frage beschäftigt, an wen das nicht unbedeutende Realvermögen dieses Vereines, seine zahlreichen Schutzhütten, überzugehen habe und kam zur Uiberzeugung, dass der einzig berufene und würdige Erbe der D.& Oe.Alpenverein sei.

Die Sektion Trient des DuOeAV sah sich selbst als „einzig berufenen und würdigen Erben" der Schutzhütten der SAT.
© Historisches Archiv des AVS, Bozen.

Der weitere Verlauf des Krieges machte den Plänen des DuOeAV allerdings einen Strich durch die Rechnung. Die Schutzhütten wurden von beiden Kriegsparteien für militärische Zwecke verwendet. Die endgültige Besetzung aller Schutzhütten durch das italienische Heer erfolgte nach dem Waffenstillstandsabkommen vom 4. November 1918.

Sowohl der Club Alpino Italiano als auch der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein standen also keinesfalls abseits der nationalistischen Euphorie, die Europa vor und während des Ersten Weltkriegs ergriffen hatte, sondern bliesen kräftig mit ins nationale Horn. Am Ende entschied der Ausgang des Krieges, welche der beiden Parteien sich in der Frage der Schutzhütten durchsetzte.

22 *Schreiben des Vorstandes der Sektion Trient des DuOeAV an den Hauptausschuss, Antwort Hauptausschuss, April 1916, AVS HA, Section Welschtirol.*

23 *Schreiben der SAT an den Centralausschuss des DuOeAV vom 21. Jänner 1888, AVS HA, Section Trient.*

24 *Schreiben der Sektion Trient an den Centralausschuss des DuOeAV vom Jänner 1888, AVS HA, Section Trient.*

25 *Schreiben des Vorstandes der Sektion Trient des DuOeAV an den Hauptausschuss, Antwort Hauptausschuss, April 1916, AVS HA, Section Welschtirol.*

Neue Hütten baut das Land

Moderne Hüttenarchitektur in den Schweizer Alpen

>> Marco Volken (Text und Bilder)

Wie eine Schweizer Alpenclubhütte auszusehen hat, war mehrere Generationen lang nahezu in Stein gemeißelt. Bis vor etwa 25 Jahren ein radikaler Bruch mit traditionellen Vorgaben stattfand.



Das darf doch nicht wahr sein, schoss es mir durch den Kopf, als ich das Bild der mir in vielen Bergjahren lieb gewordenen Tschiervahütte in den „Alpen" sah. Aber leider ist's traurige Wahrheit – die Frucht eines Architekturwettbewerbs mit Folgekosten. Wenn dieser Stil bei Erweiterungsbauten an unseren SAC-Hütten Schule machen sollte, kann man sich bald einmal fragen: SAC – quo vadis? Markige Worte, die im Oktober 2003 die Leserbriefspalte der SAC-Zeitschrift zieren. Gleich daneben frohlockt ein anderes Clubmitglied bereits: *Zum Glück ist eines sicher: Die Fassade der alten Tschiervahütte wird jene der neuen Hütte mehrmals überleben.*

Stein des Anstoßes: ein neuer Anbau am Fuß des Piz Bernina. „Die bestehende Tschiervahütte war gewissermaßen der Archetyp der hochalpinen Hütte", konstatiert Architekt und Hüttenspezialist Stéphane de Montmollin, und zwar „in der Form eines ‚Chalets' aus dicken Steinmauern, durchbrochen von kleinen Fenstern mit leuchtend farbigen Fensterläden, einer Terrasse und einer Schweizerfahne; im Innern sichtbare Balken, eine Holztäfelung und karierter Stoff". Und nun gesellt sich also zu dieser trauten Idylle, als dessen pure Antithese, eine strenge, asketische Holzkiste. Was für die einen ein überzeugender architektonischer Wurf, ist für andere der reinste Frevel an der schönen Bergwelt.

Die Positionen könnten unversöhnlicher nicht sein, nicht nur bei der Tschiervahütte. Ist hier eine Vereinsspitze an der Arbeit, die lieber auf Modetrends denn auf Traditionen hört? Sind die Alpinisten – oder alternativ: die leserbriefschreibenden Alpinisten – eine konservative Spezies?

Und: Warum baut der SAC nicht mehr so wie früher?

War früher alles besser?

Um die heutigen Auseinandersetzungen zu verstehen, lohnt sich ein Blick zurück. In den ersten zwanzig Jahren der Vereinsgeschichte – der SAC wird 1863 gegründet – erinnern die Clubhütten an primitive Hirtenunterstände und kleine Alpgebäude. Man kopiert Hirtenbuden, weil man noch keine eigenständigen Lösungen fürs Hochgebirge hat. Es gibt weder Debatten noch große Überlegungen, es reicht, wenn die Schutzhütte auf festem Grund steht und dem Schnee, Regen und Wind einigermaßen trotzen kann. Als Baumaterial dienen oft herumliegende Steine, die nicht oder bloß dürftig zementiert werden. Wo Felsüberhänge eine natürliche Nische bilden, wird gar nur „angebaut" – Dach und Rückwand bestehen dann aus kompaktem Fels. So einfach und schnell sich diese Hütten errichten lassen: Sie leiden unter Feuchtigkeit. Zudem pfeift der Wind durch die Ritzen, und mit ihm weht auch Schnee hinein. Bei mancher Hütte liegt anfangs Sommer mehr Schnee drinnen als draußen. So geht das natürlich nicht.

Ab Mitte der 1880er-Jahre wird der einfache Steinbau deshalb rasch aufgegeben – zugunsten einer Holzbauweise. Nebst der guten Isolierung und einer verbesserten Wohnlichkeit weisen die Holzhütten weitere Vorteile auf. Dazu gehören die einfache Vorfertigung im Tal, die Leichtbauweise und eine schnelle Montage vor Ort. Zunehmend stehen die Hütten an freien Standorten, weg von den Felswänden, was sie weniger anfällig macht für Feuchtigkeit und Steinschlag. Die strukturierte Bauweise lässt auch größere Volumina und zweigeschossige Hütten zu, mit dem Erdgeschoss als Aufenthaltsraum und dem Obergeschoss als Schlafraum. Eine Generation lang wird fast ausschließlich mit Holz gebaut. Von einer Vielfalt an Bauformen lässt sich jedoch kaum sprechen, da sich alle Hütten aus dieser Epoche ähneln. Was aber auch einen Vorteil hat, denn die so „standardisierte" Holzhütte wird zu einem der ersten Markenzeichen des SAC. Mehr noch: Im Gegensatz zur Steinhütte, die sich in Farbe und Oberflächenstruktur kaum von der Umgebung abhebt, fällt ein Holzbau wesentlich stärker auf – die Hütten werden also zu gut sichtbaren Wahrzeichen in der Landschaft. Oft sind diese kleinen Oasen der Geborgenheit, die im Notfall auch ein Leben retten können, sogar von weitem auszumachen.

Anno 1912 folgt die wichtigste Wende dieser Geschichte: Die Sektion Ticino kehrt zum Stein zurück und baut die Capanna Campo Tencia. Anders als bei den Steinhütten der ersten Generation werden die Ritzen zwischen den Steinen nun mit Mörtel gefüllt – zu einem sogenannten Bruchstein-Mauerwerk. Hinzu kommt eine Innenverkleidung aus Holz, was eine praxistaugliche Kombination aus äußerer Widerstandsfähigkeit und Behaglichkeit im Inneren ermöglicht. Das Konzept







Steinhütten der ersten und zweiten Generation: Rottalhütte, erbaut 1872 (oben) und Capanna Campo Tencia, erbaut 1912 (unten).

Mitte: Typische Holzhütte um die Jahrhundertwende: Cabane Julien Dupuis (heute Cabane du Trient, 3170 m, Wallis).

Ein Meilenstein moderner Hüttenarchitektur: Montage der Capanna Cristallina (2577 m, Tessin) im Sommer 2002.





Klassischer Bruchsteinbau im Heimatschutz-Stil: Ramozhütte (2293 m, Graubünden), erbaut 1945, bis heute weitgehend im Originalzustand.

Rechts: Ein Solitär der Moderne in den Alpen: Planurahütte (2947 m, Glarus) von Hans Leuzinger, erbaut 1930, mehrmals erweitert.

wird nach anfänglichem Zögern rasch aufgegriffen und landesweit weiterentwickelt. *Soweit die Grundmaterialien auf der Baustelle zur Verfügung stehen, empfehle ich dringend gemauerte Umwandungen. Steine werden da wohl selten fehlen, wo Hütten zu errichten sind,* fordert 1922 der Zürcher Baumeister Gustav Kruck.

Kruck sieht aber noch einen anderen Vorteil: *Die im Gestein der Baustelle selbst gemauerte Hütte allein fügt sich harmonisch in die Umgebung ein.* Obwohl die Hütten systematisch an prominenten Standorten errichtet werden – an freien Lagen, auf Podesten mitten in Talkesseln mit möglichst offener Sicht –, sollen sie also mit der Landschaft möglichst verschmelzen und im Idealfall gar unsichtbar sein. Die Clubhütte als gut getarnter Hochsitz der Alpinisten.

Robustheit, Beständigkeit gegenüber der Witterung und eine zelebrierte Unauffälligkeit sind wesentliche Argumente für die Bruchsteinhütten, doch geht es auch um ein neues ästhetisches Empfinden. Es ist die Zeit des Heimatschutzes, der sich gegen die „Verschandelung" der Landschaft durch moderne, oft als kommerziell und fremd empfundene Bauformen wehrt und eine neue Geisteshaltung postuliert, jene des „authentischen" Bauens. Zentral dabei, so das Historische Lexikon der Schweiz, ist *„die Idealisierung des traditionellen Landlebens und der Landwirtschaft, die mit Werten wie Einfachheit, Reinheit und Echtheit verknüpft werden".* Mit anderen Worten: Heimatschutz ist – zumindest ursprünglich – nichts anderes als der bauliche Ausdruck einer geistigen Abwehrhaltung.

Daran halten sich auch die Hüttenbauer, weshalb sie vermehrt den Bezug zu traditionellen regionalen Bauformen suchen. Da es aber in Höhenlagen, in denen die Berghütten stehen, oft gar keine Bautradition gibt, müssen sie eine herbeireden – und nehmen sich die alpwirtschaftlichen Bauten zum Vorbild. Bis heute sei die Überzeugung weit verbreitet, eine Berghütte müsse aussehen *„wie eine Sennhütte",* schreibt Luca Gibello, Autor eines Standardwerks[1] über alpine Hüttenarchitektur, und diagnostiziert bei solchen Bauten *„ausgeprägt folkloristische Züge".* Es ist in der Tat nicht a priori einleuchtend, weshalb eine Hütte auf einem Felssporn auf 3500 Meter, hoch über einem Gletscherplateau gelegen und der Unterkunft von Bergsteigern dienend, gleich aussehen soll wie ein Gebäude, das eine ganze Klimastufe tiefer im Weideland steht und für die Bedürfnisse von Hirten, Kühen, Schafen und Ziegen konzipiert wurde.

Bessere Lösungen gesucht

Während der Heimatstil im Siedlungsgebiet bald wieder verklingt, hält er sich in der Höhe sehr tapfer: Siebzig Jahre lang, bis etwa zur Almageller-hütte (1984), bleibt die Bruchsteinhütte das Maß

1 Luca Gibello: Hüttenbau im Hochgebirge – Ein Abriss zur Geschichte der Hüttenarchitektur in den Alpen, SAC-Verlag, Bern 2014.





Stein des Anstoßes und Auslöser mehrerer Leserbriefe: die Tschiervahütte (2584 m, Graubünden), erbaut 1951/1969, erweitert 2003.

Links: Polygonale Hütte von Jakob Eschenmoser mit modernem Holzanbau: Domhütte (2940 m, Wallis), erbaut 1957/1978, erweitert 2011.

aller SAC-Dinge. Selbst heute noch sind gut zwei Drittel der SAC-Häuser vollständig oder teilweise aus Stein gebaut.

Nicht, dass in all den siebzig Jahren keine Entwicklung stattgefunden hätte: Mit der Zeit erhalten die baulichen Details mehr Aufmerksamkeit, die Raumaufteilung geschieht aufgrund rationaler Überlegungen, und zunehmend werden Architekten mit der Planung betraut. Doch die grauen Mauern mit den unregelmäßig behauenen Steinen und den kleinen Fenstern bestimmen stets das Denken und Planen und sie prägen wesentlich das kollektive ästhetische Empfinden der Alpinisten und Clubisten.

Ein früher Versuch, dem allgegenwärtigen und austauschbaren Rechtkant aus Stein eine individuellere, dem Ort angepasste Lösung entgegenzusetzen, ist die Planurahütte von Hans Leuzinger (1930). Der asymmetrische Bau mit abgewinkeltem Grundriss, einer gerundeten Ecke, gezielt platzierten Fensteröffnungen und Pultdach zeugt von einer starken Auseinandersetzung des Architekten mit der umgebenden Topografie. Welch ein Gegensatz zu den übrigen Hütten aus der Zwischenkriegszeit, die in ihrer Gleichförmigkeit so tun, als wären gar keine Landschaften um sie da, die es zu berücksichtigen und zu achten gälte! In Uri wird ähnlich gebaut wie im Unterwallis, in Graubünden gleich wie im Berner Oberland oder im Tessin. Auch darin zeigt sich eine gewisse Pervertierung des Heimatstils, der eigentlich auf *regionale* Bauformen zurückgreifen wollte.

Erst in den 1950er-Jahren kommt etwas Bewegung in den Hüttenbau. Der Einbezug von Fassadenelementen aus Holz oder unkonventionelle Entwürfe führen zu einer gewissen Vielfalt in der Einheit. Erwähnung verdienen insbesondere die polygonalen Hütten von Jakob Eschenmoser, allesamt mit annähernd rundem Grundriss. Dahinter steckt die Absicht, den Raum so rational wie möglich auszunützen – womit die Hütten äußerlich kleiner wirken, als sie im Innern tatsächlich sind.

Was aber kaum in Frage gestellt wird, ist der Bruchstein. Gewiss, da und dort wird mal eine Wand verputzt, Holz- und Eternitschindeln tauchen auf. Aus der Not entsteht manchmal sogar echt Neues: Da *„aufgrund eines geologischen Gutachtens die vielen Steine in der Nähe des Hüttenplatzes nicht als Baumaterial hätten Verwendung finden können"*, entscheidet sich Architekt Ferdinand Mühlemann beim Neubau der Lämmerenhütte 1970 mutig für einen zwölfeckigen Bau mit Holzskelett und Außenwänden aus vorfabrizierten Stahlzellenelementen, sogenannten Robertson-Platten, und lässt die Hütte damit wie ein überdimensioniertes Metallbiwak wirken. (Sie wurde später von einer Lawine zerstört und durch ein simples, großes Holzchalet ersetzt.)

Mut zum Aufbruch

Dann, in den 1990er-Jahren, ist die Zeit offenbar reif für einen Aufbruch. Die Initiative kommt dabei nicht etwa von oben, vom Zentralverband; sie geht vielmehr von einzelnen Sektionen und den





Wiederentdeckung der Holzfassade: Cabane de Saleinaz (2693 m, Wallis), eröffnet 1996.

Mitte: Im Speisesaal (linke Fassade) große Fensterfront bis zum Boden: Topalihütte (2674 m, Wallis), eröffnet 2003.

Rechts: Dem Flachdach in den Alpen den Weg geebnet: Capanna Cristallina (2577 m, Tessin), eröffnet 2003.

beauftragten Architekten aus. Da und dort beginnt man nämlich zu zweifeln, ob aktuelle Fragestellungen sich mit dem perpetuierenden Rückgriff auf ein drei Generationen altes Ideal tatsächlich beantworten lassen. Zudem erweist sich die Bruchsteinhütte als zunehmend teuer – zu teuer, überholt vom günstigeren und schnelleren Holzbau mittels vorgefertigten Elementen und Helikoptermontage. Die Suche nach zeitgemäßen konstruktiven Lösungen dauert bis heute an und sie hat sehr unterschiedliche Hütten hervorgebracht. Als Vorreiter dürfen zwei Projekte im Unterwallis gelten: die Cabane du Vélan (2642 m) im Grand-Combin-Massiv und die Cabane de Saleinaz (2693 m) in der Argentière-Gruppe.

Als 1991 die alte Cabane du Vélan, eine klassische Bruchsteinhütte, einem Brand zum Opfer fällt, überträgt die Sektion Genf dem Architekten Michel Troillet aus Martigny die Planung eines Neubaus. Sein Entwurf sieht einen turmartigen Holzbau vor, mit mandelförmigem Grundriss und glänzender Zinkblech-Verkleidung. Und: Er platziert seinen Bruch mit den Traditionen an überaus prominenter Lage – als eine Art Leuchtturm.

Die Reaktionen auf die 1993 eingeweihte Hütte könnten widersprüchlicher nicht sein: Während der Heimatschutz die kühne Realisierung mit einem Preis würdigt – jener Heimatschutz, dessen alte Prinzipien von der neuen Hütte völlig über den Haufen geworfen werden –, verweigert sich der Zentralverband des SAC dem Projekt, nicht zuletzt wegen der verwendeten Materialien, und stellt seine Unterstützung ein. Umso erstaunlicher das Fazit des Architekturhistorikers Roland Flückiger-Seiler, der fünfzehn Jahre später in der SAC-Zeitschrift resümiert: *Der unkonventionell gestaltete, schlank proportionierte Bau ordnet sich geschickt in die raue Gebirgslandschaft ein. Er erinnert mit seiner ökonomisch optimal organisierten Bauweise zudem an die Tradition der SAC-Hütten aus der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts.*

Der große Bruch mit dem Schweizer Heimatschutz und von diesem sogleich ausgezeichnet: Cabane du Vélan (2642 m, Wallis), eröffnet 1993.

Eine völlig andere Lösung wählen die Basler Brigitte Widmer und Stéphane de Montmollin, als sie mit dem Neubau der Cabane de Saleinaz betraut werden. An Stelle der alten Hütte aus dem Jahr 1903, einem rechteckigen, querliegenden Holzbau mit Satteldach, bauen sie – einen rechteckigen, querliegenden Holzbau mit Satteldach und ähnlichen Volumina. Das klingt nach Kontinuität und ist es auch ein Stück weit. Doch die Proportionen, die konstruktiven Details, die Gestaltung der Fassaden, die Organisation im Innern sind für den SAC zu diesem Zeitpunkt – man schreibt das Jahr 1996 – völliges Neuland.

Wenn wir schon beim Neuland sind, wären da noch zwei weitere Entwicklungen zu nennen, die das heutige Bauen stark beeinflussen, und die sich an zwei konkreten Pionierbauten festmachen lassen.

Da wäre zunächst die große Fensterfront, wie sie in konsequenter Form mit der Topalihütte (2003) des Genfers Philippe Meier eingeführt wird. Damit fällt ein wichtiges Merkmal des traditionellen Bergsteigernests: die knappe Befensterung. Die Hütte ist nun nicht mehr nach innen gekehrt, wie ein Refugium, das Schutz und Geborgenheit



vermitteln soll, sondern öffnet sich, lässt die Bergwelt durch die Panoramascheiben eintreten und inszeniert die Umgebung, als gäbe es keine Grenze mehr zwischen innen und außen.

Als zweites, neues Element kommt das Flachdach hinzu, erstmals prominent angewendet bei der Capanna Cristallina (2003) von Nicola Baserga und Christian Mozzetti. Für die beiden jungen Tessiner Architekten eine Lösung, die sich völlig logisch ergibt: *Ein Satteldach hätte große Probleme bereitet: Im Winter wären regelmäßig Dachlawinen auf die Terrasse gestürzt, und die unterschiedliche Schneelast zwischen Schattenseite und Sonnenseite des Dachs hätte zu statischen Spannungen geführt. Wir mussten das Flachdach anfänglich auch engagiert verteidigen, die Sektion war da ziemlich skeptisch.*

„Keine banale Architektur"

Heute entscheidet sich der SAC bei Neu- und Anbauten fast nur noch fürs Holz – und somit für eine Renaissance eines alten Bekannten. Vorbei scheinen die Zeiten der Bruchsteinmauern. Zudem lässt sich Holz computergerstützt zuschneiden und ermöglicht völlig neue Bauformen – eine Flexibilität, die von innovativen Architekten dankbar aufgenommen wird.

Holzbauweise mit oder ohne Metallverschalung, große Fenster, oft ein Flachdach, manchmal gar völlig verspielte Formen wie bei der Monte-Rosa-Hütte (2010): Seit rund zwei Jahrzehnten macht die Schweizer Hüttenarchitektur von den neuen Möglichkeiten tatsächlich immer mehr Gebrauch. Den meisten Neubauten gemeinsam ist auch ihre – im Vergleich zu den Bruchsteinhütten – größere Sichtbarkeit innerhalb der Landschaft. Es sind Hütten, die sich nicht mehr verstecken wollen, sondern ihre Präsenz mit einem gewissen Selbstbewusstsein zeigen und oft zu eigentlichen *Landmarks* werden. Die erhöhte Sichtbarkeit ist nur selten das Ergebnis einer absichtlich auffallenden Architektur, sondern ergibt sich meist von alleine aus den klaren Formen und den verwendeten Außenmaterialien.

Trotzdem ist es schade, dass wir uns nun auch im Gebirge mit an Garagen, Seilbahnen und Baustellencontainern orientierten Auswüchsen moderner Architektur konfrontiert sehen. Es wäre wünschenswert, dass wieder an der Landschaft orientierte Hütten entstehen, statt dieser doch sehr ideenlosen und provisorisch wirkenden Konstrukte. Dass es auch anders geht, zeigt z. B. der Blick nach Südtirol, wo neue Hütten aus schönsten Natursteinen und Holz aus der Umgebung errichtet werden, schreibt ein Leser 2008 in der SAC-Zeitschrift.

Wenige Monate später verteidigt im gleichen Magazin Daniel Suter, damaliger Ressortleiter Hütten im Zentralverband, die neue Stoßrichtung: „Grundsätzlich wollen wir keine banale Architektur." Die Gräben sind noch tief.

Die Erfindung von Traditionen

Aber sind derartige Abwehrhaltungen nicht normal? Zuerst waren die improvisierten Biwaks. Anno 1865 folgte die steinerne Clubhütte, 1890 die Holzhütte, und stets gab es Diskussionen. 1912 kam mit der Capanna Campo Tencia die Bruchsteinhütte. Auch sie wurde kritisch beäugt: *Im Gegensatz zu unseren Hütten am Alpennordfuß, welche zum größten Teil aus Holz gezimmert sind, ist das Refuggio am Campo Tencia gänzlich aus Stein gebaut, weshalb wir uns beim ersten Anblick eines kalten Eindrucks nicht erwehren konnten.* (C. Bodmer, Jahrbuch SAC 1912) Ein Jahrhundert später erfreut sich der gleiche Typus *„aus dicken Steinmauern, durchbrochen von kleinen Fenstern mit*







Bunte Vielfalt: Mischabeljochbiwak (3853 m, Wallis, oben), Rosenlauibiwak (2330 m, Bern, Mitte) und Bivouac du Dolent (2667 m, Wallis, unten).

Etwas abseits und oft voraus: die Biwaks

Stets im Schatten der eigentlichen Hütten bewegen sich die kleinen Biwaks. Inspiriert von den italienischen „bivacchi fissi"– und meist als Stützpunkte für schwere Touren gedacht –, werden sie vor allem ab Mitte der 1960er-Jahre errichtet und machen heute etwa zehn Prozent der SAC-Hütten aus.
Besonders auffallend ist ihre bunte Vielfalt: vom Kunststoffbiwak bis zum verkleideten Holzbau, von der Metallbox bis zum modularen Holz-Alu-System und zum gemauerten Bau. Mal erinnern sie an Container (Salbitbiwak), mal an Raumkapseln (Bivouac du Dolent, Stockhornbiwak), an geschlossene Pavillons (Grassenbiwak), an Gartenschuppen (Refuge de Chalin) oder an Jurten (Refuge des Bouquetins). Eine erfrischende Vielfalt, die sich auch deshalb entfalten konnte, weil – im Gegensatz zu den Hütten – die übermächtige Vorstellung fehlte, wie ein „richtiges" Biwak auszusehen habe.



Neuland: Die Monte-Rosa-Hütte (2883 m, Wallis), eröffnet 2009, ist mit vielen konstruktiven und technischen Neuerungen ein Experiment mit offenem Ausgang und alpenweiter Beachtung. Was wird sich bewähren, was nicht?

leuchtend farbigen Fensterläden" großer Beliebtheit – und wird erneut in Frage gestellt. Mehr noch: Er lässt sich nicht einmal mehr finanzieren.

Der Blick zurück zeigt also, dass der SAC in seinen ersten fünfzig Jahren ganze drei „Traditionen" erfunden hat. Und jede war irgendwann überholt und musste überwunden werden. Das geschieht derzeit mit der Bruchsteinhütte. Denn ein Jahrhundert nach der Einführung des Heimatstils haben sich die Rahmenbedingungen grundlegend gewandelt. Die Hütten sind größer geworden, die Komfortansprüche höher, mehr Personal bewartet die Hütten, die saisonalen Öffnungszeiten werden länger und länger. Selbst der eigentliche Zweck der Hütten hat sich in vielen Fällen gewandelt – vom Etappenort für genügsame Alpinisten zum Ziel von Wanderern und Familien und zum Basislager für Ausbildungskurse. Fragen der Nachhaltigkeit, der Wasser- und Energieversorgung, der Abwasserentsorgung, des Brandschutzes haben an Bedeutung und Komplexität zugenommen, die technischen und logistischen Möglichkeiten beim Bauen im Hochgebirge haben sich massiv weiterentwickelt. Dass sich viele Architekten beim Lösen heutiger Fragestellungen nicht von einem hundert Jahre alten Konzept einengen lassen, kann man ihnen nicht verübeln. Und wie die Besucherzahlen zeigen, stoßen die modernen Hüttenbauten stets auf viel Neugier – und zunehmend auf Akzeptanz. Nicht zuletzt, weil sie sich im Innern meist besser bewähren. Die kritischen Leserbriefe haben merklich abgenommen. Und nicht wenige Clubmitglieder sehen in den schlichten, funktionalen Hütten der letzten zwanzig Jahre schon eine neue Tradition entstehen. Das wäre dann die vierte.

Historische Abbildungen Seite 105 oben: © J. Beck, aus: Die ersten fünfzig Jahre der Sektion Bern S.A.C., 1914; Mitte: aus: Les cinquante premières années de la section des Diablerets Club alpin suisse, 1913; unten: Archivio CAS Sezione Ticino (unten)

Konflikt in luftigen Höhen

Wieso entzünden sich um zeitgemäße Hüttenarchitektur eigentlich so oft heftige Debatten?

>> Susanne Gurschler

Viele alpine Schutzhütten sind in die Jahre gekommen. Nicht alle können heutigen Anforderungen entsprechend adaptiert werden. An den geplanten Ersatzbauten aber scheiden sich die Geister, vor allem, wenn es um eine zeitgemäße architektonische Form geht. Eine enorme Herausforderung: für die Alpenvereine, die Sektionen und ihre Mitglieder.



Keine Frage, es geht rund in den Alpen: Die Natur wird zunehmend als riesiger Freizeitpark interpretiert, der Berg als Erlebnis inszeniert. Nicht selten spielt die Architektur dabei eine zentrale Rolle – von spektakulären Aussichtsplattformen bis futuristischen Seilbahnstationen ist alles dabei. In letzter Zeit stehen verstärkt Schutzhütten im Fokus. Viele der im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts errichteten Gebäude sind in die Jahre gekommen, müssen adaptiert werden beziehungsweise einem Ersatzbau weichen.

Ein Thema, das die Alpenvereine, die Sektionen stark beschäftigt und zu Kontroversen führt. Es geht um landschaftliche Eingriffe im Hochalpinen, um Moderne versus Tradition, um die Angst vor Disneyland. Drei Beispiele für durchdachte, zeitgemäße Hüttenarchitektur und die Diskussionen, die sie begleiteten: Franz-Fischer-Hütte (Land Salzburg/Österreich), Höllentalangerhütte (Landkreis Garmisch-Partenkirchen/Bayern) und Schwarzensteinhütte (Südtirol/Italien).

Gallisches Dorf

Die Franz-Fischer-Hütte liegt idyllisch auf einer Anhöhe im Naturpark Riedingtal in den Radstädter Tauern (Salzburg). Sie ist ein beliebtes Wanderziel und entsprechend stark frequentiert. Die ursprüngliche Hütte wurde 1930/31 von der Sektion Tauriskia des Österreichischen Alpenvereins (ÖAV) errichtet, zweimal von einer Lawine zerstört, letztlich an einer anderen Stelle wieder aufgebaut und 1966 eröffnet. Nach Auflösung der Sektion Tauriskia übernahm 2011 die Sektion Lungau des ÖAV die Hütte und entschied, das desolate Gebäude nicht zu sanieren, sondern neu zu errichten.

Dem beauftragten Architekten, Florian Lüftenegger, waren enge Parameter gesteckt. Für den Neubau standen netto 700.000 Euro zur Verfügung. Da die Franz-Fischer-Hütte in einem Landschaftsschutzgebiet liegt, untersagte die Behörde Materialflüge, was bedeutete, alles musste über einen bestehenden Weg nach oben gebracht werden. Diese Variante war mit Problemen behaftet.

Zum einen mussten die Baufahrzeuge über eine Brücke fahren, die – wegen des Widerstands des Grundeigentümers – nicht erneuert, nur reversibel verstärkt werden durfte. Die Steigung betrug abschnittsweise rund 30 Prozent. Und: Der Fahrweg war sehr schmal, die Kurvenradien eng. Das wiederum hieß, die verwendeten Baumaterialien mussten für den Transport, sowohl das Gewicht als auch die Abmessungen betreffend, genau bemessen und eingeteilt werden. „Diese Parameter haben letztlich dazu geführt, dass die Hütte heute so aussieht, wie sie aussieht", so der Architekt.

Behinderungen

Eine wesentliche Rolle bei deren Errichtung spielte ein weiterer Punkt: Es gab von Anfang an Konflikte mit dem Nachbarn, dem der Grund rund um die Franz-Fischer-Hütte gehört; diese ist also nur über dessen Terrain erreichbar. „Die Hütte wurde zu einer Art Gallischem Dorf. Das Errichten war das kleinere Problem im Vergleich zur Auseinandersetzung mit dem Feldherrn dort", schmunzelt Lüftenegger. Während der Bauphase war die Situation wenig lustig. Es gab mehrere Beeinspruchungen, politische Interventionen, der Streit zog sich über die Bauzeit hinaus und gipfelte in den Bemühungen des Nachbarn, die Auflösung des Vereins zu erwirken. Da die Sektion aber einen – in zweiter Instanz noch einmal bestätigten – Baubescheid hatte, konnte das Neubauprojekt, trotz erheblicher Behinderungen, umgesetzt werden.

Eine der zentralen Aufgabenstellungen war, für die rund 300 Quadratmeter Nutzfläche eine sowohl wirtschaftliche als auch ressourcenschonende Lösung zu finden. Lüftenegger griff zum Material Holz bzw. Brettsperrholz. „Rund 50 Prozent des Lungaus sind bewaldet, es war also naheliegend, diesen Baustoff zu verwenden." Zumal Brettsperrholz optimale Eigenschaften mitbringt: Es ist leicht in der Verarbeitung, ein guter Wärmespeicher und -dämmstoff.

Die einzelnen, 1,25 Meter breiten Holzelemente durften eine Länge von maximal fünf Meter nicht überschreiten, da der Transporter sonst im wahrsten Sinne des Wortes die Kurven nicht gekriegt hätte. 170 Kubikmeter Holz wurden für den Rohbau verbaut, rund 500 Einzelstücke auf 2020 Meter Höhe geschafft, dazu 48.000 Lärchenschindeln. Insgesamt waren circa 250 Transportfahrten nötig.

Klein und fein

Die neue Franz-Fischer-Hütte steht auf den Grundmauern der alten, ist aber insgesamt deutlich kleiner. Es gibt drei Zimmer mit sechs, ein Zimmer mit vier Plätzen sowie ein Bettenlager mit zwölf

Das Baubudget für die Franz-Fischer-Hütte im Salzburger Lungau war eng bemessen. 700.000 Euro (netto) standen Architekt Florian Lüftenegger zur Verfügung. In Reaktion auf die exponierte Lage entwarf er einen „asketischen Holzbaukörper". Dank 16 Zentimeter starker Brettsperrholzelemente war keine zusätzliche Dämmung notwendig.

© Architextur/Florian Lüftenegger





Die Franz-Fischer-Hütte ist eine Schutzhütte der Kategorie 1 und wird nur im Sommer bewirtschaftet. Der Gastraum (rechts) bietet Platz für circa 40 Personen. Ein kleiner Bereich mit Kamin kann bei Bedarf (Seminare etc.) abgetrennt werden. In den großzügigen Fenstern spiegelt sich das herrliche Panorama.
© Lüftenegger ARCHITEXTUR

Schlafplätzen. Dort sind je zwei Doppelstockbetten durch eine Wand getrennt, was eine gemütliche Atmosphäre schafft. Unterm Dach findet sich noch ein kleines Notlager. Der Gastraum ist für 40 Personen konzipiert, ein Kaminzimmer lässt sich bei Bedarf abtrennen. Die großzügige Terrasse fasst 50 Leute.

Äußerlich wie im Innern gestaltet sich die Hütte schlicht und funktional, geradezu archetypisch. Da es sich um eine reine Sommerhütte handelt (Nutzung Juli bis Oktober), wurde auf eine Dämmung verzichtet, geheizt wird mit zwei Öfen und einer thermischen Solaranlage. Ein Kleinwasserkraftwerk sichert die Energieversorgung. Ein markantes Detail verdankt die Franz-Fischer-Hütte den Auseinandersetzungen mit dem Grundnachbarn, der strikt auf die Einhaltung der Grenzabstände pochte.

„Ein Eck des Gebäudes musste beschnitten werden. Ein starkes Symbol: Um es zu errichten, musste jeder etwas geben, die Sektion und der Grundnachbar", so Lüftenegger. Insgesamt sei die Franz-Fischer-Hütte ein Beispiel für Reduktion aufs Wesentliche. Es gehe um eine Reaktion auf den Ort, das Umfeld, die richtigen Proportionen und die Verwendung der richtigen Materialien, so der Architekt.

Am Reißbrett geplant wurden Schutzhütten schon in der Vergangenheit nicht. Immer galt es, auf die Umgebung einzugehen. Es gibt in der Geschichte der alpinen Vereine nicht nur verschiedene Bauphasen, sondern auch ganz unterschiedliche Hüttenformen. Was die meisten verbindet: Es wurden bevorzugt Materialien verwendet, die vor Ort zu finden waren. Logischerweise: Während heute mit Hubschrauber angeliefert wird oder über einen Forstweg, gab es im 19. Jahrhundert maximal Tragtiere. Großteils mussten Dinge auf dem Rücken nach oben geschafft werden.

Besondere Lage

Extravaganzen leisteten sich einige Sektionen trotzdem, einige Hütten brachten städtisches, großbürgerliches Flair ins Hochgebirge (siehe Beitrag Seite 72 ff.). Es gibt Bauplätze, die verlangen nach bestimmten architektonischen Lösungen. Der Ersatzbau der Höllentalangerhütte ist dafür ein gutes Beispiel – heftig umstritten war das neue Erscheinungsbild im Vorfeld trotzdem.

Die Hütte liegt auf 1387 Metern im Wettersteingebirge am Fuß der Zugspitze und ist im Besitz der Sektion München des Deutschen Alpenvereins (DAV). Erreichbar ist sie über einen schmalen und teilweise spektakulären Taleinschnitt zwischen Waxenstein und Blassenkamm.

Die Urhütte, 1893 errichtet, wurde sukzessive erweitert und bot zum Schluss Betten für rund 80 Personen; inklusive Notschlafstellen konnten 140 Menschen und mehr hier übernachten. Aufgrund schlechter Bausubstanz, behördlicher Auflagen, gehobener Ansprüche der Gäste und infrastruktureller Probleme begann die Sektion 2004 erneut zu überlegen, wie die Hütte heutigen Anforderungen entsprechend adaptiert werden könnte – 1996 war ein erster Anlauf gescheitert: Der Bauantrag wurde damals wegen der Lawinengefahr zurückgewiesen. Es stellte sich heraus, dass diese





Für den Ersatzbau der Höllentalangerhütte im Wettersteingebirge stand ein schmaler Streifen zwischen Hang und Bach zur Verfügung. Um diesen optimal zu nutzen, plante Architekt Stephan Zehl einen abgestuften Bau in den Hang hinein. Das Pultdach war aufgrund latenter Lawinengefahr behördlich vorgeschrieben.
© S. Zehl

erforderlichen Anpassungen aufgrund des additiven Systems aus diversen Zubauten nicht zufriedenstellend bewerkstelligt werden können. Die Sektion beschloss, einen Ersatzbau zu errichten. Schon die erste Einreichung war einigen in der zuständigen Gemeinde Grainau zu wenig „bodenständig". Nach ein paar Überplanungen genehmigte der Gemeinderat im Juli 2011 mehrheitlich den Ersatzbau. Als Streitpunkt hielt sich das Pultdach, das anstelle des „ortsüblichen" Satteldachs kommen sollte.

Dabei war dieses keine architektonische Extravaganz. Da der Platz lawinengefährdet ist, war aus baurechtlichen Gründen ein Pultdach sogar zwingend erforderlich. Eine weitere Einschränkung ergab sich daraus, dass das Grundstück länglich und zwischen Berg und Bach „eingeklemmt" ist. „Die Topografie hat die Bauform vorgegeben", unterstreicht Architekt Stephan Zehl. Um die notwendigen Nutzflächen zu erhalten und den Lawinenkräften möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, wurde das Gebäude abgestuft in den Hang hinein geplant.

Widerstand

Die Argumente stießen bei manchen der Gegner ins Leere. Auch innerhalb des Alpenvereins formierte sich Widerstand gegen diesen mit „Schindeln verkleideten Bunker". Im August 2013 startete eine Petition mit der Forderung, die Höllentalangerhütte nicht abzureißen, vielmehr „eine verantwortungsbewusste, behutsame Renovierung und Erweiterung in der Tradition regionaler alpenländischer Bauweise" durchzuführen. Zu spät für das konkrete Projekt. Der Baubescheid war längst erteilt, gehörigen (medialen) Wirbel gab es trotzdem. „Wie wir das Problem besser lösen können, habe ich von keinem gehört", so Thomas Gesell, Hüttenbetreuer des DAV München. Ein Erhalt der alten Hütte sei angesichts der behördlichen Auflagen unmöglich gewesen.

Und er unterstreicht, das Pultdach entspreche sehr wohl dem Regionalen und Alpenländischen: Nicht wenige der alpinen Ursprungshütten hatten eines – das Münchner Haus auf der Zugspitze hat es immer noch. Dass in der aufgeheizten Stimmung jene Firma, die den Auftrag hatte, die kritischen Abbruchmaterialien ins Tal zu bringen und fachgerecht zu entsorgen, einen Teil im Höllentalanger verbrannte, sorgte für zusätzlichen Zündstoff. „Der DAV, die Sektion München distanziert sich ganz klar von diesem kriminellen Verhalten. Wir haben auch umgehend reagiert. Die Firma musste das kontaminierte Erdreich komplett abfliegen und fachgerecht entsorgen", so Gesell.

Architekt Zehl verwendete vornehmlich Holz als Baumaterial, Beton nur dort, wo unbedingt notwendig, etwa bei der Wand zum Hang hin. „Hier konnten wir auch das ökologisch unbedenkliche Abbruchmaterial einbauen, was viele Flugstunden und Kosten sparte", so Zehl. Die Aufregung um die Höllentalangerhütte hat sich mittlerweile gelegt, 2015 wurde die neue Hütte eröffnet. Die Gegner zeitgemäßen Bauens aber bleiben.

Aus der Petition für den Erhalt der Höllentalangerhütte ist die Bürgerinitiative „Rettet unsere





Die Schwarzensteinhütte (rechts) im Südtiroler Ahrntal gehört dem Land Südtirol. 2011 schrieb es einen Architekturwettbewerb aus, den Architekt Helmut Stifter vom Büro Stifter + Bachmann gewann. An dem von ihm geplanten Monolithen (oben) entzündete sich eine heftige Kontroverse. Baubeginn für die Schwarzensteinhütte ist 2016.

© Rendering Architekturbüro Stifter + Bachmann (links), Vermögensamt Autonome Provinz Bozen-Südtirol (rechts)

Berghütten" hervorgegangen samt der Petition „Rettet unsere Berghütten! NEIN zu hässlichen Hüttenbunkern". Auf ihrem Blog sammelt die Initiatorin, Alpenvereinsmitglied Anna Maria Huber, geplante Hüttenneubauten – so etwa das Waltenberger Haus im Allgäu. Eigentümer Sektion Allgäu-Immenstadt führte einen Architekturwettbewerb durch, um die bestmögliche Lösung zu finden, und präsentierte die Ergebnisse der Öffentlichkeit.

Die Aufregung war groß: Es hagelte Kritik, böse (Leser-)Briefe, Spenden wurden zurückgezogen. Nicht nur für Dieter Gerrens, den Vorsitzenden der Sektion, ein schwerer Schlag: Die Diskussion entzünde sich nur an der Optik, betonte er gegenüber „a-tv. Fernsehen fürs Allgäu" im April 2013. Ähnliches passierte in Südtirol, wo es um den Neubau von gleich vier Hütten im hochalpinen Raum geht – die Weißkugelhütte, die Edelrauthütte, die Schwarzensteinhütte und nun auch die Stettiner Hütte.

Steinige Zone

Die Situation ist in Südtirol anders als in Österreich oder Deutschland. Nach Ende des Ersten Weltkriegs annektierte Italien den südlichen Teil Tirols. Es enteignete die rund siebzig Alpenvereinshütten und überantwortete sie dem italienischen Alpenverein CAI. 1999 erhielt die Autonome Provinz Südtirol 25 Hütten zurück – nicht die ehemaligen Besitzer, Sektionen des DAV und ÖAV. Seither versucht der Alpenverein Südtirol, zumindest die Leitung für die Schutzhütten zu erhalten, bis dato vergeblich. Vor einigen Jahren entschied das Land Südtirol, die oben erwähnten drei Hütten aufgrund ihres desolaten Zustands abzureißen und neu zu errichten. Die Stettiner Hütte kam hinzu, weil sie durch einen Lawinenabgang zerstört wurde.

Die Schwarzensteinhütte liegt auf fast 3000 Meter im Südtiroler Teil der Zillertaler Alpen. Errichtet wurde sie zwischen 1893 und 1895 am Tribbachsattel inmitten einer monochromen Umgebung aus Felsbrocken. Sie ist in dieser Gebirgsgruppe die höchstgelegene Hütte (2922 m). Gut zu Fuß muss man sein und schwindelfrei, um hierher zu kommen – von Luttach aus geht es über ein Eisfeld oder über den sogenannten „Kamin", einem 200 Meter langen Klettersteig. Keine Hütte also, wo es Wald-und-Wiesen-Wanderer hin verschlägt. Ursprüngliche Pläne, den Ersatzbau weiter unten Richtung Tal auszuführen, wurden fallen gelassen. Allerdings: Er sollte auch nicht am alten Standort, sondern in einer leichten Einkerbung im ansonsten steil abfallenden Gelände neu errichtet werden.

„Ich habe mir die Aufgabe wirklich nicht leicht gemacht", so Architekt Helmut Stifter vom Architekturbüro Stifter + Bachmann, der selbst im Ahrntal aufgewachsen ist und die Hütte seit seiner Kindheit kennt. Vor der Einreichung machte er zahlreiche Begehungen, erkundete Gelände und Witterungsverhältnisse, schaute sich die logistischen Bedingungen an. Sämtliches Material kann ausschließlich per Hubschrauber transportiert werden, da das Wetter am Kamm rasch wechselt.

Deftige Reaktionen

Stifter plante einen Monolithen, der felsigen Umgebung entsprechend, als „schmale Zinne", die den Bergsteigern den Weg zeigt. Das Gebäude sollte – inmitten ähnlicher natürlicher Formationen – eine weitere „landschaftliche Unregelmäßigkeit" sein, die mit dem „Gelände verschmilzt". Als Baumaterialien sah er für den Baukörper, soweit möglich, Holzfertigteile in Fichtenholz, für den Innenbereich Lärchenholz.

Die Ausstattung sollte schlicht, funktional sein, den heutigen Erfordernissen angepasst. „Der wahre Luxus dort ist der Blick auf die Landschaft, der war mir sehr wichtig. Und dass die Bergsteiger die Hütte als sicheren Ort wahrnehmen", so Stifter. Zum Schutz gegen Wind und Wetter plante er, den Baukörper mit einer Hülle aus vorpatinierten Kupferblechen zu umgeben. An der südwestlichen Dachfläche sollten Sonnenkollektoren angebracht, sämtliche Arbeiten von Handwerkern aus der Region durchgeführt werden.

Bei der Präsentation der Pläne für die neue Schwarzensteinhütte in der Gemeinde Sand in Taufers lief alles glatt. Wenige Wochen später aber war der „Bunker" heftig diskutiertes Thema in den heimischen Tageszeitungen. Über Monate sah sich Architekt Stifter mit einem „wahren Shitstorm" konfrontiert: Angriffe vonseiten traditionalistischer Parteien und Vereine, giftige Leserbriefe, heftige Attacken in den sozialen Netzwerken. Nicht wenige an der vordersten Front gegen diese „Schießscharten- und Bunkerarchitektur" waren prominente Mitglieder des Alpenvereins.

Zeitgemäß

Bei Präsentationen des Projekts kam der Architekt kaum noch zu Wort. „Es hat ja überhaupt nicht interessiert, was wir mit diesem Gebäude wollen. Es ging nicht um Argumente, es ging nur darum, diesen angeblichen ‚Bunker' zu verhindern. Irgendwann haben wir nicht mehr reagiert", so Stifter. Besonders leid habe ihm der ganze Wirbel getan, weil die Bevölkerung vor Ort keineswegs negativ auf dieses Projekt reagiert habe. Der langjährige Hüttenwirt Günther Knapp zeigte sich sogar begeistert vom Monolith, der so prächtig in die Landschaft passe.

„Das Konventionelle ist ein Rückschritt und den hat sich dieser einmalige Ort nicht verdient", erklärt Knapp und ergänzt: „Es ist eine Bergsteigerhütte und das wird sie weiter sein, nur komfortabler und funktionaler." 2016 ist Baubeginn. Ob das vom Land Südtirol anvisierte Budget von 1,7 Millionen Euro hält, wird sich weisen. Die Architekten jedenfalls waren nicht bereit gewesen, die vom Auslober kalkulierten Baukosten mit anfänglichen 1,25 Millionen Euro mitzutragen.



Die neue Olpererhütte in den Zillertaler Alpen wurde vom Vorarlberger Architekten Hermann Kaufmann geplant. Sie gilt als herausragendes Beispiel für zeitgemäßes Bauen im hochalpinen Gelände.

© commons.wikimedia.org, Foto: F. Böhringer

Wie bei der heftig umkämpften Höllentalangerhütte ist auch die Diskussion um die Schwarzensteinhütte längst wieder verebbt. Die Debatte wird – davon ist auszugehen – wieder aufbrechen, wenn es um das nächste Ersatzbau-Projekt in zeitgemäßer Architektur geht. Die Alpenvereine, die Sektionen und ihre Mitglieder werden das aushalten (müssen). Wie in Tallagen gilt auch in der Höhe: besondere Orte, besondere Erfordernisse brauchen besondere Lösungen.

Die drei Beispiele zeigen eindrücklich, dass es im Hochalpinen eine zeitgemäße Architektur geben kann, eine, die weder Heidiland noch Disneyland spielt, sondern kluge Lösungen anbietet für die mannigfaltigen Anforderungen, die Schutzhütten heute erfüllen müssen. Entscheidende Parameter sind dabei immer Funktionalität, Ressourcenschonung, Wirtschaftlichkeit sowie ein sensibles Eingehen auf die Landschaft, das Umfeld. Und, mit den Worten von Georg Simeoni, dem Präsidenten des AVS, gesprochen: „Ohne den nötigen Mut zu Neuem befände sich die Menschheit und deren Entwicklung immer noch im Anfangsstadium."



© L. Lindic

BergSteigen

Großes klassisches Bergsteigen in moderner Besetzung: Caroline North und Christina Huber in der Nähe des Col de la Esperanza am Cerro Torre. Als erstem Frauenteam gelingt den beiden Ex-Mitgliedern des ersten DAV-Frauen-Expeditionskaders Ende Februar 2015 die freie Begehung der „Via dei Ragni" in der Westwand. Chapeau! Was sonst noch los war in den Bergen der Welt und von woher die Freiklettertradition eigentlich stammt, erfahren Sie auf den folgenden Seiten.

Höher, härter, schneller. Sonst noch was?

Alpinismus-Highlights 2014/2015

>> Max Bolland



Wie andere Sportarten unterliegt auch der Alpinismus dem Prinzip von höher, schneller, weiter. Gleichzeitig definiert er sich aber auch über andere, nicht in Zahlen messbare Aspekte. Alpinismus ist Sport und irgendwie doch mehr. Diese Chronik der alpinistischen Highlights soll jene Taten zwischen Mai 2014 und Mai 2015 festhalten, die langfristig am bemerkenswertesten sind. Doch was sind die Parameter der Beurteilung in einer „Sportart", die so viele unterschiedliche Aspekte in sich vereint? Wer ist der oder die Stärkste, Tollste, Schönste nicht nur im Land, sondern weltweit? Diejenigen, die die härtesten Schwierigkeitsgrade bezwingen, die schnellsten Zeiten auswerfen, die höchsten Höhen erreichen, sind vergleichsweise objektiv zu beurteilen und schnell ermittelt. Doch was ist mit denjenigen, deren Taten genau jene nicht in Zahlen messbaren Aspekte, den „Spirit" des Alpinismus widerspiegeln? Das erfordert einen genaueren Blick hinter die Kulissen: fangen wir damit an.

Sportklettern: Wenn die Spitze breiter wird!

Sportklettern ist durch feste Parameter definiert, was letztendlich zählt, ist die nackte Zahl: Wer klettert wie schwer, wie schnell und wie oft. Doch hat das Sportklettern einen großen Einfluss auf den Alpinismus, viele der besten Alpinisten kommen vom Sportklettern, und das Begehen neuer Sportkletterrouten ist ein kreativer Akt, bei dem Mutter Natur die Vorgaben gibt und der Kletterer das Rätsel Fels zu lösen versucht. Wenn auch ein geringer Teil der Athleten ihren Mangel an Kreativität durch künstliches Verändern des Felses auszugleichen versuchen, dürften die meisten **Chris Sharmas** Bekenntnis folgen: „King Lines, diese Linien, die deine Vorstellungskraft fesseln und dich dazu inspirieren, unser Spiel nochmals eine Stufe höher zu pushen. Etwas, das Mutter Natur kreiert hat, als ob es genau fürs Klettern gemacht wurde – vollkommene Strukturen, gerade genug, um einen Pfad nach oben zu finden, etwas, das es wert ist, dich zu 200 Prozent hinzugeben." Sharma – längst vom Talent zur festen Größe, vom jungen Wilden zum Elder Statesman des Klettersports gereift – sucht und findet seit Jahren mehr als nur ultimative Schwierigkeiten, er findet große Linien durch die glattesten und steilsten Wände, die allen Ansprüchen an Ästhetik gerecht werden. In seiner Wahlheimat Spanien, in Cova de Ocell nahe der katalanischen Metropole Barcelona, kreiert er eine weitere Superlinie, die auch in Sachen Schwierigkeiten einen Superlativ darstellt. „El Bon Combat" (9b/b+) ist 25 Meter lang und dürfte zu den fünf schwersten Routen der Welt zählen.

Neben Sharma ist **Adam Ondra** die hervorragende Figur der Sportkletterszene. Der junge Tscheche klettert nach wie vor in seiner eigenen Liga. Mit „TCT" im Val di Susa schafft er seine dritte 9a onsight und feiert kurze Zeit später ein Jubiläum der besonderen Art: seine hundertste Route im Grad 9a oder schwerer – es sei daran erinnert, dass 9a bis vor ca. zehn Jahren noch das absolute Limit war! Dass dies nicht mehr so ist, zeigt auch die Tatsache, dass hinter diesen beiden Protagonisten sich eine breite Spitze etabliert, aus der in den letzten Jahren **Alex Megos** nochmals herausticht. Die Leistungsfähigkeit des jungen Franken dürfte an die von Sharma oder Ondra heranreichen. „Action Directe" – legendäre Route des großen Wolfgang Güllich und ihres Zeichens erste Route im Grad 9a – kann dem Elan und Können Megos nicht lange standhalten: Nur zwei Stunden vergehen vom Auschecken bis zum erfolgreichen Durchstieg! Güllich und auch die meisten seiner Nachfolger haben über Monate hinweg ein spezifisches Training absolviert und die Route unzählige Male versucht, bis der Durchstieg gelang – ja, wenn Denkmäler bröckeln! Auch sonst klettert Megos alles, was schwer ist und ihm unter die Finger kommt, und sammelt 9a's und 9a+'s wie unsereins Pilze im Wald. Bei den beeindruckend schnellen Zeiten, in denen Megos diese Routen abhakt, kann man von ihm in den kommenden Jahren noch einiges erwarten!

Wie breit mittlerweile die Spitze im Sportklettern ist, zeigt sich darin, dass 9a oder 9a+ plötzlich kein großes Ding mehr zu sein scheint. Immer mehr Akteure drängen in den Grad. Sharmas ehemalige Toproute „Biographie" (9a+) in Ceüse wird mehrmals wiederholt, neben Megos und Ondra gelingt auch **Jonathan Siegrist** und **Sacchi Amma** eine Begehung. Akteure wie **Gabriele Moroni**, **Silvio Reffo,** Siegrist oder Amma vermelden in steter Regelmäßigkeit Begehungen im Grad 9a oder 9a+. Der Japaner Amma knackt auch den Grad 9b, er wiederholt das Testpiece „Fight or

Kommt, schaut, punktet: Im Stile Cäsars löst Alex Megos das Schweizer Problem „Fly" im Lauterbrunner Tal und erobert von Jahr zu Jahr mehr die Kletterwelt.
© F. Kretschmann



Angela Eiter zeigt uns, wo der Hammer hängt: Mit „Big Hammer" (Pinswang, Tirol) gelingt der zierlichen Tirolerin ihre zweite 9a und die insgesamt dritte Begehung dieser Route.
© Archiv Eiter

Flight" von Chris Sharma. **Jakob Schubert** kann besagte Route ebenfalls für sich verbuchen.

Auch der Kreis der 9b-Kletterer wird stetig größer, der der 9a-Kletterer zunehmend unüberschaubar. Bei all den Erfolgsmeldungen sticht eine Nachricht heraus: Die 13-jährige (!) **Ashima Shiraishi** bezwingt innert einer Woche zwei Routen im Grad 9a/a+. Mit ihren Erfolgen in „Open Your Mind Direct" und „Ciudad de Dios" in Santa Linya, Spanien schreibt die halbwüchsige Amerikanerin Sportklettergeschichte und erregt die Aufmerksamkeit der Massenmedien.

Die Entwicklung des Sportkletterns weist demnach weiterhin in eine Richtung: Die Superhelden des Kletterns sind klein, leicht und oft genug noch verdammt jung. Über die Schattenseite dieser Entwicklung kann man nur mutmaßen: Für diejenigen Youngster, die frustriert und ausgebrannt das Handtuch schmeißen oder deren junge Körper das jahrelang harte Training nicht verkraften, interessieren sich weder Massenmedien noch die Fachpresse.

Den Spaß am Klettern scheint **Angela Eiter** hingegen nie verloren zu haben. Nach ihrer erfolgreichen Wettkampfkarriere zeigt sie auch am Fels eine überragende Performance. Gleich dreimal innerhalb einiger Monate gelingt der magische Grad 9a! Neben „Hades" und „Big Hammer" in der Tiroler Heimat kann sie auch „Era vella" in Margalef, Spanien abhaken. Letztgenannte Route scheint sich bei den starken Mädels einer gewissen Beliebtheit zu erfreuen: Auch die Belgierin **Anak Verhoeven** ist erfolgreich, und bereits 2013 konnte Sasha DiGulian diese Route punkten. Der Kreis der „9a-Damen" erweitert sich zunehmend und insbesondere auf Eiter darf man weiterhin gespannt sein. Auch **Melissa Le Neve** („Wallstreet", 8c; „Baa Baa Black Sheep", 8c/c+), **Mina Markovič** („Becan Clinch", 8c+; „Humildes Pa Casa", 8b+ onsight) oder **Paige Claassen** („Just Do It", 8c+) sind auf dem Sprung an die absolute Spitze.

Risse & Risiko: Trad is rad!

Eine Kingline à la Chris Sharma zu finden, die zudem statt mit Bohrhaken mit Keilen und Friends abgesichert werden kann, ist noch mal eine andere Nummer. Vereint diese Linie Ästhetik, Abenteuer und hohe Schwierigkeiten, dann kann man guten Gewissens von einer großen Erstbegehung sprechen. Als solche gilt „Greenspit" im Valle del Orco. **Didier Berthod** kreierte mit dieser Route ein Testpiece des Risskletterns, das die Risscracks aller Länder anzieht. Ob die Linie durch den von **Tom Randall** angefügten Appendix, einen Sitzstartboulder, wirklich an Größe gewinnt, darüber lässt sich trefflich streiten. Aus 8b+ wird 8c+ und statt „Greenspit" heißt die Kreation jetzt „Pura Pura": Knallharte Boulderzüge führen zum Beginn der eigentlichen Route, an dem sich Randall – ohne den Boden zu berühren – mit den notwendigen Friends für die restliche Begehung rüstet. Die Namensanalogie zu „Dura Dura" (schwerste Sportkletterroute der Welt) dürfte nicht unbeabsichtigt gewählt sein: In Sachen Schwierigkeiten ist „Pura Pura" mit das Schwerste im Tradbereich – sofern Wiederholer mit der etwas unkonventionellen Zusammensetzung der Route d'accord gehen und den Grad bestätigen.

Im gleichen Grad (8c+) checkt auch die Route „Zarathustra" in Sparchen, Tirol ein. Mit Bohrhaken eröffnet, wurde diese Route nie von ihrem Projektstatus befreit. Für viele Topkletterer wäre eine freie Begehung allein schon eine große Leistung, **Roland Hemetzberger** schafft diese zudem ohne Verwendung der Bohrhaken. Nur mit Keilen, Friends und Normalhaken gesichert, glückt das Husarenstück. Beeindruckend genug – gleichwohl Hemetzberger die Sicherungen vorher und nicht aus dem Klettern heraus anbringt, und vorbildlich wie offen er sein Vorgehen kommuniziert:

„Mir ist wichtig, dass meine Route nicht als trad durchgeht, sondern als preplaced! Weil so eine Route im richtigen Tradstil zu klettern nochmals eine ganz andere Dimension wäre …“.

Als neuer Hotspot des Tradclimbing in Europa könnte sich in den kommenden Jahren Norwegens Profilveggen etablieren: Eine 120 Meter Granitwand, leicht überhängend und durchzogen von ebenmäßigen Rissen, sogenannten Splittern, perfekt für harte und clean gekletterte Routen. Die Locals **Erik Massih** und **Crister Jansson** begehen hier mit „Ronny Medelsvensson“ (8b+) eine cleane Route, die in Sachen Ästhetik, Länge und Schwierigkeit mehr als genug zu bieten hat, um die Hardcore-Rissfräsen aller Länder nach Norwegen zu locken. Zu eben diesen darf man den kanadischen Rissmeister **Sonnie Trotter** zählen – kaum eine Tradroute im Highend-Bereich, die nicht in Trotters Tourenbuch steht. Auch als frischgebackener Vater hat er nichts von seiner Power verloren, ganz im Gegenteil: Seine neue Route „Family Man“ (8c) ist nach eigenen Aussagen auch seine schwerste! Der 50° überhängende Riss im kanadischen Skaha Bluffs fordert von Trotter alles ab und saugt so sehr an seinen Kräften, dass er auf den Ausstiegsmetern keine weiteren Sicherungen anzubringen vermag: „Der Ausstieg ist ein bisschen Run-out und von dort zu stürzen keine Option!“ (O-Ton Trotter)

Einen Überblick des Tradclimbings zu geben, ohne dabei auf die britische Insel zu blicken, wäre so inkomplett wie ein Klettertag ohne Kaffeetrinken. Und wahrlich „Tradclimbings Motherland“ wartet mit einigen sensationellen Neuigkeiten auf. **Neil Mawson** lässt mit „Choronzon“ einen richtigen Hammer raus: schlechte und weit auseinanderliegende Zwischensicherungen, harte, teils dynamische Züge an kleinen Griffen in einer überhängenden Wand. Mawsons Sternstunde beschert der Kletterwelt eine neue Superroute. In der britischen Bewertung checkt „Choronzon“ bei E10 7a ein und ist damit neben **Dave McLeods** „Echo Wall“ und „Rhapsody“ die schwerste Tradroute Großbritanniens.

Dem nur wenig nach steht **Tom Randalls** neue Route im Süden von Wales. „Dina Crac“ (E9 7a) leitet durch ein waagrechtes Dach, was das Anbringen der nötigen Zwischensicherungen nicht wesentlich erleichtern dürfte, und ist eine der wenigen Tradrouten im Kalkgestein. **Caroline Cavaldini** gehört zu den mental und physisch stärksten Frauen im Klettersport, das stellt sie mit den Wiederholungen von „Mercia Wall“ (E8 6c) und der berüchtigten „Requiem“ (E8 6b) unter Beweis. Partner **James McHaffie** frönt derweilen seiner Leidenschaft, schwere Tradrouten onsight zu begehen oder zu flashen. Nachdem er aus dem Abseilsitz Cavaldini beim Auschecken von „Something's Burning“ (E9 7a) hautnah beobachtet hat, zieht er die psychisch anspruchsvolle Route im Flash – sicher eine der härtesten Flashbegehungen im Tradbereich!



Bold (engl. wagemutig) statt Bolts – Roland Hemetzberger klettert ohne Bohrhaken im elften Grad: „Zarathustra“ in Sparchen (Tirol).
© S. Kühn

Free solo: Seilfrei über dem Abgrund

Free solo, ungesichertes Freiklettern, jeder Fehler ist tödlich. Keine andere Disziplin des Bergsteigens dürfte so die Geister spalten wie das Free-solo-Klettern! Jeder ist wohl fasziniert von den Bildern, auf denen der Akteur an den Kuppen seiner Finger über dem Abgrund hängt, mit nichts, das ihn vor dem Absturz bewahrt, außer seinem Können und Selbstvertrauen. Jeder sieht, dass es ums nackte Überleben geht, und nur die wenigsten verstehen, um was es wirklich geht. Vielleicht nur die wenigen, die selbst solche Situationen wählen. Vielen gilt ungesichertes Freiklettern als unverantwortlich. Unverantwortlich wem gegenüber? Gibt es einen Akt größerer Eigenverantwortung, als das Leben im wahrsten Sinne des Wortes in die eigenen Hände zu nehmen?





Egal wie gut die Beleuchtung, die Griffe in den Schlüsselseillängen der Dawn Wall werden nicht größer: Tommy Caldwell und Kevin Jorgeson (rechts) im Projekt ihres Lebens.
© C. Rich/Aurora Photos

Alex Honnold hat in den letzten Jahren mit seinen Solobegehungen schwerster Kletterrouten stetig für Aufsehen gesorgt. Die Nonchalance, mit der er sich den Gefahren des Free solo aussetzt, erstaunt immer wieder. Mit der Route „Heaven" (7b) im Yosemite glückt ihm nach Dean Potter die zweite Free-solo-Begehung dieses extrem ausgesetzten und überhängenden Fingerrisses. Am Chief im kanadischen Squamish klettert er wie im Rausch die „University Wall" (7b, 300 m) seilfrei. Auch die anspruchsvolle und äußerst ästhetische Linie „Romantic Warrior" (7b+, 9 SL) in den kalifornischen Needles gelingt in diesem kühnen Stil.

Große Wände: Götterdämmerung am El Capitan

Als Zentrum des Kletteruniversums gilt das Yosemite Valley in Kalifornien, zum Zentrum medialer Aufmerksamkeit avancierte es in den ersten Tagen des Jahres 2015: **Tommy Caldwell** und **Kevin Jorgeson** klettern ihr langjähriges Projekt, die „Dawn Wall" am El Capitan, frei und ein ganzes Arsenal von Kamerateams verfolgt jeden Zentimeter ihres Fortschritts. Einmalig ist nicht nur die Leistung der beiden Amerikaner, sondern auch das Interesse der internationalen Massenmedien an ihrer Unternehmung – und der El Capitan bietet dafür die perfekte Bühne. Unabhängig davon, wie man zu dem Medienrummel steht, ist die „Dawn Wall" ein Meilenstein in der Geschichte des Freikletterns. Über etliche Jahre haben sich Caldwell und Jorgeson an einer freien Begehung der Wand versucht. Lange war nicht klar, ob sie je alle Seillängen frei klettern könnten. Unmittelbar rechts der berühmten „Nose" schwingt sich die Südostwand des El Cap über 1000 Meter senkrecht bis überhängend in den kalifornischen Himmel. Alle bisherigen Touren durch diesen abweisend glatten Wandteil weisen fast ausschließlich technische Kletterei auf.

Caldwell und Jorgeson finden eine Kombination aus den Routen „Mescalito", „New Dawn Wall" und „Adrift", die eine komplett freie Begehung der Wand ermöglicht. Immer wieder versuchen sie sich an den unterschiedlichen Längen, tüfteln an einzelnen Zügen an Miniaturleisten in diesem Meer aus goldgelbem Granit, feiern Teilerfolge und müssen Rückschläge verkraften. Eines aber verlieren sie nie: ihre Motivation und Begeisterung für ihr aberwitziges Unterfangen. Endlich fühlen sie sich gewappnet: Mit dem Ziel, die Wand in einem Zug zu durchsteigen und dabei jede Seillänge frei und im Vorstieg zu klettern, steigen sie Ende Dezember ein. Um optimale Reibung auf den Minileisten zu haben, sind niedrige Temperaturen in dieser Sonnenwand für sie entscheidend, teils klettern sie Schlüsselstellen lieber im Schein der Stirnlampen, um möglichst kühle Temperaturen zu haben. 19 Tage verbringen die beiden in der Wand, klettern oder rasten in ihrem





Heimlich, still und leise und doch einer der ganz Großen: Tobias Wolf klettert den Muir Wall (Shaft-Variation) am El Cap frei.
© T. Wolf

Portaledge. Dann haben sie es geschafft: 32 Seillängen, davon mehr als die Hälfte 8a und schwerer, drei aufeinanderfolgende Schlüsselseillängen in Wandmitte im Grad 9a, dazu mental anspruchsvolle, schwer abzusichernde Seillängen – eine neue Dimension ist erreicht und die schwerste Freikletterroute durch eine große Wand bezwungen. Caldwell und Jorgeson geben der Welt ein Exempel dessen, was ein an Besessenheit grenzender Wille möglich macht – *„anything is possible"* twitterte da auch der werte Herr Präsident Barack Obama.

Bei all dem berechtigten Trubel um die „Dawn Wall" sollen andere Großtaten dieser denkwürdigen Yosemite-Saison nicht unerwähnt bleiben. Beginnen wir mit einem eher stillen Vertreter der Zunft, der seit Jahren immer wieder Sensationelles leistet! **Tobias Wolf** dürfte der einzige Nicht-Profikletterer sein, der gleich eine ganze Handvoll freier Begehungen von El-Cap-Routen aufweisen kann. Neben Fulltime-Job und Familie schafft es der sympathische Sachse alljährlich wieder, eine der großen Routen frei zu klettern. Diesmal hält „Muir Wall's Shaft-Variation" (8a+, 33 SL – 2. freie Begehung nach Caldwell!) seinem Drängen und dem seines Partners **Thomas Hering** nicht lange stand, so dass auf der Wolf'schen Aktiv-Urlaubsreise auch noch Zeit bleibt, „El Nino" (8b, 30 SL) einzusacken. Ein sagenhafter Erfolg! Wolf gehört damit zu dem illustren Kreis jener, die mehrere Routen am El Capitan frei klettern konnten. Hier sind sonst nur Berühmtheiten wie die Gebrüder Huber, Tommy Caldwell, **Alex Honnold** oder Yuji Hirayama zu finden.

Eben jener Honnold zeigt uns, dass er mehr als „nur" wilde Solo-Aktionen in seinem Repertoire hat. Er holt sich mit Kletterpartner **Josh McCoy** zuerst eine Wiederholung der sogenannten „Pre-Muir-Wall" (8a+, 33 SL) und anschließend in nur 12 Stunden die dritte freie Begehung der „Muir Wall" mit der „Shaft-Variation". Zum Großteil verlaufen beide Routen gleich entlang der klassischen „Muir Wall", einer technisch erstbegangenen Route aus dem Jahr 1964. Die „Shaft-Variation" umgeht einen Teil der Orginallinie, der nicht frei kletterbar ist. Tommy Caldwell und Justen Song konnten diese Variante 2001 erstmals frei klettern. Auch die „PreMuir" bedient sich anfangs der „Shaft-Variation", kehrt dann aber wieder auf die schwerere Orginalroute zurück und umgeht so die gefährlich losen Schuppen der „Shaft-Variation". Wenn sich dann Honnold noch mit dem „Master of The Big Stone" **Tommy Caldwell** zusammentut, dann ist es Zeit, den Atem anzuhalten und die Geschichtsbücher des Freikletterns für neue Eintragungen zu öffnen. In 15,5 Stunden Kletterzeit glückt den beiden Superhelden die erste freie Tagesbegehung der Route „El Corazon" (8a, 35 SL).

Bei all den Superlativen am El Capitan konnte ein großes Ziel bislang noch nicht erreicht wer-



No Credit? – Zumindest viel Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten brauchen Gietl/Tavanini in ihrer gleichnamigen Erstbegehung (8a) an der Tofana.

© P. Manhartsberger

den: die Onsight-Begehung einer der großen Routen durch die Hauptwand. Einige wie Ueli Steck in „Golden Gate", Leo Houlding in „El Nino" oder Ethan Pringle im „Freerider" kamen dem Ziel zum Greifen nah. Der „Freerider" als „leichteste" Route (7c, 33 SL) dürfte für eine Onsight-Begehung wohl am ehesten in Frage kommen. Mit eben diesem Ziel machen sich **Pete Whittaker** und **Tom Randall** auf den Weg ins Valley. Nachdem sie sich mit einer Rotpunktbegehung von „Golden Gate" (8a, 41 SL) erfolgreich „aufgewärmt" haben, richten sie ihren Fokus auf den „Freerider". Um ein Haar schafft Whittaker die Sensation, bis er in der „Huber-Pitch" stürzt, eine berüchtigte Seillänge, die von Alex Huber als Variante zur „Teflon-Corner" erstbegangen wurde und als eine der Schlüsselseillängen gilt. Der junge Brite kann die Länge im nächsten Versuch sofort durchsteigen und klettert anschließend onsight noch die „Teflon-Corner"; alle anderen Seillängen der Route kann Whittaker auf Anhieb punkten. Sein bravouröser Versuch scheiterte also nur an der Wahl der für ihn falschen Variante – was für ein Pech!

Jorg Verhoeven hingegen sind die Götter gut gewogen: Der starke Allrounder aus den Niederlanden überwindet die „Nose" (8b, 34 SL) in freier Kletterei: „Ich bin so unglaublich glücklich, dass ich das durchgezogen habe. Und Riesenrespekt vor Lynn Hill, die diese Route schon vor zwanzig Jahren freigeklettert ist." Lynn Hill, die Grande Dame des Klettersports, beging bereits im Jahre 1993 als erster Mensch die „Nose" rotpunkt. In den über zwanzig Jahren seither konnten dieses Kunststück nur Tommy Caldwell (mehrmals), Beth Rodden (in Wechselführung mit Caldwell) und nun eben Verhoeven wiederholen.

Während Meldungen über freie Begehungen der „Nose" eine wahre Rarität sind, treffen Nachrichten über neue Speedrekorde in eben dieser Route in steter Regelmäßigkeit ein. In den vergangenen Jahren sind die Rekordzeiten für Frauen- und Männerseilschaften gepurzelt wie reife Früchte von den Bäumen. **Mayan Smith-Gobbat** und **Libby Sauter** brauchen von Einstieg bis Ausstieg nur 5h2min und verbessern ihren eigenen Rekord! Bei der Geschwindigkeit bleibt selbst nach einem Bigwall noch viel Zeit, den restlichen Tag zu verbummeln, zu rasten, zu lesen oder auf den El-Cap-Meadows abzuhängen … oder eben einfach nochmal eine Route zu klettern. Besagte Sauter tut sich mit **Quinn Brett** zusammen, und als erste Damenseilschaft gelingt es ihnen, zwei El-Capitan-Routen an einem Tag zu klettern. In 21 Stunden rauschen sie durch „Nose" (32 SL) und „Lurking Fear" (18 SL)! Als letzte im Bunde der wilden Mädels des Capitans sei hier **Chantel Astorga** erwähnt. Solobegehungen der „Nose" sind selten, Solobegehungen der „Nose" von Frauen noch seltener und Solobegehungen der „Nose" von Frauen an einem Tag gibt es keine. Astorga kommt dem Ganzen jedoch sehr nahe: 24h39min braucht die Amerikanerin für die Begehung.

Vom Zentrum des amerikanischen Kletteruniversums soll unser Blick zum alpinen Klettern in den Alpen wandern. Die Dolomiten dürften das größte Potenzial an aufregenden Felswänden ha-





„Ohne Rauch geht es auch" und gemeinsam noch besser: Ines Papert und Lisi Steurer in der schattigen Nordwand der Großen Zinne.
© F. Kretschmann

ben, das sich ein Klettererherz wünschen kann. Und starke Damen gibt es auch diesseits des Großen Teichs: **Ines Papert** ist international als eine der besten Allround-Alpinisten anerkannt, **Lisi Steurer** auf dem besten Weg dorthin. Als schlagkräftige Seilschaft stürzen sie sich auf die Nordwand der Großen Zinne, mit dem Ziel, die Route „Ohne Rauch stirbst du auch" (8a, 17 SL) zu wiederholen. Papert kann die anspruchsvolle Route als Erste komplett frei und an einem Tag klettern, wenige Wochen später ist auch Steurer erfolgreich.

Ähnliche Schwierigkeiten treffen **Daniel Tavanini** und **Simon Gietl** in ihrer Erstbegehung „No Credit" (8a, 12 SL) in der Südwand der Tofana an. Ohne Bohrhaken und in teils technischer Kletterei begehen sie zuerst „ihre" Linie, anschließend kehren sie zurück, um die Route in freier Kletterei zu bewältigen. Auch wenn sie hierfür von den angebrachten Normalhaken und Keilen Gebrauch machen können, kann man die Route guten Gewissens als psychisch anspruchsvoll bezeichnen. Das sind die Routen durch das große Dach der Westlichen Zinne allein schon ob der saugenden Tiefe und Ausgesetztheit dieser vielleicht steilsten Wand der Alpen. Freiklettern in diesem Teil der Wand ist ein exklusives Abenteuer, das nur den Besten der Besten vorbehalten ist. Alex Huber hat hier mit seiner Route „Bellavista" 2001 den Ton gesetzt und schwerstes Freiklettern mit traditioneller Absicherung kombiniert. **Dave McLeod,** alias der Schotte ohne Nerven findet eine neue Linie, die die Huber'sche Vorgabe voll erfüllt. „Project Fear" bedient sich der ersten Längen der Baur-Route, um dann auf eigenständiger Linie allerhand steiles und brüchiges Gelände zu überwinden (bis 8a+). Zur Belohnung gibt's im Anschluss noch die Schlüssellänge der Huber'schen „Pan Aroma" (8c), bevor einige leichtere Längen (6c+) zur klassischen Cassinroute führen. In seiner Route verwendet McLeod nur einen Bohrhaken als Zwischenhaken und weitere nur für die Stände! Die freie Durchsteigung erfolgt an einem Tag inklusive Ausstieg zum Gipfel, der um elf Uhr nachts im Mondschein erreicht wird. Bravo, wer bei so viel Leistung auch an die Alpinromantik denkt!

Alexander Huber selbst begnügt sich währenddessen nicht damit zuzusehen, wie andere seine Routen wiederholen, sondern legt lieber selbst Hand an den Fels. Mit der Erstbegehung von „Wetterbock" (8c, 10 SL) an der Ostwand des Hohen Göll (Berchtesgaden) gibt er ein starkes Statement ab. Doch die Wachablösung in Form der neuen Generation scharrt schon in den Startlöchern. **Alex Megos** beweist einmal mehr sein Ausnahmekönnen und lässt erahnen, was von der jungen Generation in Zukunft zu erwarten ist. Mit kaum Erfahrung in Mehrseillängen-Routen, aber dafür umso mehr Klettertalent reist der junge Mann in die Schweiz. Roger Schäli hat ihn generöserweise dazu eingeladen, der von Schäli und Konsorten eingebohrten Linie „Fly" an der Stalderflue im Lauterbrunner Tal eine freie Begehung abzuringen. Und Megos' Performance ist mal wieder à la Bonheur. Veni, vidi, vici! Während vier Tagen in der Wand klettert Megos bis auf vier jede der 20 Längen onsight oder im Flash. Diese vier Längen

Warum ist die Banane krumm? Wieso tu ich mir das bloß an? Entweder Greg Boswell stellt diese Frage nicht oder er findet die Antwort: Banana Wall in den schottischen Cairngorms.

© G. Boswell, Foto: M. Sakano

– darunter die drei Schlüsselängen (8b+ bzw. 8c) – klettert er im jeweils nächsten Versuch rotpunkt. Um mal die Verhältnisse zurechtzurücken: Obwohl es für ihn komplettes Neuland ist, begeht Megos eine der schwersten Mehrseillängen-Routen der Alpen erstmals frei, und das anscheinend ohne außerordentliche Mühen. Was wird wohl das Ergebnis sein, wenn er mal viel Zeit und Mühen in eine Route investiert?

Matteo Della Bordella, Silvan Schüpbach und Christian Ledergerber legen in Grönland eine in jeglicher Hinsicht saubere Erstbegehung hin. Den abgelegenen Shark Tooth erreichen sie via 220 Kilometer Paddeltour im Kajak und 50 Kilometer Fußmarsch – wohlgemerkt mitsamt ihrem Expeditionsgepäck. Ihre Neuroute „The Great Shark Hunt" durch die Nordostwand des „Haifischzahns" klettern sie ohne Fixseile, frei und onsight und setzen nur zwei Bohrhaken in dieser 900-Meter-Wand: einen für ihr Portaledge, einen zum Abseilen. Ein rundum gelungenes Abenteuer in super sauberem Stil – hier sind die reinen Zahlen nur eine Randnotiz (7b+, 25 SL). Eine „neue Dimension" in Sachen Schwierigkeiten erreichen die drei mit „Risveglio con Berta" – zu Deutsch „Aufwachen mit Berta": Mit E15 R/X 400 kg, 2 m sind die Schwierigkeiten ihrer frühmorgendlichen Begegnung mit der Eisbärendame Berta nur annähernd beschrieben.

Das Abenteuer Eisbärbegegnung hat auch die eingeschworene Klettercombo um **Nicolas Favresse** zu bestehen. Auf ihrer dreimonatigen Segel- und Kletterexpedition entlang der Küste Grönlands und Baffin-Islands kämpfen neben Nicolas auch sein Bruder **Oliver Favresse, Sean Villanueva** und **Ben Ditto** nicht nur erfolgreich gegen dieses aus der Ferne putzige Raubtier, sondern bezwingen auch meterhohe Wellen in stürmischer See und stellen nach dreimonatiger Duschabstinenz vermutlich einen olfaktorischen Rekord besonderer Art auf. Nebenbei heimsen sie zehn Erstbegehungen (bis 7b+) ein – in allerbester Manier: frei, ohne Bohr- oder Normalhaken und im Alpinstil – *free & clean alpine style*!

Das Dogma der Freikletterei halten auch **Adam Pustelnik** und **Andreas Klarström** hoch. Ihr Ziel ist es, eine der technischen Routen am Storpillaren (Pfeiler) des Vågakallen auf den Lofoten frei zu klettern. Sie finden eine hübsche vier Seillängen-Variante zu den vorhandenen Routen „Freya" und „Stormpillar". Ihre Route „The Corner Kick" gelingt ihnen clean. Mit Ausnahme eines Microhakens und viel „Blut, Schweiß und Tränen" hinterlassen sie nichts in der Wand. Vor lauter Furcht und Angst müssen sie aber auch ihre Freikletter-Ambitionen begraben. So kehren die beiden zu ihrer Route zurück, um sie auch stilistisch zu vollenden. Respekt – klingt doch ihr erster Versuch schon sehr nach „gut, dass wir das überlebt haben, lass uns bloß nicht mehr dran denken". Ihr Mut wird belohnt, etliche haarsträubende Stürze und ein kaltes Biwak später haben sie auch die freie Begehung im Sack (8a, 900 m). Der Grad von „nur" 8a dürfte wenig über die wirklichen Anforderungen der Route aussagen – Wiederholer, aufgepasst!

Eis und Mixed an kleinen und großen Wänden!

Eis- und Mixedklettern boomt, der Kreis der Aktiven wird immer größer und damit auch die Leistungsdichte. Längst ist es unmöglich geworden, jede neue Eislinie, jeden neuen Mixedclimb in dieser Chronik zu erwähnen. Die folgende Auswahl soll einen Eindruck vom gesamten Portfolio der diversen Heldentaten geben. Modernes Mixedklettern findet oft genug an futuristisch überhängenden Wänden statt und das Klettern gleicht mehr einer Turnübung als klassischem Bergsteigen. Doch genau dort liegt der historische Ursprung dieser Alpindisziplin. Eis- und Mixedklettern wurde anfangs nur als Training für die großen Wände gesehen, in denen oft genug vereiste Felspassagen oder steile Eisaufschwünge ein Problem darstellen.

Alle sechs großen Nordwände der Alpen – Eiger, Grandes Jorasses, Matterhorn, Petit Dru, Piz Badile und die Große Zinne – allein und noch dazu im Winter zu klettern, dieses ehrgeizige Unterfangen hat sich der junge Brite **Tom Ballard** vorgenommen. „Wie die Mutter so der Sohne" ließe sich da zitieren, denn Ballard ist der Sohn Alison Hargreaves'. Sie kletterte 1993 als erste und bislang einzige Frau alle sechs Nordwände allein innerhalb eines Sommers. Während Ballard für die verschneiten Wände der Großen Zinne und des Piz Badile jeweils zwei Tage braucht, kommen ihm an Matterhorn und Grandes Jorasses die superben Verhältnisse und seine erstaunliche Fitness zugute.

Für die klassische Schmid-Route am Matterhorn und die berühmt-berüchtigte „Colton-McIntyre“ an der Grandes Jorasses braucht er jeweils gerade mal um die drei Stunden! Ballard bringt nicht nur modernen Leistungsalpinismus und klassisches Extrembergsteigen harmonisch zusammen, sondern lebt auch das Vermächtnis seiner verstorbenen Mutter in seinen Taten fort. Hargreaves verunglückte 1995 tödlich im Abstieg vom Gipfel des K2, Tom war da gerade sechs Jahre alt.

Die Matterhorn-Nordwand ist auch das Ziel von **Daniel Arnold**. Dass sich der dynamische Schweizer nicht mit einer „normalen“ Begehung zufriedengibt, ist klar. Zack, zack, hast du’s nicht gesehen, steht der Arnold schon am Gipfel. Neue Rekordzeit für die Nordwand des „Hörnli“: 1h46min! So lang kann normalerweise gut und gerne mal eine einzige anspruchsvolle Seillänge dauern! Deren viele haben **Adam Holzknecht** und **Alex Walpoth** vor sich, als sie eine neue Route im Langental in den Grödner Dolomiten angehen. Da die beiden auf Bohrhaken komplett verzichten und, abgesehen von einem Normalhaken, nur Friends, Keile und Eisschrauben für ihre High-end-Mixedroute verwenden, ist für psychischen Thrill ausreichend gesorgt. Kein Wunder, dass einzelne Längen teils Stunden dauern und das Gesamtkunstwerk mehrere Versuche erfordert. Bei Routen à la Holzknecht bleiben keine Wünsche offen, weder an Schwierigkeiten (M9, VIII, WI5, 160 m) noch an Ästhetik, noch an Stil. Und auch der Name weiß zu überzeugen: „Amore e Ombra“. Was wäre die Liebe ohne Schatten und was der Alpinismus ohne Typen wie Holzknecht?

Ästhetische und spektakuläre Linien sind die große Leidenschaft von **Will Gadd**, Groß- und Altmeister des Eis- und Mixedkletterns. Mit seiner Begehung der gefrorenen Niagara-Fälle (WI6+, 45 m) gelingt ihm eine ebenso faszinierende wie medienwirksame Aktion. Doch schwenken wir den Blick dahin, wo alles begann: Schottland ist sicherlich eine der Geburtsstätten des Mixedkletterns. **Greg Boswell** und **Guy Robertson** erwischen einen richtig starken Winter und schreiben ein neues Kapitel Klettergeschichte. Gleich drei Routen („Messiah“, „Range War“ und „The Greatest Show On Earth) im Grad X/10 (natürlich haben die Schotten wieder ihre eigene Skala!) können die beiden onsight erstbegehen. Nie zuvor wurde



eine Route dieser Schwierigkeit onsight geklettert. Man bedenke: Weder die Route noch die Schwierigkeiten sind bekannt, zudem muss nach guter alter britischer Sitte alles selbst abgesichert werden. Lange Runouts über zweifelhaften Sicherungen zu klettern und nicht zu wissen, wie schwer es oberhalb weitergeht und ob man weitere Sicherungen anbringen kann, das bedarf schon einer gehörigen Portion an Mut. Seine Extraklasse stellt Boswell mit der Erstbegehung von „Banana Wall" (XII/12) im schottischen Cairngorm ein weiteres Mal unter Beweis. „Banana Wall" ist erst die zweite Route Schottlands in diesem Schwierigkeitsbereich.

Nur wenig leichter ist die Route „The Hurting" (XI/11), die bereits 2005 von Dave McLeod erstbegangen und seither nur dreimal wiederholt wurde. Doch weder die Schwierigkeiten noch miserable Wetterbedingungen noch der wenig ermutigende Name können Eisprinzessin **Ines Papert** von einer Wiederholung abhalten: Sie schnappt sich die erste Frauenbegehung! Als weiteres Highlight darf man ihre Begehung von „Ritter der Kokosnuss" (M12/WI5) an der Breitwangfluh (Schweiz) werten. Doch spannen wir den Bogen zurück zum klassischen Alpinismus: **Michi Wohlleben** wirft seine außergewöhnlichen Fertigkeiten in die Waagschale und findet mit **Joachim Feger** das Abenteuer vor der Haustür in der Erstbegehung der Route „Optimist" (M6/1300 m) an der Wettersteinwand. Nur die wenigsten dürften der Abenteuerlust der beiden Polen **Marek Raganowicz** und **Marcin Tomaszewski** nacheifern. Im Winter klettern sie durch die schaurig-schattige Trollwand in Norwegen und erleben dort ihre ganz persönliche „Katharsis" (A4, M7/1100 m). In den bitterkalten Tagen und Nächten in der Wand dürften Trolle das geringste Problem dargestellt haben.

Expeditionen: Neue Routen, unbekannte Regionen, große Höhen!

Südamerika. Außergewöhnliches im Bergsport zu vollbringen, ist nicht mehr allzu leicht. Selbst ehemals entlegene und wilde Gebirgsketten wie die Anden Patagoniens sind gut erschlossen, Berge und Wände auch dort von einem Netz von Routen durchzogen. Mit der erfolgreichen Traversierung sämtlicher Gipfel der Fitz-Roy-Gruppe knackten Caldwell/Honnold in der vergangenen Saison eines der letzten Probleme (siehe Chronik BERG 2015), nachdem bereits 2008 Garibotti/Haley die Überschreitung der gesamten Torre-Gruppe gelungen war.

Die Torre-Traverse steht auch in dieser Patagonien-Saison im Fokus von **Colin Haley**. Anders als im Jahr 2008 startet er dieses Jahr jedoch mit dem Gipfel des Cerro Torre, den er mit seinem Seilpartner **Marc-André Leclerc** – auf ihrer ersten gemeinsamen Klettertour! – über die Westwand-Route erreicht. Von dort seilen die beiden ins Col del la Mentira ab und besteigen den äußerst schwierigen Gipfel des Torre Egger über eine Kombination der Routen „Venas Azules", Amerikanerroute und Ostpfeiler. Spätestens in den futuristisch anmutenden Eisschläuchen der „Venas Azules" dürften Haley die Erinnerungen an seinen Freund und Seilpartner Bjørn Eivind-Årtun eingeholt haben. Eivind-Årtun hatte die Route zusammen mit Ole Lied erstbegangen, er hatte die Idee der Torre-Traverse andersherum angedacht und zusammen mit Chad Kellogg erstmals versucht. Mit ihm wollte Haley den Traum dieser Traverse erfüllen. Doch sowohl Eivind-Årtun als auch Kellogg fanden ihren Tod in den Bergen. Den gemeinsamen Traum fertig träumen und den beiden verstorbenen Freunden ein Denkmal setzen, das ist Haleys Intension. Vom Torre Egger kämpfen sich die beiden über Punta Herron und Cerro Standard wieder zurück in die Zivilisation. Gerade rechtzeitig bevor der berühmt-berüchtigte patagonische Sturm erneut die Regie übernimmt.

Mit der „Travesia del Oso Buda" zeigen uns Haley und Leclerc, dass es im Alpinismus um mehr geht als Leistung, Schwierigkeiten und Zeiten. Ihr viertägiges Abenteuer ist wie ein Paradigma des Bergsteigens, bei dem Erfolg und Niederlage, Leben und Tod, Euphorie und tiefste Trauer nur durch einen schmalen Grat getrennt sind. Nebenbei ist das Ganze auch aus sportlicher Sicht eine Glanzleistung. Dass Haley dazu fähig ist, dürfte zumindest in der Szene bekannt sein. Dass aber der 22 Jahre junge Leclerc auf seinem ersten Patagonien-Trip derart rockt, erstaunt wohl auch den größten Kenner. Nach dem gelungenen Intro legt der junge Mann gleich noch nach: Mit Haley klettert er über eine teils neue Route durch die Nordwand des Cerro Torre. Diese Wand wurde unzählige Male versucht und ist der angebliche Schau-





Traum und Albtraum am Cerro Torre: Von Bedingungen, wie sie Christina Huber (rechts) und Caroline North vorfanden, konnte Markus Pucher (links) nur träumen.

© M. Pucher, C. North

platz der offensichtlich nie erfolgten „Erstbesteigung" des Cerro Torres durch Cesare Maestri und Toni Egger im Jahre 1959. Folgerichtig taufen die beiden ihre Neuroute „Directa de la Mentira" – die Lügen-Direttissima. Den Gipfel des Cerro Torre zu erreichen, dürfte nicht nur seinerzeit für Maestri ein unerfüllter Traum geblieben sein, nein, vielen exzellenten Bergsteigern blieb der spektakuläre Gipfel versagt. Leclerc hingegen steht in seiner ersten Patagonien-Saison gleich noch ein drittes Mal auf dem wie mit einem Sahnehäubchen gekrönten Berggipfel. Und schießt nun endgültig den Vogel ab: Allein klettert er den sogenannten „Corkscrew" – ebenfalls eine Erstbegehung Eivind-Årtuns. Der „Corkscrew" verbindet den Südostgrat durch ein extrem exponiertes Eisfeld mit der Westwand-Route der Ragni di Lecco und ist eine der ganz großen logischen Linien am Cerro Torre.

Doch auch Haley ruht sich nicht lang auf seinen Lorbeeren aus: Zusammen mit **Alex Honnold** versucht er sich an einer Eintagesbegehung der Torres-Traverse! Dies überhaupt zu erwägen, ist schon abgehoben genug. Nach über zwanzig Stunden Nonstop-Kletterei scheitern die beiden zwei läppische Seillängen unter dem Gipfel des Cerro Torre einzig am einbrechenden Schlechtwetter. Weitere 30 Stunden später – ohne nennenswerte Nahrungsaufnahme – haben sich die beiden über das patagonische Inlandeis in die Zivilisation gerettet. Auch das ist Alpinismus: alles geben und dennoch scheitern!

Dass schlechtes Wetter und ungünstige Bedingungen manchmal auch nur Einstellungssache sind, beweist uns **Markus Pucher**. Unter heikelsten Umständen gelingt ihm nach 2013 ein weiteres Mal eine Free-solo-Begehung des Cerro Torre auf der Ferrari-Route durch die Westwand. Der Abstieg vom Berg wird zum Überlebenskampf, den der Österreicher nur knapp gewinnt. „Ich wollte einfach mal schauen, wie weit man in schlechtem Wetter am Cerro Torre kommt … keiner hätte geglaubt, dass man den Gipfel erreichen kann, außer mir!" Unter deutlich besseren Wetterbedingungen glückt **Caroline North** und **Christina Huber** die erste freie Begehung eben dieser Westwand durch eine Frauenseilschaft. Neben den beiden starken Mädels liefern auch **Michael Dürr** und **Sebastian Wolfgruber** einen Beweis für die erfolgreiche Alpinismusförderung des DAV in den Expeditionskadern. Die beiden stehen während ihres Patagonien-Trips auf den Gipfeln von Cerro Torre, Fitz Roy sowie der Aiguilles Poincenot und Saint-Exupéry.

Ein paar tausend Kilometer weiter nördlich, in den wilden Bergen der peruanischen Cordillera Huayhuash durchsteigen **Frédéric Degoulet, Benjamin Guigonnet, Hélias Millérioux** und **Robin Revest** im Alpinstil die Westwand des Siula Chicco auf neuer Linie. Ihre Route „Looking for the Void" (M7 WI6, 900 m) fordert mit schwerer Mixedkletterei bei prekärer Absicherung während der vier Tage in der Wand den jungen Franzosen alles ab.





Himmelsleitern sind nun mal steil und beschwerlich – so auch für Ryan Jennings und Kevin Cooper am Mount Johnson/Alaska.

Rechts: Coole Linie, toller Berg, klasse Stil – Prezelj, Lindic und Cesen verwirklichen ihre Linie in der Nordwand des Hagshu.

© Archiv R. Jennings/K. Cooper/M. Prezelj

Alaska. In vier Tagen und super sauberem Stil finden **Ryan Jennings** und **Kevin Cooper** ihre „Stairway to Heaven" durch die beeindruckende Nordwand des Mount Johnson in Alaska. Ganz im Geiste der Alaska-Kletterpioniere Andi Orgler und Mugs Stump nehmen die beiden lange Runouts im Kauf, um dem Ideal eines leichten und schnellen Alpinstils zu entsprechen. Vier Tage dauert ihr Abenteuer. Vier Tage, in denen sie allerhand Schwierigkeiten und haarsträubend heikle Seillängen überwinden (A1, M6, WI4; AI5+, 1200 m) und dabei nur einen einzigen Haken in der Wand hinterlassen. Die Kraft ihrer Träume lässt sie alle Widerstände unbeschadet überwinden.

Auf reichlich schweres Gelände stoßen auch die Amerikaner John Frieh und Jess Roskelly bei einer Erstbegehung à la Bonheur durch den Westpfeiler des wenig besuchten West Witches Tit. „No Rest For the Wicked" (IV+, AI6, M7) – der Name ist Programm: Die beiden bösen Buben ziehen das Unterfangen in 36 Stunden Nonstop-Action durch.

Einsamkeit lässt sich in den Revelation Mountains genauso finden wie wilde unbestiegene Berggipfel und Wände. Das französisch-spanische Team, bestehend aus **Lise Billon, Pedro Angel Galan Diaz, Jeremy Stagnetto** und **Jérôme Sullivan** versucht an Letzterem etwas zu ändern. Mit „Iliad" (TD+, 900 m) und „Odyssey" (M7, 6b, A1, 90°, 1100 m) glücken zwei Erstbegehungen, die schon rein vom Namen her erahnen lassen, dass auch diese alpinen Früchte nicht ohne eine gewisse Epik zu erlangen sind. Ihre Routen enden an einer auffälligen Erhebung im Südgrat des weiterhin unbestiegenen Pyramid Peak. Diese taufen sie auf den Namen Mount Boucansaud.

Himalaya & Karakorum. Das Dach der Welt zieht von jeher Expeditionsbergsteiger an wie der Honigtopf die Fliegen. Schwere Wände in großen Höhen und leichtem Stil zu überwinden ist die Königsdisziplin des Bergsteigens. Als einer der renommiertesten Vertreter dieser Disziplin gilt der Slowene **Marko Prezelj**. Seit Jahrzehnten zeigt er, was in leichtem Stil an hohen Bergen möglich ist. Mit seinen weitaus jüngeren Landsleuten **Ales Cesen** und **Luka Lindic** bezwingt der Altmeister die Nordwand des Hagshu (6657 m) im indischen Teil des Himalayas. In zwei Tagen klettern sie die imposante, 1900 Meter hohe Wand, überwinden 70–90° steile Eispassagen und Mixedkletterei bis M4 – und dürfen sich dafür gemeinsam mit Tommy Caldwell und Alex Honnold (Fitz-Roy-Traverse) sowie den beiden Russen Aleksander Gukov und Aleksey Lonchinsky auf der Piolet d'Or-Party in Chamonix, die sich erfreulicherweise zu einer Feier des Alpinismus und der Alpinisten zu wandeln scheint, an ihren Goldenen Pickeln erfreuen. Die beiden Russen Gukov und Lonchinsky lassen mit der Erstdurchsteigung der Südwestwand des Thamserku (6618 m) einen richtigen Hammer raus

und kreieren eine Linie der Extraklasse. Steile Eisfelder und harte Mixedkletterei charakterisieren ihre Route „Shy Girl" (70°, 6b, 1900 m), die die beiden russischen Recken im Alpinstil eröffnen.

Mit **Mick Fowler** (siehe Porträt Seit 188 ff.) ist eine weitere Größe des Himalayabergsteigens auf Stippvisite am Hagshu. Mit seinem langjährigen Kletterpartner **Paul Ramsden** glückt die erste Begehung der Nordostwand. Selbstredend sind die zwei Cracks im Alpinstil unterwegs, ungemütliche Biwaks und schwere, dafür gefährlich abgesicherte Kletterei kann sie auch diesmal nicht vom Ziel abhalten.

In den geringfügig niedrigeren Bergen des Kishtwar Himalaya in Indien sind die Schweizer **Dres Abegglen, Thomas Senf** und **Stefan Siegrist** gleich drei Mal erfolgreich. In der lange für Ausländer gesperrten Region stehen sie als Erste überhaupt auf den Gipfeln von Shiepra (5885 m) und Kharagosa (5840 m). Der Höhepunkt ihrer äußerst erfolgreichen Abenteuerreise dürfte jedoch die zweite Besteigung des Kishtwar Shivling (5895 m) gewesen sein. Den formschönen Berg besteigen sie über den jungfräulichen Ostpfeiler in nur zwei Tagen über ein verstecktes Eiscouloir (WI5, 90°).

Mit der ersten Besteigung des Gasherbrum V (7174 m) – einer der höchsten noch unbestiegenen Berge – in Pakistan gelingt den Koreanern **Chi-young Ahn** und **Nak-jong Seong** eines der großen Highlights des Jahres. Umso erfreulicher ist, dass der Erfolg im Alpinstil glückte. Die gefährliche Südwand des Berges fordert den beiden alles an mentaler und physischer Stärke ab. Drohende Steinschlag- und Lawinengefahr, enervierende Kletterei über Wechten und Mixedgelände zehrt an Nerven und Kraft, bis sie nach viertägiger Kletterei mit dem Gipfelerfolg im Gepäck ins Basislager zurückkehren.

Einer der ganz Großen im Himalaya-Bergsteigen ist der Kasache **Denis Urubko**: Auf allen 14 Achttausendern stand er bereits, auf einigen davon mehrmals und im Winter. Die Faszination der Eisriesen scheint aber für ihn um nichts geringer zu werden und so lässt die kasachische Katze auch diesmal das Mausen nicht. Zum zweiten Mal in seinem Leben erreicht er den Gipfel des Kanchendzönga (8586 m), diesmal über die extrem schwere Nordwand, die er mit seinen Teamkameraden **Alex Txikon, Dmitri Sinev, Artem Braun** und **Adam Bielecki** über eine teilweise neue Route durchsteigt. Obwohl das Team in vorbildlicher Zusammenarbeit allerhand schweres Gelände überwindet, bleibt der Gipfelerfolg Urubkos Kameraden knapp versagt. Schließlich gelingt Urubko in einer erstaunlichen Solounternehmung der gewagte Gipfelerfolg. Nur 4,5 Stunden braucht er für die schweren knapp 1000 Höhenmeter vom letzten gemeinsamen Camp bis zum Gipfel. Im Abstieg schließt er zu seinen Kameraden auf, die mit ihrer Vorarbeit seinem Erfolg den Weg gebahnt haben. Urubko manifestiert ein weiteres Mal seine Ausnahmestellung im Achttausender-Bergsteigen. In dieses drängt auch mehr und mehr **Tamara Lunger.** Die sympathische Südtirolerin besteigt den K2 ohne Sauerstoff und man darf gespannt sein, was sie noch alles in den extremen Höhen zu leisten vermag.

Blickt man auf die teils unglaublichen Erfolge eines Jahres zurück, ist es immer wieder erstaunlich, zu welchen Großtaten der Mensch fähig ist, wenn uneingeschränkte Leidenschaft die Triebfeder seines Tuns ist. Insofern wird der Alpinismus auch weiterhin beeindruckende Leistungen, faszinierende Geschichten und unvergleichliche Erlebnisse hervorbringen. Letztere werden auch all jene in den Bergen finden können, die nicht die Fähigkeiten haben, das Rad des „Härter, höher, schneller" weiterzudrehen. Und auf was sonst kommt es an, wenn nicht auf die.



Hoch oben am Kishtwar Shivling: Mit gleich drei Erstbegehungen im Kishtwar Himalaya hatten die Schweizer Abegglen, Senf und Siegrist einen mehr als guten Lauf.
© Visual Impact/Foto: Th. Senf

Die Bildrecherche zu diesem Beitrag wurde unterstützt von ***www.planetmountain.com***

And the winner is?

Auszeichnungen im Alpinismus sorgen immer wieder für Kontroversen. Warum eigentlich?

>> Dominik Prantl

Wer heutzutage einen Preis gewinnt, tut womöglich ganz gut daran, einmal an Billy Wilder zu denken. Der Mann war mehr als nur ein einfacher Filmregisseur. Er war eine Ikone Hollywoods. 21 Mal war er alleine für einen Oscar nominiert, sechs Mal wurde er damit ausgezeichnet. Viel gemacht hat er sich aus dem ganzen Brimborium offenbar nicht. Von ihm stammt jedenfalls das wunderbare Zitat: „Auszeichnungen und Preise sind wie Hämorrhoiden. Früher oder später bekommt sie jedes Arschloch."



Tatsächlich hat die Hochleistungs-Gesellschaft auf ihrer steten Suche nach den Besten einen wahren Erdrutsch an Awards ausgelöst. In Wilders Metier zum Beispiel muss es ja nicht immer gleich der Oscar sein. Man kann sich als ordentlicher Filmemacher mit Bambi, Goldenen Bären und Löwen einen halben Zoo ins Regal stellen, und wer vor der Kamera gar nichts auf die Reihe bringt, erhält immerhin die Goldene Himbeere für den schlechtesten Darsteller. Es gibt Preise für den weltbesten Fußballer und den besten Sportreporter, für die besten Musikmacher und den besten Zeitungsartikel über den Oman. Seit einigen Jahren lässt sich die beste Sendezeit füllen mit der Frage: Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Der Alpinismus macht da keine Ausnahme, die Besten des Fachs irgendwie finden, ehren und in der Öffentlichkeit aus der Masse heben zu wollen. Die Suche nach dem Superbergsteiger hat sogar Tradition, und lange Zeit wurden dabei eher die Parallelen zum Sport als zur Kunst gesucht. Für die Erstbesteigung der Eiger-Nordwand lobten die Nazis 1936 im Rahmen der Olympischen Spiele in Berlin eine Goldmedaille aus. Hermann Buhl schaffte es dank seiner Nanga-Parbat-Besteigung 1953 zu Österreichs Sportler des Jahres. Everest-Erstbesteiger Edmund Hillary wurde 1954 die Hubbard-Medaille der Geographischen Gesellschaft der USA verliehen und 1995 wurde er in den Hosenbandorden aufgenommen. Das mag nach Pfadfinderwimpel klingen, ist aber immer noch der höchste Orden des Vereinigten Königreichs. Reinhold Messner lehnte 1988 den Olympischen Orden in Silber ab. Dem Spiegel erklärte Messner damals: „Ich brauche keine Medaillen. Ich habe mir meine Anerkennung geholt, indem ich von Gipfeln wie dem Mount Everest und dem K2 zurückgekommen bin – Bergen, von denen die IOC-Bürokraten wahrscheinlich gar nicht wissen, wo sie stehen."

Neben Medaillen, Orden und Ehrenmitgliedschaften gibt es noch eine weitere Möglichkeit der Distinktion: den sogenannten Award. Irgendwie entsteht der Eindruck, dass der Award im Alpenraum gerade auf einen ziemlich guten Nährboden in der Gesellschaft trifft; in der jüngeren Vergangenheit scheint er sich jedenfalls prächtig zu vermehren. 2008 wurde der inzwischen wieder eingestellte Eiger-Award in Grindelwald ausgelobt, seit 2010 wird im Zwei-Jahres-Rhythmus der Karl-Unterkircher-Award in Südtirol vergeben und 2013 bereicherte der österreichische Paul-Preuß-Preis das Feld der alpinen Auszeichnungen. Selbst der Piolet d'Or als die wohl begehrteste Trophäe blickt auf keine nennenswerte Geschichte zurück: Er wurde erst 1991 von dem elitären Alpenverein Groupe Haute Montagne (GHM) und der Fachzeitschrift Montagnes Magazine in Frankreich aus der Taufe gehoben. Über die Bergwelt hinaus reichen Auszeichnungen für die besten Entdecker und wildesten Abenteurer wie der *European Adventurer of the Year* oder die *National Geographic's Adventurers of the Year*. Nicht selten fällt auch dabei die Wahl auf Bergsportler; mit Ueli Steck und Gerlinde Kaltenbrunner kann man ja nicht so viel falsch machen.

Es sagt einiges über die öffentliche Wahrnehmung des Spitzenalpinismus aus, wenn außerhalb eines kleinen Zirkels von Extremen und Eingeweihten kaum jemand von diesen Preisen Notiz nimmt. Auch viele, die mehr am Fels als vor dem Fernseher ihr Zuhause sehen, erinnern sich wohl eher an den Sieger der vergangenen Academy Awards als an die Gewinner der Piolets d'Or (kleine Preisfrage: wie viele gab es?) – nicht einmal dann, wenn es heißt: Ich will diesen Preis gar nicht! Den Piolets d'Or, die als Aushängeschild der Branche irgendwie stellvertretend für das Ansehen sämtlicher alpinen Awards stehen, wurde die Anerkennung von den anerkannt Besten mehr als einmal verweigert (siehe Factbox Seite 138/139).

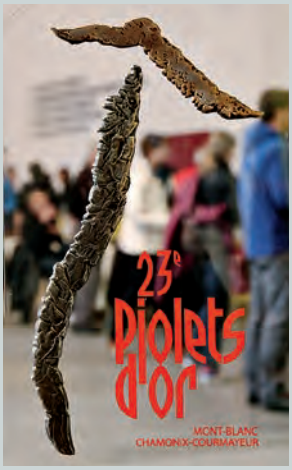
Besteigungen im Steinzeit-Stil

Zudem lieferten diverse Jury-Entscheidungen bei den Piolets d'Or jede Menge Stoff für Kontroversen. Als 2005 eine russische Mammut-Seilschaft für eine Besteigung im Steinzeit-Stil ausgezeichnet wurde, nannte Thomas Huber die Nummer stellvertretend für viele Leidensgenossen in einem Magazinbeitrag „lächerlich". Dass Ueli Steck 2014 für die nicht eindeutig bewiesene Solo-Durchsteigung der Annapurna-Südwand den Ritterschlag per Goldenem Eispickel erhielt, stieß ebenso auf Kritik wie die Massenkür von siebzehn Bergsteigern im Jahr zuvor.

Weil gerade die Elite des Alpinismus aus einem recht überschaubaren Zirkel besteht, in dem sich die Menschen kennen, gut oder auch weniger gut

Dieser Beitrag wurde in ähnlicher Form bereits im Magazin Allmountain Nr. 2 veröffentlicht, für vorliegende Jahrbuchausgabe jedoch vom Autor überarbeitet und aktualisiert.

Grands Prix für Alpinisten: eine Auswahl der wichtigsten Auszeichnungen



Piolet d'Or

Der Goldene Eispickel ist so etwas wie der Oscar unter den Auszeichnungen im Alpinismus. Er ist mit Sicherheit die begehrteste Trophäe – und die umstrittenste. Seit 1991 wird der Piolet d'Or zusammen von der Groupe Haute Montagne und der französischen Zeitschrift Montagnes Magazine verliehen. Bisher (Stand März 2015) gab es mit Thomas Huber erst einen deutschen Preisträger. Seit 2009 wird auch ein Ehrenpreis für das Lebenswerk verliehen, den unter anderem schon Reinhold Messner, Walter Bonatti, Doug Scott und heuer Chris Bonington erhielten. Die 23. Piolets d'Or wurden heuer für die Fitz-Roy-Traverse von Tommy Caldwell und Alex Honnold (USA) sowie zwei Erstbegehungen im Himalaya vergeben: die Südwestwand des Thamserku durch die beiden Russen Aleksander Gukov und Aleksey Lonchinsky sowie die Hagshu-Nordwand durch das slowenische Team von Ales Cesen, Luka Lindic und Marko Prezelj. Letzterer erhielt den Preis nach 1991 damit zum zweiten Mal, nachdem er ihn 2007 noch abgelehnt hatte (siehe Seite 139).

Golden Piton Awards

Der Goldene Haken ist so etwas wie der Golden Globe des Kletter-sports. Er wird jährlich vom US-amerikanischen Magazine Climbing in diversen Kategorien vom Bouldern bis zum Big-wall-Klettern vergeben. Bei der zwölften Vergabe im vergangenen Jahr wurden unter anderem Adam Ondra, Alex Megos und Hazel Findley für die Leistungen im Jahr 2013 geehrt.



Paul-Preuß-Preis

„Das Können ist des Dürfens Maß", lautete der Leitgedanken des 1913 tödlich verunglückten Freikletter-Vordenkers Paul Preuß. Die Auszeichnung wurde 2013 im Zuge des Paul-Preuß-Gedenkjahres von der Internationalen Paul-Preuß-Gesellschaft im Ausseerland ins Leben gerufen. Philosophie des Preises ist, nicht nur eine spezielle Aktion, sondern vielmehr eine Haltung und Herangehensweise auszuzeichnen. Die bisher Geehrten sind Reinhold Messner und Hanspeter Eisendle. Heuer soll der inzwischen tödlich verunglückte Albert Precht den Preis erhalten.



Eiger-Award

Er hätte dem Piolet d'Or den Ruf als Alpinismus-Oscar am ehesten streitig machen können – wäre er nicht drei Jahre nach seiner Gründung schon wieder beerdigt worden und nur von 2008 bis 2010 im Rahmen der Erlebniswochen „Eiger live" verliehen worden. Als Grund für das Aus nannten die Organisatoren fehlende finanzielle Mittel für die Bewerbung des Events. Vielleicht lag das unter anderem an der einmalig hohen Dotierung von 10.000 Schweizer Franken. Zu den Siegern in Grindelwald zählten neben der Lokalgröße Ueli Steck auch Marko Prezelj, Denis Urubko und Simone Moro.

Karl-Unterkircher-Award



Der Preis ist ein Andenken an den 2008 am Nanga Parbat verstorbenen Südtiroler Bergsteiger Karl Unterkircher und wurde von einer aus Familie, Freunden und Kollegen von Unterkircher bestehenden Arbeitsgruppe ins Leben gerufen. Er wird im Zwei-Jahres-Turnus an Alpinisten verliehen, die sich durch vorbildliches Bergsteigen im Sinne des Alpinstils ausgezeichnet haben. Das Preisgeld für den Sieger betrug vergangenes Jahr 2000 Euro. Laut Grundidee ist der Karl-Unterkircher-Award jedoch nicht als Wettbewerb angelegt. Im Vordergrund soll vielmehr ein lockeres Zusammenfinden zwischen erstklassigen Alpinisten, Einheimischen und Touristen stehen.



King Albert Mountain Award

Ein breites Spektrum deckt die an den bergsteigenden belgischen König Albert I. (1875–1934) erinnernde Auszeichnung ab. Geehrt werden Personen oder Institutionen aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen, die sich durch außergewöhnliche und nachhaltige Leistungen im Zusammenhang mit den Bergen der Welt verdient gemacht haben. So gehören unter anderem der Geografieprofessor Werner Bätzing, Schriftsteller Emil Zopfi, aber auch viele Alpinisten wie Gerlinde Kaltenbrunner und Kurt Albert zu den inzwischen rund 50 Preisträgern. 2014 wurde der Schweizerische Nationalpark für seinen Einsatz zugunsten der Bewahrung einer Berglandschaft geehrt.

Schneeleopard-Orden

Er ist einer der Exoten und so etwas wie der James Bond unter den Auszeichnungen: Ein Relikt des Kalten Krieges, wenn auch ein sehr charmantes. Für die noch aus der Sowjetzeit stammende und bereits 1961 erstmals vergebene Auszeichnung müssen alle fünf auf dem ehemaligen UdSSR-Gebiet gelegenen Siebentausender-Gipfel bestiegen werden. Zu den inzwischen mehr als 600 Schneeleoparden zählt unter anderen auch Denis Urubko. Er benötigte für die fünf Gipfel im Jahre 1999 gerade einmal 39 Tage (vom ersten bis zum letzten Gipfeltag gerechnet). Schon 1985 reihten sich aber auch die zwei US-Amerikaner William Garner und Randall M. Starrett in die Riege der Ordensträger ein, womit mal wieder der Beweis erbracht ist, dass in den Bergen auch Glasnost der Zeit voraus war.



leiden können, und letztlich auch die Medien oft Teil der Szene sind, kommt es zu erstaunlichen Konstellationen. In der diesjährigen Jury saß beispielsweise Hervé Barmasse, dessen Name auch auf der vorläufigen Biglist der wichtigsten Besteigungen zu finden war. Dem Schiedsgericht des vergangenen Jahres gehörte unter anderem auch eine Autorin an, die an Ueli Stecks Büchern mitwirkte.

Die Juroren – die 2015 nur noch aus der Bergsteigerszene selbst stammten – bedienen sich dabei keineswegs des Wertungsprinzips aus der Welt des Sports, das auf eindeutigen Zeiten und Weiten oder wenigstens auf der Beurteilung von anwesenden Kampfrichtern basiert. Bergsteigen läuft eher unter „kreative Tätigkeit", in die viel mehr Faktoren einfließen als nur Gipfelsieg, Wandhöhe, Klettergrad. Manchmal wird – wie beim Paul-Preuss-Preis oder dem im Rahmen der Piolets d'Or verliehenen Walter-Bonatti-Award – das Gesamtkunstwerk für die generelle Haltung eines Alpinschaffenden gewürdigt. Bei einzelnen Aktionen stehen statt dem Einfach-Hoch-Prinzip der Eiger-Everest-Ära Werte wie Authentizität, Ausgesetztheit und Einzigartigkeit einer Besteigung im Vordergrund. Der richtige Stil bringt die Ehre.

Genau bei dieser mangelnden Messbarkeit setzen viele Kritiker an. Sogar Fußballer, Filme, Bücher lassen sich dank ihrer einfachen Verfügbarkeit einfacher in besser und schlechter einstufen, auch wenn es natürlich eine geschmäcklerische Frage sein mag, ob Ronaldo nun schöner kickt als Neuer oder Spacey toller schauspielert als Nicholson. Aber wie soll eine Hierarchie bei der *Qualität* von Kletterrouten erstellt werden? Wo doch die Leistungen der Protagonisten gerade dadurch veredelt werden, dass sie eben in einem unzugänglichen und gefährlichen Terrain unter Ausschluss von Kameras und Zuschauern erbracht werden? Definiert sich das Bergsteigen nicht gerade über die Abwesenheit jeglicher Regeln und damit auch über fehlende Bewertungen durch Dritte? Andererseits: Was ist eigentlich so schlimm daran, einen subjektiv Besten aus der Masse zu heben?

Der slowenische Bergsteiger Marko Prezelj hat zahlreiche Erstbegehungen im Himalaya auf seinem Konto. 2007 lehnte er während der Ehrung die Idee des Awards ab, weil er findet, der Alpinismus verkomme damit zu einem Wettbewerb des Geschichtenerzählens. „Wenn ich anfange, Geschichten zu vergleichen, geht die Objektivität verloren." Außerdem sei die romantische Idee des Piolet d'Or seiner Meinung nach zu einer Art „Schönheitswettbewerb" und „Jahrmarkt der Eitelkeit" verkommen. Bei der Zeremonie habe er sehen und fühlen können, wie der Konkurrenzgedanken die Atmosphäre beherrschte.

Cerro-Torre-Bezwinger Rolando Garibotti, der 2006 und 2008 die Nominierung ablehnte, bemängelte wiederum, dass sich die Verantwortlichen damals gesträubt hätten, „unsere Besteigung" aus „ihrem" Event zu nehmen. Ihr Tun sei einfach „entführt" worden. Obwohl der Piolet d'Or nach einer – auch durch die grassierende Kritik bedingten – Zwangspause im Jahre 2008 mit neuem Esprit inklusive neuer Satzung durchstartete, habe sich an dem Grundproblem nichts geändert. Laut Prezelj gehe es sogar noch mehr darum, Chamonix und Courmayeur als „Alpines Mekka" zu vermarkten. „Es werden noch immer Äpfel mit Orangen verglichen", meint wiederum Garibotti. Man könne doch die Qualität eines Erlebnisses nicht bewerten (siehe Seite 139). Stecks Prämierung bezeichnet Garibotti als peinlich.

Hanspeter Eisendle steht nicht unter dem Verdacht, Äpfel mit Orangen zu vergleichen. Der Südtiroler gilt als einer jener Bergmenschen, der Ehre

*Die Auszeichnung **zu suchen** ist ein Zeichen von Eitelkeit. Die Auszeichnung **abzulehnen** ebenso.*

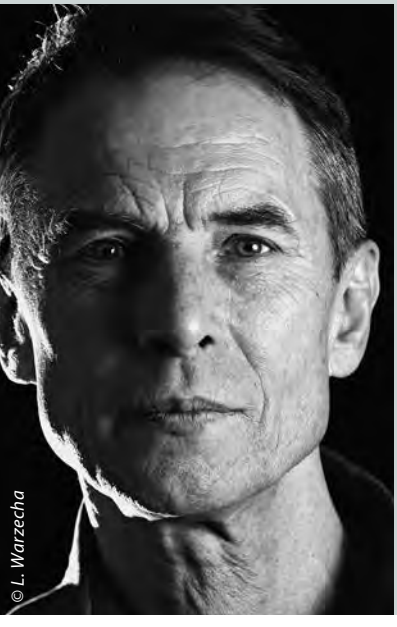
und Öffentlichkeit zwar nicht direkt scheut, aber sie auch nicht zwingend sucht. Als er im vergangenen Herbst den Paul-Preuss-Preis erhielt, musste er nach einem „Überraschungsschock" (O-Ton Eisendle) einräumen: „Irgendwie ist doch in jedem eine gute Portion Eitelkeit." Allerdings habe so ein Preis auch weniger mit einer einzelnen Person zu tun. „Sondern mit dem Transport einer Idee." Daher sei es letztlich auch irrelevant, wer von den Nominierten am Ende den Preis abräumt. „Er ist nur ein Vertreter des Stils." Für ihn stehe ein Ueli Steck auch nicht unter Zugzwang, etwas beweisen zu müssen. „Es geht nur darum, ob er glaubwürdig ist. Und sein Werdegang macht ihn für mich glaubwürdig."

Ähnlich sieht es Christian Trommsdorff. Er ist als Präsident der GHM seit der Revitalisierung der Piolets d'Or vor sechs Jahren Mitorganisator des Preises. Als eine seiner ersten Amtshandlungen änderte er die Bezeichnung von „Le Piolet d'Or" (Einzahl) auf „Les Piolets d'Or" (Mehrzahl) ab. Auch stehen inzwischen weniger die *Bergsteiger* als die *Besteigungen* im Vordergrund. Trommsdorff ist sich des weiterhin bestehenden Dilemmas aber durchaus bewusst, dass nur jene ausgezeichnet werden können, die ihr Tun auch publik machen. „Eigentlich wäre es ja die ideale Form des Alpinismus, wenn die Akteure gar nichts sagen. Aber ein bisschen was müssen sie eben doch erzählen."

Er räumt auch ein, dass in den Vorjahren bei der „Endselektion ein bisschen was schiefgelaufen ist. Man hätte auch noch andere Seilschaften berücksichtigen müssen." Nur: So richtig einig über die Ausrichtung des Awards ist man sich auch im Organisationskomitee natürlich nicht immer. Neben der Fraktion, der Trommsdorff selbst angehört und die den Ethikgedanken stärker in den Vordergrund stellen will, gibt es auch einen Teil im Gremium, der für einen starken Wettbewerbscharakter plädiert. Obwohl sich „das kompetitive Format einfacher vermarkten lässt", wie auch Trommsdorff anerkennt, soll es auch künftig auf jeden Fall mehr als nur einen Sieger geben. 2015 wurden aus einer Biglist mit 58 Besteigungen drei

„Danke nein …": Drei Preis-Verweigerer und ihre Gründe

Wojciech „Voytek" Kurtyka. Voytek lehnte 2009 nicht nur die Einladung ab, als Jurymitglied der Piolets d'Or zu fungieren, sondern wenig später auch den Preis für sein Lebenswerk. Der folgende Text stammt aus einer E-Mail an den Verantwortlichen der Piolets d'Or:


© L. Warzecha

Herzlichen Dank für die Einladung, der „Jury des Piolet d'Or" anzugehören. Es tut mir leid, dass ich sie nicht annehmen kann. Es tut mir wirklich leid. Ich verstehe, dass die Welt ein gewaltiges Konstrukt aus wildem Wettbewerb und folglich aus Preisen und Auszeichnungen geworden ist. Aber dieses Konstrukt ist ein Feind der wahren Kunst. Wo Preise und Distinktion herrschen, endet die wahre Kunst. Ich glaube fest daran, dass Klettern den Bergsteiger auf ein anderes Niveau heben kann, sowohl was die mentale und körperliche Stärke betrifft als auch die Weisheit. Aber Preise und Ranglisten heben ihn nur auf eine andere Ebene von Eitelkeit und Egozentrik. Teil dieses Spiels zu sein, ist für den Kletterer gefährlich. Ich bin nicht bereit, an diesem Spiel teilzunehmen und kann das Angebot daher nicht akzeptieren. Das heißt nicht, dass ich es euch ankreide. Tatsächlich fühle ich mich schuldig, euer Angebot abzulehnen.

Denn: Die Auszeichnung zu suchen ist ein Zeichen von Eitelkeit. Die Auszeichnung abzulehnen ist ebenso ein Zeichen von Eitelkeit.

Rolando Garibotti bat im Jahr 2006 gemeinsam mit Alessandro Beltrami und Ermanno Salvaterra darum, ihre Cerro-Tore-Besteigung von der Nominiertenliste zu nehmen. Ein Auszug aus der Begründung:

Ein Preis wie der Piolet d'Or versucht, die Essenz des Erlebnisses zu quantifizieren und die Qualität des Erlebnisses zu werten. Im Gegensatz zu Leichtathletik und anderen Sportarten lebt der Bergsport ohne klar definierte Richtlinien und Vorgaben. Jeder Versuch, eine Begehung mit einer anderen zu vergleichen, muss zwangsläufig subjektiv sein. Es ist ungefähr so, als würde man verschiedene Früchte miteinander vergleichen. Wie lässt sich eine so subjektive Einschätzung als Wert darstellen? Wie kann man so schwer erfassbare Dinge wie Eleganz und Vorstellungskraft beurteilen?

Die „Alpine Hierarchie" – Verbandsvertreter und gesponserte Kletterer/Alpinisten – scheint am meisten von solchen Events zu profitieren. Ein „Grand

Aktionen gekürt, an denen sieben Bergsteiger teilnahmen.

Vielleicht wird sich die Award-Verleihung irgendwann ja tatsächlich mehr in ein Zusammentreffen als ein Auseinanderdriften der Szene verwandeln. Sowohl Prezelj als auch Garibotti hatten schon vor Jahren eine klare Vorstellung, wie so ein Abend unter dem Banner des Alpinismus-Awards aussehen könnte. „Zusammenfinden und gelernte Lektionen austauschen", nennt es Garibotti. Er glaubt ohnehin, dass die Piolets d'Or vor allem dem Zweck dienen, den Ausrichtern und Sponsoren eine Daseinsberechtigung zu geben. Marko Prezelj verfolgte seinen Wunsch nach einem „einfachen Treffen ohne Gewinner und Verlierer", indem er 2015 doch an der Verleihung teilnahm. Denn etwas zu verändern, das „Event in ein Festival zu verwandeln", sei nicht durch negative Energie oder destruktive Kritik, sondern allein durch eine Teilnahme möglich. Als Zeichen der gemeinsamen Leidenschaft überreichte er allen Gewinnern eine Rose.



Im Zeichen der Rose: Piolets d'Or 2015.
© P. Drożdż

Und sollten die Piolets d'Or oder einer der anderen vielen Preise im Alpinismus tatsächlich einmal eingestellt werden, darf man sich durchaus fragen: Wer wird ihn wohl am meisten vermissen?



© R. Garibotti

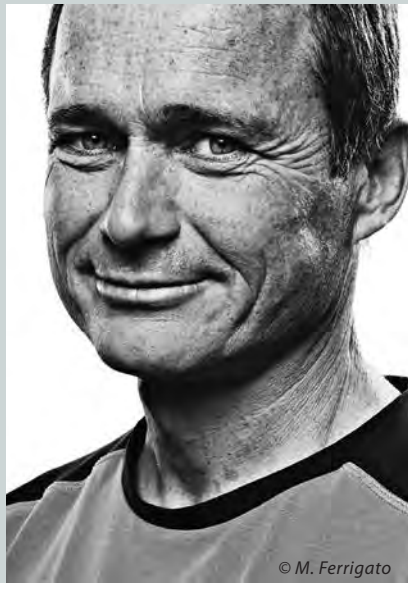
Prix" schärft das Profil in der öffentlichen Wahrnehmung und bestätigt ihre „raison d'être", die Daseinsberechtigung. Es rechtfertigt das Geld, das ausgegeben und kassiert wird. Aber für die Mehrheit, also für jene, die den Bergsport als „Amateure" betreiben, bleiben die Vorteile schwer fassbar, vielleicht sogar nicht existent. Welche weitere Bestätigung könnte jemand brauchen, zusätzlich zu dem Bergerlebnis und der Erfahrung, die er bereits „gewonnen" hat?"

Marko Prezelj, inzwischen zwei Mal ausgezeichnet (1991 und 2015), nahm im Jahr 2007 an der Zeremonie des Piolet d'Or teil, lehnte den Preis auf der Verleihung aber ab. „Die Organisatoren ignorierten meine Bemerkungen, daher habe ich damals ein Statement zu dem Event geschrieben." Dies sind Auszüge daraus.

Es ist unmöglich, die Kletterei einer anderen Person objektiv zu bewerten: Jede Ersteigung enthält nicht erzählte Geschichten, beeinflusst durch Erwartungen und Illusionen, die lange bevor man einen einzigen Fuß auf den Berg gesetzt hat, entstanden sind. (…) Wenn wir aus den Bergen zurückkommen, erinnern wir uns anders an gewisse Momente, als sie genau in dem Moment waren, als man Entscheidungen unter dem Druck vieler Faktoren treffen musste.

Verschiedene Touren zu vergleichen, ist ohne persönliche Beteiligung nicht möglich – und selbst dann noch eine Herausforderung. Im vergangenen Jahr war ich in Alaska, Patagonien und Tibet klettern. Ich kann nicht sagen, welche der Expeditionen mich am meisten … ja, am meisten was eigentlich …?

Um das zu verdeutlichen, stellte ich während des erstens Teils der Preisverleihung einem mehrfachen Vater die Frage, welches seiner Kinder das „beste" und welches das „schlechteste" wäre? Er hatte keine Antwort darauf.



© M. Ferrigato

Vom Randphänomen zum Aushängeschild

Alpiner Wettkampfsport im Überblick

>> Matthias Keller und Johannes Schmid

Wettkämpfe sind seit Jahren ein fester Bestandteil der Spielformen im Bergsport und für die alpinen Verbände ein wichtiges Betätigungsfeld und hervorragender Imageträger – und sie werden weiterhin für Faszination und Zulauf sorgen. Grund genug also, ab sofort in jedem Jahrbuch über die wichtigsten Ereignisse und Ergebnisse des vergangenen Wettkampfjahrs zu berichten.



Wer kann sich noch an die Zeiten erinnern, in denen man befürchtete, mit Wettkämpfen in Bergsportdisziplinen würden Werte wie Naturerlebnis, Kameradschaft und Miteinander ad absurdum geführt und die Seele des Bergsteigens verkauft? Bedenken wie diese hat die Zeit überholt: Kletterwettkämpfe sind längst ein fester Bestandteil des Bergsports und haben in den letzten Jahren einen enormen Zulauf erfahren. Durch die immer weiter steigende Anzahl von Kletterhallen und Kletterern nimmt auch die Nachfrage nach Wettkämpfen in allen Leistungsstufen deutlich zu. So gibt es heute vom lokalen Boulderwettkampf für Freizeitsportler bis zur nationalen Meisterschaft in nahezu allen Ländern mit Klettertradition ein entsprechendes Netz an Wettkämpfen. Und auch wenn es bei diesen Wettkämpfen am Ende immer gegeneinander geht: Für viele Wettkampfkletterer – egal auf welcher Leistungsstufe – liegt der Reiz auch darin, dass man sich mit Gleichgesinnten treffen und messen kann und dass trotz aller Rivalität der „Community"-Gedanke hochgehalten wird. Man sieht sich immer wieder bei Wettkämpfen und tüftelt gemeinsam an Routen oder Bouldern, auch wenn am Ende jeder selbst für seinen Erfolg verantwortlich ist.

Kletterwettkämpfe boomen

Das Wettkampfklettern hat sich dabei zu einer eigenständigen Spielform des Kletterns entwickelt. Während die ersten Wettkämpfe in den 1980er-Jahren tatsächlich noch am Naturfels ausgetragen wurden, hat sich das Geschehen aus Naturschutzgründen und aufgrund der besseren Vergleichbarkeit relativ schnell an die Kunstwand verlagert. Über die Jahre hat sich hier der vorherrschende Stil der Wettkampf- und Trainingsrouten hin zu athletischeren, dynamischeren, akrobatischeren und dreidimensional anspruchsvolleren Bewegungen verändert. Maßgeblichen Einfluss hatte hier auch der Bedeutungszuwachs des Boulderns, von dem viele Elemente auch in das Lead-Klettern mit Seil übertragen wurden. So erfordert das Wettkampfklettern heute eine sehr spezifische Vorbereitung und fragt Bewegungselemente ab, die man am Fels eher selten braucht. Auf der anderen Seite haben diese neuen und spezifischen Anforderungen des Wettkampfkletterns (oder des Indoor-Kletterns allgemein) auch den Stil am Fels stark beeinflusst: Erst mit diesem neuen, dynamischeren und dreidimensionaleren Stil wurde die Schwierigkeitsentwicklung am Fels noch einmal maßgeblich angeschoben.

Eine Sonderrolle nimmt bei den Wettkampfdisziplinen das Speedklettern ein, das seit 2005 an einer normierten 15-Meter-Route durchgeführt wird, in der seitdem auch Weltrekorde möglich sind. Die Anforderungen sind hier eher leichtathletischer Art: Die Topathleten trainieren die Speedroute mehrere tausend Mal im Jahr und bauen spezifisches Athletik- und Schnellkrafttraining ein, um weitere Zehntelsekunden herauszukitzeln. Die Erfolge beim Speedklettern liegen seit Jahren fest in osteuropäischer Hand.

Während auf nationaler Ebene die jeweils zuständigen Verbände für Kletterwettkämpfe verantwortlich sind, ist es international die IFSC (*International Federation of Sport Climbing*), die in allen drei Disziplinen Lead, Bouldern und Speed Weltcupserien mit jeweils fünf bis acht Einzelwettkämpfen sowie im Zweijahresturnus Welt- und Kontinentalmeisterschaften ausrichtet. Auch für die Jugendklassen gibt es eigene internationale Wettbewerbe. Daneben ist das Klettern Programmsportart der World Games – den Weltspielen der nicht-olympischen Sportarten. Aber auch die olympischen Ringe stehen mittlerweile für das Klettern am Horizont: Jung und trendig, wie es ist, gehört es zum Kreise der potenziellen neuen Sportarten für die Olympischen Spiele – frühestens 2020 könnte der olympische Traum auch für die Kletterer Wirklichkeit werden.

Skibergsteigen – Wettkampfdisziplin mit Tradition

Die Wettkämpfe im Skibergsteigen haben eine lange Tradition: Bereits nach dem Ersten Weltkrieg wurden hier die ersten Wettkämpfe ausgetragen, damals noch als „militärischer Patrouillenlauf" für Mannschaften im Hochgebirge. So waren es auch die großen, alpinen Team-Rennen wie die Patrouille des Glaciers (SUI), Trofeo Mezzalama (ITA) oder Pierra Menta (FRA), die lange Jahre das Nonplusultra für Wettkampf-Skibergsteiger waren. Bei diesen Rennen ist der komplette Alpinist gefragt: Lange schwierige Anstiege gepaart mit anspruchsvollen Abfahrten, zum Teil am Seil, in hochalpinem Ambiente bis an die 4000-Meter-

Super Stimmung, leidenschaftliche Performance: bei der Boulder EM in Innsbruck im Mai 2015 gibt Ausnahmeathlet Adam Ondra wie immer alles, wird am Ende aber von Jan Hojer (D) getoppt.
© E. Holzknecht

Harte Züge, große Emotionen: Wettkampfklettern begeistert Sportler und Zuschauer gleichermaßen. Im internationalen Wettkampfgeschehen waren die Athleten aus Österreich und Deutschland im vergangenen Jahr ganz vorne mit dabei.

Alle Fotos © H. Wilhelm

Grenze sind damals wie heute nichts für Gelegenheits-Skibergsteiger.

Erst ab 2002, also relativ spät, wurden offizielle Welt- und Europameisterschaften vom internationalen Verband (zuerst als Council in der UIAA, ab 2008 als eigenständiger Verband ISMF = *International Ski Mountaineering Federation*) ausgetragen. Hier haben sich im Laufe der Jahre die Kern-Disziplinen Individual, Vertical Race, Team und zuletzt Sprint herausgebildet. Auch für Nachwuchsathleten gibt es eine eigene Rennserie.

Während beim Klettern die Beliebtheit der Wettkämpfe direkt mit der wachsenden Zahl an Kletterern zusammenhängt, ist in der Skitouren-Rennszene der Boom des Skitourengehens bislang nur bedingt zu spüren. Zwar ist das Skitourengehen in den letzten Jahren das am stärksten wachsende Wintersportsegment, und auch das sportliche Touren- und vor allem Pistengehen mit „light & fast"-Material boomt massiv, der Zulauf bei den Rennen ist aber nicht im gleichen Maße gestiegen. Grund hierfür dürften vor allem die hohen Anforderungen an die Rennläufer sein: Abfahrten in freiem Gelände bei oft schwierigen Schneeverhältnissen – und das noch mit Leichtgewichtsausrüstung – fordern einen hervorragenden Skifahrer, der das Gelände auch noch mit vom Aufstieg brennenden Oberschenkeln beherrscht. Hier sind also echte Alpinisten gefragt – nicht umsonst sind viele der Top-Rennläufer auch in anderen Disziplinen des Bergsports sehr stark. So sind es vor allem die deutlich weniger anspruchsvollen Pistenrennen und die reinen Aufstiegsrennen, die in den letzten Jahren einen starken Zulauf erfahren haben.

Neben einer enorm gestiegenen Leistungsdichte im Weltcup, die vor allem der Nachwuchsförderung der Skibergsteiger-Hochburgen Italien, Frankreich und die Schweiz zu verdanken ist, sind auf internationaler Ebene vor allem zwei Trends zu erkennen: Zum einen betreiben auch weiterhin sehr wenige Frauen diese körperlich extrem anspruchsvolle Sportart. Zum anderen findet – vor allem bei den Herren – eine zunehmende Spezialisierung statt. Ist ein Athlet früher noch bei allen Disziplinen an einem Weltcupwochenende an den Start gegangen, so wählen mittlerweile viele Sportler nur noch ihre Spezialdisziplin aus.

Auch das Skibergsteigen hofft auf eine Aufnahme in den Kanon der olympischen Sportarten in den nächsten Jahren. Nach der vollständigen Anerkennung durch das IOC, die 2016 erfolgen soll, könnte das Skibergsteigen frühestens 2022 seine olympische Premiere feiern. Die *International Skimountaineering Federation* (ISMF) hat alles darauf ausgerichtet, dieses Ziel zu erreichen. Um auf dem Weg dahin auch die Einheit der Sportart deutlich zu machen, wurden 2015 auch die prestigeträchtigen Grandes-Courses-Rennen in den Weltcupstatus gehoben und in einer „Long Distance World Cup"-Gesamtwertung zusammengefasst. Dabei sind die olympischen Ringe nicht ganz neu für diesen Sport: Die „Urform" militärischer Patrouillenlauf gehörte in den Jahren 1924–1948 insgesamt vier Mal zum olympischen Programm.

Egal, ob an der Kletterwand oder auf den Tourenskiern: Die Protagonisten im alpinen Wettkampfsport sind längst über ein Nischendasein hinaus und betreiben Leistungssport auf allerhöchstem Niveau. Die große Faszination Wettkampf motiviert Top-Athleten wie Freizeitsportler und wird dieser Spielform auch in Zukunft weiteren Zulauf bescheren.

Les Grandes Courses – Team-Rennen mit großem Ruf und langer Tradition

Der Ritterschlag für Skibergsteiger – Patrouille des Glaciers: Im April 1943 fand das mittlerweile größte Skitourenrennen der Welt, die Patrouille des Glaciers, zum ersten Mal statt. Auf der hochalpinen Strecke zwischen Zermatt und Verbier müssen 4000 Höhenmeter im Aufstieg und 53 Kilometer überwunden werden. Alle zwei Jahre trifft sich die Weltelite in Zermatt.

Das höchste der Gefühle – Trofeo Mezzalama: Mit langen Passagen in über 4000 Metern Höhe trägt die Trofeo Mezzalama zu Recht das Prädikat des höchsten alpinen Skitourenrennens. Seit 1975 findet das Rennen auf der italienischen Seite des Monte-Rosa-Massivs statt. In Dreier-Teams müssen 45 Kilometer und 3000 Höhenmeter zurückgelegt werden. Die Strecke verläuft zwischen den im italienischen Aostatal gelegenen Orten Cervinia und Gressoney-Saint Jean, vorbei an Matterhorn, Lyskamm und Dufourspitze.

Die Tour de France der Skibergsteiger – Pierra Menta: Vier Tage, 10.000 Höhenmeter im Aufstieg, ausgesetzte Tragepassagen und extrem steile Abfahrten: Die seit 1985 ausgetragene Pierra Menta fordert selbst den zähsten Skibergsteigern alles ab. Jedes Jahr im März gehen die weltbesten Athleten in Zweier-Teams im französischen Arèches-Beaufort an ihre Grenzen.


DAV



IFSC

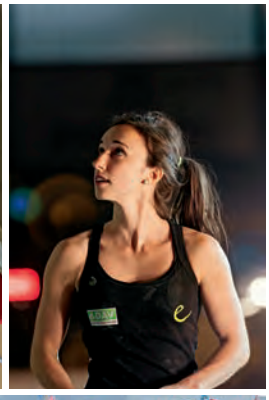






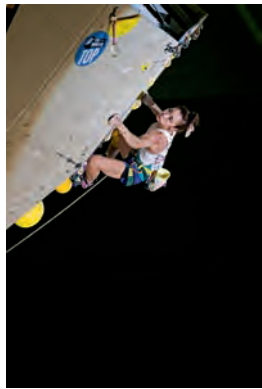


BRIANÇON

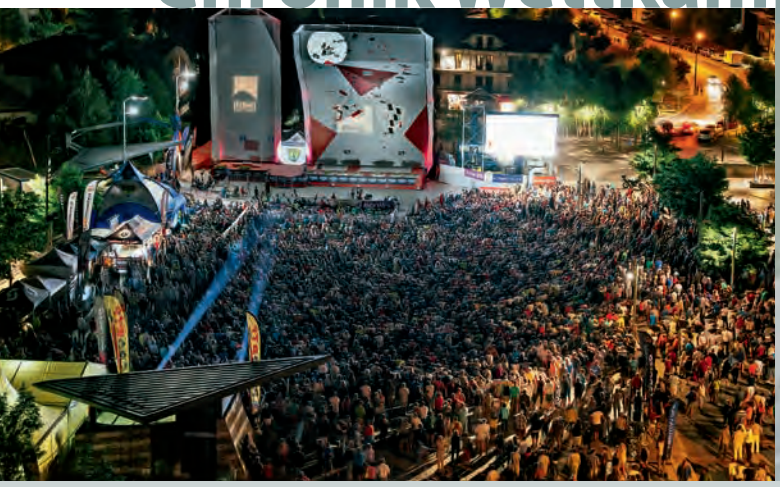

UNDER GROUND HOLD




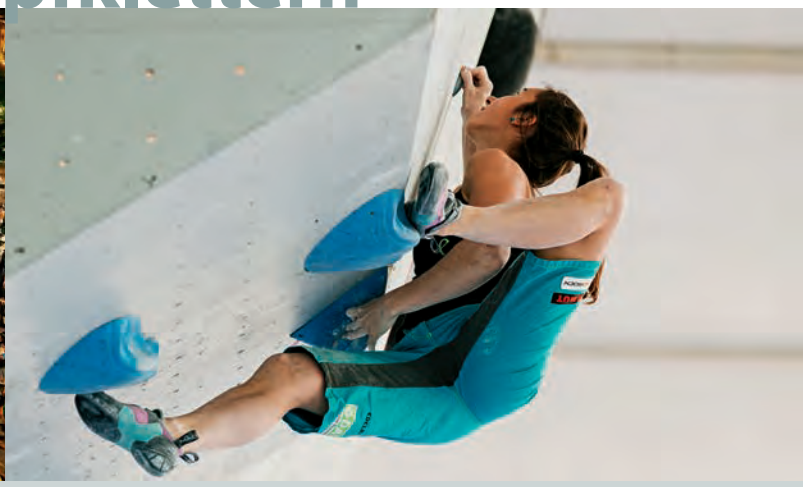




Chronik Wettkampfklettern



Volles Haus und stimmungsvolle Inszenierung bei der EM 2015 in Chamonix (FRA).



Beweglichkeit nicht von Nachteil: Juliane Wurm bouldert sich zu Welt- und Europameistertitel.

Weit reisen mussten die Kletterer in der vergangenen Weltcupsaison: 23 Weltcups in allen Disziplinen sowie zwei Weltmeisterschaften standen auf dem Terminkalender. Dabei ging es quer über den Globus: Neben den Stopps in Europa waren die Kletterer auch in Nordamerika, China, Korea, Japan und Azerbaidschan zu Gast.

Deutsches Team ganz vorne im Bouldern

Das Bouldern war in der vergangenen Saison fest in deutscher Hand: Mit **Jan Hojer** vom DAV Frankfurt am Main ging der Weltcup-Gesamtsieg zum allerersten Mal nach Deutschland. Nach acht Weltcup-Stopps verwies der Frankfurter am Ende seinen größten Konkurrenten **Dmitrii Sharafutdinov** (RUS) auf Rang zwei vor dem Franzosen **Guillaume Glairon Mondet**. Hojer lag auch bei der Weltmeisterschaft in München bis zum letzten Finalboulder noch auf Siegkurs, bevor er Nerven zeigte und den Titel noch an **Adam Ondra** (CZE) abgeben musste. Auch **Jernej Kruder** (SLO) zog noch am letzten Boulder an Hojer vorbei, der am Ende Dritter wurde. Diese Scharte wetzte der Frankfurter allerdings bei der EM 2015 in Innsbruck wieder aus und holte souverän den Titel – diesmal vor Ondra und dem Überraschungs-Dritten **Stefan Scarperi** (ITA).

Und auch bei den Damen gab es aus deutscher Sicht Anlass zum Jubeln: Mehrere Tausend Zuschauer fieberten mit, als sich **Juliane Wurm** bei der Heim-Weltmeisterschaft im Münchner Olympiastadion in einem spannenden Kopf-an-Kopf-Rennen knapp vor der Amerikanerin **Alex Puccio** als erste Deutsche einen Weltmeistertitel holte. Die Bronzemedaille gewann die Japanerin **Akiyo Noguchi**, die in der Weltcupserie ganz oben auf dem Podest stand. Wurm konnte schließlich auch bei der EM 2015 den Titel holen – mit einer beeindruckenden Vorstellung sicherte sich die Weltmeisterin vor **Anna Stöhr** und **Katharina Saurwein** (beide AUT) auch den Europameistertitel und stand zusammen mit ihrem Partner Jan Hojer ganz oben auf dem Podium – ein weiterer überragender emotionaler Moment für die Weltmeisterin. Mit diesen beiden großen Titeln in der Tasche entschied sich Wurm überraschend, ihre Wettkampfkarriere zu beenden und sich fortan mehr auf Studium und Felsklettern zu konzentrieren. Ein mutiger Schritt, zumal es nicht alle Tage vorkommt, dass eine amtierende Weltmeisterin ihre Karriere beendet.

Lead: Schubert, Ondra und Jain Kim sind am stärksten

Im Leadweltcup der Herren war ein Österreicher das Maß aller Dinge: **Jakob Schubert** lieferte die gesamte Saison die konstanteste Leistung und sicherte sich damit den Gesamtweltcup klar vor **Sean McColl** (CAN) und **Adam Ondra** (CZE). Bei den Damen war einmal mehr die Koreanerin **Jain Kim** die stärkste Kletterin. Die Weltcup-Gesamtsiegerin von 2013 gewann auch 2014 vier der acht Weltcup-Stopps und setzte sich damit erneut an die Spitze des Rankings. Platz zwei ging an **Mina Markovic** (SLO) vor der jungen Österreicherin **Magdalena Röck** (AUT).

Und auch bei der Weltmeisterschaft in Gijon (ESP) war Kim nicht zu schlagen: Die Koreanerin mit dem eleganten Kletterstil krönte ihre Saison mit einem weiteren Titel, den sie sich wie in der Weltcup-Gesamtwertung vor Markovic und Röck sicherte. Bei den Herren war es kein anderer als **Adam Ondra**, der nach dem Boulder-Weltmeistertitel nur wenige Tage später schon wieder voll auf den Lead-Modus



2014 der stärkste Mann mit Seil: Jakob Schubert holt sich souverän den Gesamtweltcup.



Wettkampfwand mit Aussicht: Der Mont Blanc wacht über den Kletterern beim Weltcup in Chamonix. *Alle Fotos © H. Wilhelm*

umschalten konnte und sein zweites Gold holte. Altmeister **Ramon Julian Puigblanque** (ESP) auf Platz zwei hatte genauso das Nachsehen wie **Sachi Amma** (JAP) auf Rang drei. Zumindest für Puigblanque gab es bei der EM 2015 dann noch ein kleines Trostpflaster: Hier ließ er Ondra knapp hinter sich auf Platz zwei und wurde Europameister. Erfreulich aus deutscher Sicht: Mit **Sebastian Halenke** (DAV Schwäbisch Gmünd) stand mit Rang drei seit langem wieder bei einem Lead-Titelkampf ein deutscher Kletterer auf dem Podium. Die Damenwertung in Chamonix ging an **Mina Markovic** vor dem neuen Shootingstar **Janja Garnbret** (SLO) und **Jessica Pilz** (AUT).

Phänomen Adam Ondra

Am Fels ist er ohne Frage der stärkste Kletterer der Welt. Aber hier gelten andere Gesetze als bei den Wettkämpfen – so denken oft die starken Felskletterer und meiden daher den Vergleich im Wettkampf. Aber Ondra wäre nicht Ondra, wenn er nicht den Anspruch hätte, auch in dieser Disziplin der Beste zu sein. Und so entschloss sich der Tscheche, in der WM-Saison 2014 den Fokus voll auf die Wettkämpfe zu legen. Mit seinem kompromisslosen „Alles- oder-Nichts"-Stil und seiner emotionalen Art sorgte er auf jeden Fall für viele Highlights bei den Wettkämpfen – auch wenn er sich manchmal dadurch vielleicht um den Sieg gebracht hat. Die Zuschauer würdigten seine leidenschaftliche Performance auf jeden Fall, und am Ende sprangen neben etlichen Siegen und Podien bei den Weltcups auch die beiden WM-Titel im Lead und Bouldern heraus. Damit ist es amtlich: Man kann sehr wohl auf höchstem Niveau am Fels und im Wettkampf unterwegs sein!

Youth Gone Wild: Der Kletternachwuchs gibt ordentlich Gas!

Nicht nur bei den nationalen Wettkämpfen, sondern auch auf internationaler Ebene steigt die Teilnehmerzahl bei den Jugendwettkämpfen beständig. Für die ambitionierten Youngsters gab es 2014 mit den European Youth Cups Wettkampfserien in den Disziplinen Bouldern, Lead und Speed sowie in allen Disziplinen Europameisterschaften. Als Krönung folgten schließlich die Jugend-Weltmeisterschaften (Lead & Speed) in Neukaledonien.

Als eines der größten Nachwuchstalente im Jugendbereich stach die Slowenin **Janja Garnbret** hervor. Seit 2013 nimmt sie aktiv am internationalen Wettkampfgeschehen im Lead und Bouldern teil und ihre Ergebnisliste ist beeindruckend: Sämtliche europäische Jugendwettkämpfe, bei denen sie an den Start gegangen ist, hat sie gewonnen, dazu kommt noch der Jugend-Weltmeistertitel im Lead. Und auch bei den Senioren konnte sie auf Anhieb mithalten: Bei ihrem ersten Start bei den Senioren wurde sie bei der EM 2015 in Chamonix hervorragende Zweite.

Ein weiteres großes Nachwuchstalent ist die Österreicherin **Jessica Pilz**. Auch sie hat in ihren jungen Jahren schon eine beeindruckende Erfolgsliste vorzuweisen. Sowohl im Bouldern als auch im Leadklettern ist sie auf fast allen internationalen Jugend-Wettkämpfen in der Wertungsklasse der Juniorinnen ganz vorne mit dabei. Zusammen mit Teamkollegen wie Georg Parma, Bernhard Röck oder Hannah Schubert hat sie Österreich zu einer führenden Nation im internationalen Jugendklettern gemacht.

Komplette Ergebnisse und Rankings unter www.ifsc-climbing.org

Chronik Skibergsteigen



Am Anschlag: Kurz nach dem Start ist das Feld noch dicht beieinander und die Pace sehr hoch.



Sepp vorneweg: Rottmoser ist der dominierende Sprinter der letzten beiden Jahre.

Deutsche Skibergsteiger in der Weltspitze

Bei fünf Weltcups und einer Weltmeisterschaft haben sich in der Saison 2014/15 die weltbesten Skibergsteiger in den Disziplinen Sprint, Vertical und Individual gemessen. Eine perfekt organisierte Weltmeisterschaft boten die Veranstalter im Februar im Vorzeigeskiort Verbier (SUI). Bereits zum Auftakt zeigte die kleine, schlagkräftige DAV-Nationalmannschaft beim Sprint-Rennen eine bärenstarke Leistung. **Seppi Rottmoser** musste sich im Finale nur seinem italienischen Freund **Robert Antonioli** geschlagen geben. **Anton Palzer** sicherte sich mit dem vierten Platz bei den Herren den Weltmeistertitel in der Espoir- (= Nachwuchs-) Klasse (U23). Bei bestem Wetter empfingen Tausende Zuschauer die völlig entkräfteten Skibergsteiger im Zielbereich des Vertical-Rennens. Im Skigebiet von Verbier zeigte der Spanier **Kilian Jornet** seine Klasse und holte sich den Weltmeistertitel vor Anton Palzer. In einem furiosen Finale im Schlussanstieg hängte Palzer – bereits am Ende seiner Kräfte – den Italiener **Lorenzo Holzknecht** noch ab. Schwierige Abfahrten und kräftezehrende Tragepassagen verlangten den Athleten beim Individual-Rennen alles ab. **Jornet** durchbrach die italienische Phalanx und sicherte sich dank seiner starken Leistungen im Aufstieg auch in dieser Disziplin den Weltmeistertitel. Ihm folgten auf den Plätzen zwei und drei die Italiener **Robert Antonioli** und **Matteo Eydallin**.

Beim Blick auf die Ergebnisse des WM-Team-Rennens kam die Dominanz der italienischen Skibergsteiger in der Saison 2014/15 klar zum Ausdruck: Drei der besten sechs Zweierteams kamen aus Italien. **Damiano Lenzi** und **Matteo Eydallin** holten sich vor den Franzosen **William Bon-Mardion** und **Xavier Gachet** und ihren italienischen Landsleuten **Robert Antonioli** und **Michele Boscaci** den Weltmeistertitel. Beim abschließenden Staffel-Rennen, in dem vier Skibergsteiger auf einer verlängerten Sprintstrecke nacheinander für ihre Nation antraten, siegte Italien vor Frankreich und der Schweiz.

Sage und schreibe vier Goldmedaillen und eine Silbermedaille holte sich **Laetitia Roux** in den fünf Disziplinen der Weltmeisterschaft von Verbier bei den Frauen. Lediglich im Vertical-Rennen musste sich die 30-jährige Französin der Spanierin **Laura Orgué Vila** – einer Langläuferin, die nur für den Vertical-Wettbewerb gemeldet wurde – geschlagen geben. Insgesamt bunter und abwechslungsreicher als bei den Herren waren die Ergebnislisten bei den Rennen der Frauen. So reihten sich unter anderem die Polin **Anna Figura** und die Norwegerin **Hildegunn Gjertrud Hovdenak** im Sprint sowie die Schwedin **Emelie Forsberg** im Individual-Rennen weit vorne ein. Insgesamt fiel neben der Dominanz der weltbesten Skibergsteigerin, Laetitia Roux, vor allem die starke Leistung der Skibergsteigerinnen aus Spanien auf.

Größere Leistungsdichte im Gesamtweltcup

Der Weltcupzirkus machte in der Saison 2015 Station im französischen Puy St. Vincent, in Font Blanca in Andorra, im italienischen Martelltal und zum Abschluss in Prato Nevoso in den Ligurischen Alpen. Ab dem ersten Rennen zeigte der beste Skifahrer im Feld, der rennerfahrene Franzose **William Bon-Mardion**, sein Können bei den Individual-Rennen. Mit Top-Platzierungen bei allen vier Weltcups sicherte er sich den Gesamtweltcupsieg in der Disziplin Individual. Der spanische Ausnahmeathlet **Kilian Jornet**, im Sommer einer der besten Trailrunner der Welt, musste in einem Vertical-Ren-



Abfahrt in Traumkulisse: Auch mit Puls 180 haben die Wettkampf-Skibergsteiger noch ein Auge für die Berge um sich herum.



Toni Palzer wird von den Massen zum Vizeweltmeistertitel im Vertical Race getragen. *Alle Fotos © W. Seebacher*

nen auf den ersten Platz verzichten. Der junge **Anton Palzer** von der DAV-Sektion Berchtesgaden schaffte das nicht für möglich Gehaltene und gewann das letzte der drei Vertical-Rennen der Saison gegen den überragenden Spanier. Jornet sicherte sich mit seinen herausragenden Leistungen den Gesamtsieg in der Disziplin Vertical.

Heiß umkämpft war jedes der Sprint-Rennen in der Saison 2014/15. Vor allem der erneut bärenstarke **Seppi Rottmoser** von der DAV-Sektion Rosenheim lieferte sich nervenaufreibende Duelle mit dem Italiener **Robert Antonioli**. Letztendlich erkämpfte sich Antonioli – der wohl beste Allrounder des Weltcupgeschehens – den Sieg im Sprint-Gesamtweltcup vor Rottmoser.

Laetitia Roux dominiert Weltcup der Frauen

Bei den Frauen bekamen die Zuschauer und Athleten bei den Siegerehrungen einen Ohrwurm von den Klängen der Marseillaise. Die französische Grande Dame des internationalen Skibergsteigens, **Laetitia Roux**, gewann in allen drei Disziplinen (Sprint, Vertical und Individual) unangefochten den Gesamtweltcup. Hinter ihr kam ihre Landsfrau **Axelle Mollaret** auf den zweiten und die Schwedin **Emelie Forsberg** auf den dritten Platz. Auch im Gesamtweltcup bewiesen die Spanierinnen mit vier Frauen unter den besten acht ihre Ambitionen für die kommenden Jahre.

Starke Jugend aus Italien und Frankreich

Beim Blick auf den Gesamtweltcup bei den Junioren und in der Espoir-Klasse zeigt sich, dass die gezielte Nachwuchsförderung in Italien, Frankreich und der Schweiz Früchte trägt. In der Espoir-Klasse dominierte **Anton Palzer** den Gesamtweltcup – bis er sich bei der Weltmeisterschaft in Verbier im Staffelrennen eine Knieverletzung zuzog. Sein härtester Konkurrent, der Italiener **Nadir Maguet**, profitierte von Palzers verletzungsbedingter Absage bei einem Weltcup und holte sich letztendlich den Sieg. Den dritten Platz erreichte der Österreicher **Daniel Zugg**. Neben Maguet waren drei weitere Italiener unter den ersten fünf in dieser Altersklasse.

Bei den Junioren machten die jungen Athleten aus Frankreich, Italien und der Schweiz die Siege bei Weltcups und der Weltmeisterschaft reihenweise untereinander aus. Am Ende setzte sich im Gesamtweltcup der Italiener **Davide Magnini** durch – vor dem Schweizer **Rémi Bonnet** und dem Franzosen **Simon Bellabouvier**. Bei den Juniorinnen schaffte es nur die junge Österreicherin **Verena Streitberger**, hin und wieder die Dominanz der italienischen und französischen Konkurrenz zu durchbrechen. Sie landete am Ende der Saison auf dem fünften Platz des Gesamtweltcups. Die Zukunft im Skibergsteigen der Frauen gehört mit großer Wahrscheinlichkeit der unangefochtenen Siegerin des Gesamtweltcups, der Italienerin **Giulia Compagnoni**.

In die Fußstapfen ihrer bekannten Landsfrau Laetitia Roux scheint die Siegerin der Espoir-Klasse zu steigen. Am Ende der Saison holt sich **Axelle Mollaret** vor der Schweizerin **Jennifer Fiechter** und der Spanierin **Marta Garcia Feres** den Gesamtweltcup. Der starke Konkurrenzdruck bei den jungen Skibergsteigerinnen und Skibergsteigern in Frankreich, Italien und der Schweiz führt zu einer enormen Leistungsdichte. Damit fällt vielen der ambitionierten Athleten der Übergang in den Seniorenbereich deutlich leichter als in vielen anderen Nationen.

Weitere Informationen und alle Ergebnisse finden Sie unter www.ismfskievents.com

Die Ursprünge des Freikletterns

Die Bewegung der Führerlosen und die Wiener Schule

>> Nicholas Mailänder



Unter alpinhistorisch bewanderten Menschen in Deutschland und Österreich hält sich bezüglich des Entstehens und der Verbreitung des Freiklettergedankens ein zählebiger Mythos. Demnach soll das Freiklettern gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Sachsen entstanden und das Elbsandsteingebirge der erste alpinsportliche Kulturraum gewesen sein, in welchem die „Freikletterei" ab 1913 „absolut gebietsumfassend" durchgesetzt wurde. Das Sichten der historischen Quellen führt jedoch auf eine andere Spur.*

Eine Schlüsselfigur in der Ideengeschichte des Freikletterns ist zweifellos der Wiener Kletterer Paul Preuß. Er war einer der prominentesten Vertreter der sogenannten Wiener Schule des Kletterns, die um 1880 von den führenden Alpinisten der Donaumetropole begründet wurde. Im August 1911 veröffentlichte Preuß in der Deutschen Alpenzeitung seinen Epoche machenden Beitrag „Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren". Einer der Kernsätze lautet: *Ich halte die Sicherung durch eingetriebene Mauerhaken, in vielen Fällen Sicherung überhaupt, sowie das Abseilen und alle anderen Seilmanöver, die so oft die Besteigung von Bergen ermöglichen oder wenigstens dabei angewendet werden, für künstliche Hilfsmittel und daher vom Standpunkt des Alpinisten wie des Klettersportlers als nicht einwandfrei, als nicht berechtigt.*[1]

Wie war Preuß zu diesem seinem Gedankengut gekommen? Paul Preuß sah sich sehr bewusst in der Tradition des führerlosen ostalpinen Bergsteigens, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden war. Nicht umsonst hingen in seinem Zimmer die Fotografien von Georg Winkler und Emil Zsigmondy – zwei von Preuß besonders verehrte Pioniere dieser alpinsportlichen Bewegung.[2]

Initiator des führerlosen Bergsteigens in den Ostalpen war der Jurist und Geograf Hermann Freiherr von Barth gewesen, der sich als Erschließer und Erforscher der Nördlichen Kalkalpen einen Namen gemacht hatte (siehe auch Berg-Welten, Seite 41 ff.). Im Sommer 1868 hatte der 23-jährige Rechtspraktikant in Begleitung eines Bergführers den Hochkalter und die Watzmann-Mittelspitze bestiegen, um die Touren dann selbständig zu wiederholen. Bald machte er sich von den Führern so weit wie möglich unabhängig. Wir lassen Hermann von Barth am besten selbst von seinem Abnabelungsprozess berichten: *Und rasch entwickelte sich das neue Treiben; brauchte ich anfänglich keine Führer auf Hochgebirgsfahrten, zu welchen andere solcher bedürfen, so ging ich bald auch auf Höhen, welche die Führer, die zünftigen wenigstens, nicht zu betreten wagen. Ich durchstreifte Gebirge, in welchen man vergeblich nach Führern fragt, – ich erstieg Gipfel, deren Namen man in den umliegenden Thälern nicht kennt. Den Eingeborenen der Alpen, den Jägern und Hirten, mochte ich neue Pfade lehren und von dem Gemswild liess ich die meinigen mir weisen.*[3]

Von Barth schilderte seine Erfahrungen in dem Werk „Aus den Berchtesgadener Alpen". Es enthält ein flammendes Plädoyer für das selbständige Bergsteigen: *Oder wer möchte das schrankenlose, bloß auf eigene Erfahrung, Gewandtheit und Kraft gestützte Umherklettern in den Felsen, bis man nach mancher Mühe, manchem mißlungenen Versuche den angestrebten Gipfel erreicht hat – nun allein, von keinem lebenden Wesen gehört noch gesehen, auf der schroffen Felsenspitze thront, da und dort alte, auf gleiche Weise gewonnene Bekannte grüßend – wer möchte dies nicht als das Ideal des Bergsteigens betrachten?*[4]

Es war allerdings eine Idee, für die sich vorerst kaum jemand begeistern konnte. Erst Ende der 1870er-Jahre entstand in München eine kleine Gruppe besonders leistungsfähiger Alpinisten. Franz Kilger, Heinrich Schwaiger und Dr. Alois Zott wurden allgemein als die Erben Hermann von Barths gesehen und folgten seinen Spuren führerlos im Karwendel und Wettersteingebirge.

In Wien waren es die Brüder Emil und Otto Zsigmondy, die mit der selbständigen Erkletterung schwieriger Grate und Wände in den Ennstaler Alpen und in der Hochschwabgruppe auf sich aufmerksam machten. Im Sommer 1879 sorgten die Brüder mit der Besteigung des als unmöglich geltenden Feldkopfes in den Zillertaler Alpen für eine Sensation. Bald versammelte sich um die Zsigmondy-Brüder eine Gruppe Gleichgesinnter – Feuerköpfe wie Eugen Guido Lammer, August Lorria, Louis Friedmann, Demeter Diamantidi, Robert Hans Schmitt und Ludwig Purtscheller. Allesamt brannten sie darauf, den alpinen „Pharisäern" zu beweisen, dass im Gebirge unwiderruflich ein neues Zeitalter angebrochen war. Für Lammer

Kletterer im Bereich des Col du Géant im Mont-Blanc-Gebiet: Das Bild aus dem Jahr 1906 stammt aus dem Fotoalbum des Düsseldorfer Bergsteigers Fritz Reimann. Wer der Herr im Bild ist und ob er ein Freikletterer war, ist nicht bekannt.
© Archiv des DAV, München

* *de.wikipedia.org/wiki/Freiklettern am 16. August 2014 sowie Brief von Dietrich Hasse an Walter Welsch vom 12. Januar 2015.*

1 *Paul Preuß, Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren, Deutsche Alpenzeitung 1911/1912, S. 242–244, hier S. 242.*

2 *Vgl. Reinhold Messner, Freiklettern mit Paul Preuß, München Wien Zürich 1986, S. 31 f.*

3 *Hermann von Barth: Aus den Nördlichen Kalkalpen, Gera 1874, XIX f.*

4 *Ebd., S. 235.*







Die bayerischen Bergsteiger Franz Kilger (oben), Heinrich Schwaiger (Mitte) und Alois Zott (unten) wagten als Erste, die kühnen Besteigungen Hermann von Barths (rechts) in den Nördlichen Kalkalpen führerlos zu wiederholen.

© Laternbildsammlung, Archiv des ÖAV, Innsbruck



und die meisten seiner Mitstreiter war das Bergsteigen viel mehr als Sport – nämlich praktizierte Lebensphilosophie. Lassen wir ihn das am besten selbst erklären: *Rotglühend lohte in meinem Busen die Sehnsucht nach alpiner Tat, unlöschbar der Durst nach Abenteuer und Todesgefahr. Ich war entschlossen, das Höchste zu wagen, mein Leben wieder und wieder auf des Messers Schneide zu setzen. Das hatte weit tiefere Gründe als bloße Sportlust oder blasierte Stumpfheit der Nerven, doch kann ich hier nicht in der nötigen Breite darlegen, mit welcher Wucht der schaurige Zweifel auf meiner jungen Seele lastete und die Zersetzung aller Menschheitsgüter, worunter in den Achtziger und Neunziger Jahren alle tieferen Naturen litten. Ich war ein wilder Bursche und ein echtes Kind jener Zeit der geistigen Märzenstürme: Damals in den Achtziger Jahren zertrümmerten wir alles, was unseren Vätern heilig war, wir verspotteten all ihre verwelkten Ideale, alles was sie für gut und schön und wahr hielten: ihre Dichtung und ihre Bauten und Bilder; wir verneinten ihre Religion und ihr Vaterland, jedwede Autorität, die Ehe und vor allem die überlieferte Vätermoral. Ich war nicht unmoralisch, sondern amoralisch gleich der Eiche oder dem Adler oder dem Sturm. Nichts mehr ließen wir gelten als das ungehemmte Ausleben der starken Persönlichkeit nach den innersten Gesetzen ihrer eigenen Natur. Denkt an Nietzsche, den treuesten Spiegel seiner Zeit, den ich aber damals noch nicht kannte!*[5]

Das von Wiener Alpinrebellen propagierte Leben „auf des Messers Schneide" war klarerweise weder am Seil eines allen Anforderungen souverän gewachsenen professionellen Führers zu haben noch an künstlichen Steighilfen, sondern nur im selbstverantwortlichen Vorstoß in die Gefahrenzone des unerschlossenen alpinen Ödlands. Kein Wunder, dass für Lammer der Alleingang die bergsportliche Idealform darstellte: *Ist es nicht ein ritterliches Kämpfen? Zu den Gefahren und Schauern, die das Gebirg über alle hinschüttet, die ihm nahen, fügt der Alleingeher aus freier Wahl noch alle Schauer der Verlassenheit hinzu, eh' der Kampf beginnt. Alle Trümpfe dir, mein Berg. Mir allein die Kraft.*[6]

Den Einsatz von Haken lehnte Lammer vehement ab: *Einst – bis in die Neunziger Jahre hob sich die Leistung des Alleingehers viel weniger ab als die des Seiltouristen: Wenn der Vorankletternde an gefährlichen Stellen 10, 15, 20 Meter höher stand als der Zweite, so blieb er sich beständig bewusst: „Erst nach einem Sturz von 20, 30, 40 Meter kann mich das Seil halten, vermutlich als Schwerverletzten, wenn es dann nicht reißt. (…) Sobald er jedoch begann, sich durch fest eingetriebene Ringhaken zu sichern, übertölpelte er jede Berggefahr und zugleich sein eigenes Gefühl, er verwandelte sich durch den Trick gleichsam in den Seilzweiten, der nur wenige Meter stürzen kann.*[7]

Haken zur Absicherung von Kletterstellen waren für die Wiener Schule des Kletterns ein absolutes No-Go und wurden den verachteten „technischen" oder „künstlichen" Hilfsmitteln zugeordnet, wie sie 1882 bei der ersten Ersteigung des Dent du Géant im Mont-Blanc-Gebiet hemmungslos und umfangreich eingesetzt worden waren. Dies war in Wien und London auf wenig Begeisterung gestoßen.

Bereits im Oktober 1881 hatten die Ramsauer Führer Steiner, Anhäusler und Knauss versucht,

5 *Eugen Guido Lammer: Jungborn, München 1926, S. 109.*
6 *Eugen Guido Lammer: Jungborn, München 1935, S. 215.*
7 *Ebd., S. 214.*

den Durchstieg durch die Südabstürze des Dachsteinmassivs mit erheblichem technischen Aufwand zu erzwingen: *Wir hatten uns (…) mit allen nöthigen Instrumenten versehen. Anhäuser hatte auch Dynamit bei sich, dass wir nöthigenfalls sprengen können. (…) Seile, Eisenstiften und ein Hammer zum Stufenhauen waren zur Vorsicht mitgenommen.*[8] Der Grazer Georg Geyer, Verfasser des Übersichtsartikels, in welchem der Bericht von Johann Knauss veröffentlicht wurde, kommentierte diesen lakonisch: *Es hat sich somit gezeigt, dass ohne Anwendung künstlicher Hilfsmittel die Südwand des Dachsteins nicht ersteigbar ist.*[9] Damit prägte Geyer einen Begriff, dem bis heute in der sportethischen Diskussion des Felskletterns eine Schlüsselrolle zukommt.

Der damalige Präsident des Österreichischen Alpen-Klubs, Julius Meurer, unterschied 1882 in seinem Bericht über die Erstbesteigung des Dent du Géant zwischen den *„technischen Hilfsmitteln"* und den *„usuellen Bergsteiger-Utensilien Gletscher-Seile, Eispickel und Steigeisen"*[10]. In diesem Sinn verstanden die Vertreter der Wiener Schule des Bergsteigens unter „künstlichen Hilfsmitteln" – außer Seil, Eispickel und Steigeisen – alle Gerätschaften und alles Material, die zur Besteigung eines Berges eingesetzt werden konnten. Zum Beispiel Hammer, Haken, Fixseile, in den Fels geschlagene Stufen, Trittstangen aus Eisen, Leitern oder Sprengstoff. Zahlreiche Tourenberichte belegen, dass die meisten Vertreter der Wiener Schule aber durchaus bereit waren, ihre „usuellen Utensilien" auch findig zur Fortbewegung einzusetzen.

1884 scheiterten auch die Wiener Spitzenbergsteiger Emil Zsigmondy, Carl Diener, A. Böhm und Daniel Inthaler beim Versuch, die Südabstürze des Dachsteinmassives zu durchsteigen. Allerdings lässt die grundsätzliche Abkehr von den brachialen Methoden ihrer Vorgänger hin zu einem bewussten Verzicht auf künstliche Hilfsmittel auf einen entscheidenden Paradigmenwechsel schließen. Worauf dieser zurückzuführen ist, muss noch untersucht werden. Die Vermutung liegt nahe, dass die Nachwuchselite aus der Donaumetropole vom englischen Sportsgeist mit seinem von Mummery propagierten „by fair means" beeinflusst war.[11]

Den Erfolg fuhr schließlich im Sommer 1889 ihr Kollege Robert Hans Schmitt ein. Obwohl er einige Haken zur Rettung aus brenzligen Situationen dabeihatte, so blieben sie bei seinem Durchstieg doch im Rucksack: *Abermals stand ich unter dem Überhange und trachtete dem glatten, rundbuckeligen Gestein Halt abzugewinnen; genau überlegte ich, wie hoch ich mich aufziehen müsste, um das Knie in den Riss zu klemmen; dass ich mich dann würde halten können, wusste ich. Langsam, um das Gleichgewicht nicht zu stören, zog ich mich, eng an die Wand geschmiegt, empor und gelangte in den Riss, durch den ich mich weiter hinaufarbeitete. Endlich langte ich am Beginn der Felsrinne an, wo ich mich auf einem Block zur Rast niederließ, von dem aus ich den Sack samt Pickel und Stock heraufziehen konnte.*[12]

Zwei Jahre danach, im August 1891, hatte sich der meinungsstarke und sprachgewaltige Eugen Guido Lammer die Erstbegehung des Nordwestgrates des früheren Feldkopfes im Abstieg zum Ziel gesetzt. Der Berg war nach dem Tod Emil Zsigmondys im Jahr 1885 ihm zu Ehren in Zsigmondyspitze umgetauft worden. Am Seil des „Chefideologen" der Wiener Schule war der 18-jährige Gymnasiast Oscar Schuster aus Dresden, der zwei Jahre zuvor als Internatsschüler in Davos die Berge kennen und lieben gelernt hatte.

Lammer sicherte den gewandten Jungen über schwierige Stellen hinab. Beide waren der schwierigen Kletterei wegen in Strümpfen unterwegs. Hinter der zweiten Gratscharte standen sie vor einer für sie unkletterbaren Stelle. Weiter im O-Ton Lammer: *Was thun? Da wendete ich eine an sich sehr bedenkliche, in unserem Falle aber durchaus correcte Technik an: den Seilwurf. (…) ich fasste unser Seil doppelt zu einer Schlinge und begann nach einem offenbar festen, scharfen vorspringenden Za-*





Eugen Guido Lammer, Vordenker der Führerlosen (oben), und Julius Meurer, Gründungspräsident des Österreichischen Alpenklubs (unten).

© Laternbildsammlung, Archiv des ÖAV, Innsbruck

8 *Johann Knauer: Bericht in: Georg Geyer, Touristisches über die Dachsteingruppe, Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1881, S. 240–310, hier S. 286 f.*

9 *Ebd. S. 287.*

10 *Julius Meurer: Dent du Géant, Österreichische Alpenzeitung (OeAZ) 22. 9. 1882, S. 251–252, hier S. 251.*

11 *Vgl. Robert Hans Schmitt: Erste Durchkletterung der Dachstein-Südwand, Österreichische Alpen-Zeitung (OeAZ) 15. 11. 1889, S. 277–286, hier S. 278.*

12 *Ebd., S. 281.*





Der von Oscar Schuster (oben) erstbestiegene Falkenstein ist einer der klassischen Gipfel des Elbsandsteingebirges. Die Besteigungsszene diente bereits um 1900 als Postkartenmotiv (rechts).

© Laternbildsammlung, Archiv des ÖAV, Innsbruck (oben), Archiv des DAV, München (rechs)

cken den Lassowurf. (…) Zum fünften Mal ausgeholt! – Hurrah! Fest und sicher saß die Schlinge um den Felskopf – ich sah es deutlich (…) und schon baumelte ich am rechten Ende über der Floitenwand und klomm am Seil empor. (…) Die neue Technik hatte gesiegt. Rasch kommt auch Schuster mit Seilhilfe nach. Was soll uns jetzt nach solchen Stellen noch hindern?[13]

Aus ihren Tourenberichten wird deutlich, dass Lammer und seine Freunde den Seilwurf, den Schulterstand, das „Drytoolen" am im Fels verhakten oder verklemmten Pickel sowie das Abseilen am Doppelseil – alles Verfahren, die bei dieser Tour zum Einsatz kamen – als durchaus *„correcte Techniken"* betrachteten. Dagegen lehnten sie den Einsatz von Leitern, Fixseilen oder Mauerhaken sowie das Schlagen von Stufen ins Gestein aus tiefster Überzeugung ab.

Oscar Schuster, die Wiener, Mummery und Fehrmann

Wie die meisten guten Ostalpenbergsteiger seiner Zeit trat auch der Dresdner Oscar Schuster in den Österreichischen Alpenklub ein und wurde bald zu einem seiner aktivsten Mitglieder. Sein in der Österreichische Alpenzeitung (OeAZ) 1896 veröffentlichter Tourenbericht umfasst rund 140 Bergfahrten. Im selben Jahr 1891, in dem Oscar Schuster mit seinem Lehrmeister Lammer an der Zsigmondyspitze unterwegs war, startete er den ersten Versuch einer sportlich einwandfreien Besteigung des Falkensteins im Elbsandsteingebirge. Von seinem Misserfolg lassen wir Schuster am besten selbst berichten: *Da aber das Wetter miserabel, der Fels nass war, so gelang der Versuch nicht – vielleicht ist ein Hinaufkommen ohne künstliche Hilfsmittel sogar ganz ausgeschlossen.*[14]

Die Verwendung dieses Schlüsselbegriffes der Wiener Schule weist auf eine geistige Nähe des Gymnasiasten zu dieser dem hilfsmittelfreien Klettern verpflichteten Bewegung hin. Dass Schuster dann bei seiner Besteigung des Falkensteins am 27. September 1892 im unteren Teil eine Leiter benutzte, hätte sein Mentor Lammer bestimmt nicht befürwortet. Ansonsten verhielt sich Schuster in den Anfangsjahren seiner kletterSportlichen Betätigung im Elbsandsteingebirge zuallermeist wie seine ostalpinen Kollegen: Im Normalfall kletterte er frei, hie und da arbeitete er mit Seilwurf oder benutzte den Eispickel zur Fortbewegung; nur ausnahmsweise verwandte er ein Drahtseil (beim Aufstieg auf den Einser).[15] Dietrich Hasse dürfte wohl mit seiner Beurteilung von Schusters Einstellung zu den künstlichen Hilfsmitteln richtig liegen: *Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass für Oscar Schuster Höherbewertung hilfsmittelfreien Kletterns ohne Einschränkung galt; eine so kompromisslose Haltung, wie sie Rudolf Fehrmann später einnahm, ist bei ihm jedoch noch nicht festzustellen.*[16]

Bezüglich der Frühzeit des Kletterns in Sachsen sind noch weitere Untersuchungen notwendig, um

13 *Eugen Guido Lammer: Die Zsigmondy-Spitze (3030 m), OeAZ 25. 12. 1891, S. 313–318, hier S. 315.*

14 *Zitiert nach: Dietrich Hasse: Wiege des Freikletterns – sächsische Marksteine im weltweiten Alpinsport bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 2000, S. 50.*

15 *Vgl. Hasse 2000, S. 56.*

16 *Ebd.*



Am 4013 Meter hohen Dent du Géant verzichteten die Wiener Heinrich Pfannl, Thomas Maischberger und Fritz Zimmer im Sommer 1900 bewusst auf künstliche Hilfsmittel.
© Archiv des DAV, München

herauszufinden, inwiefern die von frühen Impulsgebern des Sächsischen Bergsteigens wie Hugo Kurze und Oscar Schuster eingeleiteten Neuerungen auf deren Verwurzelung in einer lokalen Tradition zurückzuführen waren oder von der Wiener Schule beeinflusst wurden. Denn es könnte einen ursprünglich selbständigen Strang der sächsischen Freiklettertradition geben, der sich vielleicht später mit Einflüssen von außen verband.[17]

Die junge Garde der Wiener Kletterer scheint es um die Jahrhundertwende mit dem Verzicht auf künstliche Hilfsmittel recht genau genommen zu haben. So reisten die Wiener Extremen Heinrich Pfannl, Fritz Zimmer und Thomas Maischberger im Sommer des Jahres 1900 eigens nach Chamonix, um den Nachweis zu erbringen, dass der Dent du Géant doch „by fair means" zu besteigen war. Im Jahr 1880 hatte der englische Bergsteiger Albert Frederick Mummery hier am höchsten von ihm erreichten Punkt seine Visitenkarte hinterlegt, mit dem Vermerk *„Absolutely inaccessible by fair means"* – absolut unbezwingbar mit fairen Mitteln. Die drei Spitzenkletterer aus Wien hatten sich vorgenommen, diese Behauptung zu widerlegen.

Pfannl, Zimmer und Maischberger gelangten am 20. Juli 1900 nur mit Händen und Füßen kletternd über die Nordwand und den Nordwestgrat auf den Riesenzahn. Eine zuvor ins Auge gefasste Route verwarfen sie, weil hier Haken zur Sicherung notwendig gewesen wären. Aus ihrem Bericht: *Der nächste Gratabsatz ist fast senkrecht und würde zu seiner Überwindung unbedingt in halber Höhe die Sicherung durch einen Mauerhaken erfordern, welches Mittel wir vermeiden wollten, da der gewöhnliche Anstieg uns eben deshalb herausgefordert hatte, dem herrlichen Berg ohne künstliche Hilfsmittel zu Leibe zu rücken.*[18]

Im Elbsandsteingebirge wurde die konsequente Limitierung von künstlichen Hilfsmitteln erst zehn Jahre später von Arymund Fehrmann öffentlich propagiert und von dessen Bruder Rudolf von 1913 an durchgesetzt. Rudolf Fehrmann begann 1903 mit dem Klettern – also drei Jahre nach der ersten sportlich einwandfreien Erkletterung des

17 *Spektakuläre Einzelaktionen wie die Bezwingung des Steilabbruches der Festung Königstein durch Sebastian Abratzky im Jahr 1848 dürften diese Tradition jedoch kaum begründet haben. Solche Taten, die ihrer Zeit voraus waren, gab es in vielen Felsgebieten. So hatte auch die Begehung des schwierigen und moralisch anspruchsvollen Verbindungsgrates vom Katzenkopf zur Mittleren Jägerkarspitze (Karwendel) im Alleingang durch Hermann von Barth im Jahr 1870 keine unmittelbare Wirkung auf das klettersportliche Verhalten seiner Zeitgenossen, mag aber durch ihr Vorbild die Entwicklung langfristig beeinflusst haben.*

18 *OeAZ 567 1900, S. 247–248, S. 248.*





Rudolf Fehrmann (oben) und Oliver Perry-Smith (unten) waren vor dem Ersten Weltkrieg das führende Team im Elbsandsteingebirge. Ihnen gelang 1908 die Erstbegehung der Südwestverschneidung des Campanile Basso (Guglia di Brenta). Die Ostwand dieses markanten Felsturms (rechts) wurde 1911 von Paul Preuß (Seite 155, Mitte) free solo erstbegangen.

© Archiv des DAV, München



Dent du Géant und 23 Jahre nach Mummerys für die Entwicklung der Sportethik des Kletterns so wichtigem Verzicht. Zusammen mit dem Amerikaner Oliver Perry-Smith bildete Fehrmann von 1905 an eine der kreativsten Seilschaften des Elbsandsteingebirges, der eine Vielzahl an Erstlingsfahrten im Elbsandsteingebirge gelang, von denen einige mit dem UIAA-Grad VI zu bewerten sind.

Am 27. September 1908 durchstieg die Seilschaft unter der Führung von Perry-Smith die Südwestverschneidung des Campanile Basso in der Brenta, die seitdem fälschlicherweise als „Fehrmannverschneidung" bekannt ist. Nicht umsonst machte Fehrmann diese wichtige Erstbegehung in der Österreichischen Alpenzeitung bekannt, dem Publikationsorgan der Wiener Schule: Der sächsische Felsmann wusste genau, wo damals im ostalpinen Klettern die Musik spielte.

Wenig später erkletterte das amerikanisch-sächsische Team erstmals die Nordwand der Kleinen Zinne in den Sextener Dolomiten – die heute mit V+ (UIAA) bewertet wird –, wobei in Anbetracht der erheblichen Schwierigkeiten an der Schlüsselstelle zwei Ringe zur Sicherung in Felsritzen getrieben wurden. Zufrieden mit seiner Leistung, beurteilte Fehrmann seinen Nordwandweg an der Kleinen Zinne: *Die klettertechnischen Schwierigkeiten sind meinem und meines Freundes Empfinden nach die bedeutendsten, auf die wir bisher in den Alpen gestoßen sind.*[19] Der Stolz war berechtigt: Schwierigeres dürfte damals im Alpenraum nicht geklettert worden sein.

Das sollte sich schon wenige Monate später ändern. Nämlich mit der Ersteigung der Westwand des Totenkirchls durch Tita Piaz, Josef Klammer, Rudolf Schietzold und Franz Schroffenegger. Dabei dürften erstmals im Hochgebirge Schwierigkeiten im Bereich des sechsten Grades geklettert worden sein. Auch bei diesem Durchstieg wurden Haken zur Sicherung eingesetzt. Und – nebenbei gesagt – auch die Technik des Schulter- und Kopfstandes (Piaz stieg Schietzold aufs Haupt).[20]

Paul Preuß, der Mauerhakenstreit und die Fehrmann'schen Kletterregeln

Der Piazweg durch die Totenkirchl-West blieb immerhin rund drei Jahre lang das Maß aller Dinge in den Ostalpen. Und es ist kein Zufall, dass Paul Preuß im Jahr 1911 genau diese Route auswählte, um seine Forderung nach stilreinem Klettern durch ein Argument der Tat zu untermauern. Als Preuß im Sommer 1911 im Wilden Kaiser aufkreuzte, scheint es ihm ein Anliegen gewesen zu sein, deutlich zu machen, was es hieß, wirklich auf künstliche Hilfsmittel zu verzichten.

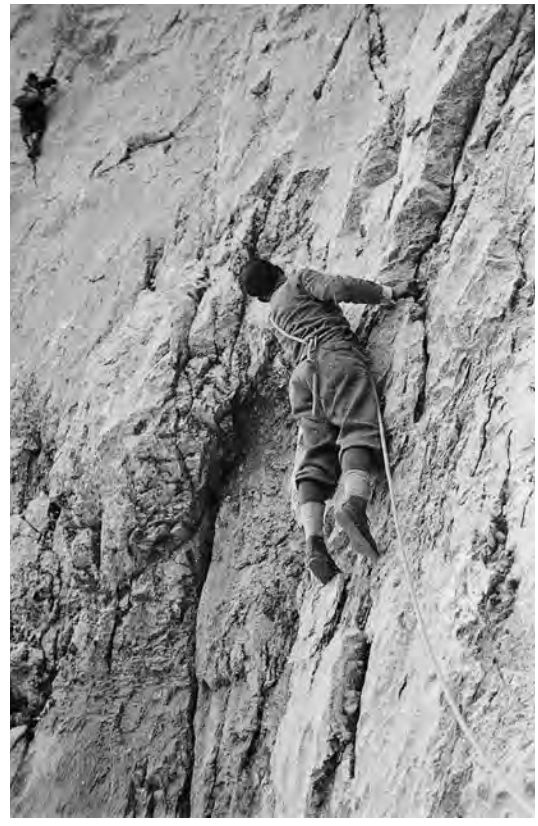
Denn nach und nach war der Einsatz von Haken – wenn auch ausschließlich zur Sicherung – immer hoffähiger geworden. Bereits Ampferer und Berger hatten sie 1899 am Campanile Basso ganz selbstverständlich eingesetzt. Auch Tita Piaz und sein Kollege Angelo Dibona fanden nichts dabei, einen Ringhaken in den Fels zu dreschen, wenn es ihnen zu gefährlich wurde. Es dürfte kaum ein Zufall gewesen sein, dass sich Preuß ausgerechnet die Prüfstücke seiner ideologischen Widersacher vorknöpfte, als er 1911 zum Rundschlag ausholte.

19 *Hasse 2000, S. 145.*
20 *Vgl. Fritz Schmitt: Das Buch vom Wilden Kaiser, München 1942, S. 243.*

Preuß handelte gezielt: Am 24. Juli durchstieg er im ungesicherten Alleingang die Piazführe in der Totenkirchl-Westwand, vier Tage später gelang dem Überflieger – ebenfalls free solo – die Erstbegehung der lotrechten Ostwand des Campanile Basso in den Brenta-Dolomiten mit freiem Abstieg über den kniffeligen Normalweg, der üblicherweise mit Hakensicherung erstiegen wurde. Es folgte eine für seine Zeit einmalige Serie schwierigster Felsfahrten, die Preuß im Oktober mit einer hakenfreien Begehung der gefürchteten Ödstein-Nordwestkante im Gesäuse abschloss. Dieser kurz zuvor von dem bedeutenden Dolomitenführer Angelo Dibona eröffnete Kletterweg war die einzige Route in den Wiener Hausbergen, deren Schwierigkeit an das inzwischen im Wilden Kaiser erreichte Niveau heranreichte.

Was Preuß mit diesen „Argumenten der Tat" zum Ausdruck bringen wollte, war klar: Wenn die schwersten Touren in den Ostalpen gänzlich ohne künstliche Hilfsmittel geklettert werden konnten, dann waren damit solche Behelfe in leichteren Routen ad absurdum geführt. Parallel zu seinen Fakten schaffenden Aktionen startete Preuß mit seiner Kampfschrift „Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren", die im August 1911 in der Deutschen Alpenzeitung veröffentlicht wurde, seine alpinideologische Offensive. Nachdem sich die Alpenvereinssektion Bayerland am 31. Januar 1912 unter der Leitung von Georg Leuchs auf einem „Sprechabend" um die Schlichtung des Mauerhakenstreits bemüht hatte (mit Preuß als Hauptreferent und Hans Dülfer als Protokollführer), wurde die Frage der künstlichen Hilfsmittel zum Thema Numero eins in der Szene.

Die Preuß'sche Forderung, Haken nur zur Rettung aus einer lebensbedrohlichen Situation und nicht als Basis einer Arbeitsmethode einzusetzen, fand viel Zustimmung. Kein Wunder! Denn der von Preuß geforderte Verzicht auf jegliche künstlichen Hilfsmittel war schließlich die konsequente Umsetzung des von Lammer und seinen Freunden bereits ein Vierteljahrhundert zuvor propagierten Prinzips *Alle Trümpfe dir, mein Berg. Mir allein die Kraft*. Und damit konnten sich die meisten im Geist der Wiener Schule sozialisierten ostalpinen Spitzenleute voll und ganz identifizieren. Zumindest in der Theorie. In der Praxis waren einige der führenden Kletterer jedoch bereit, Kompromisse einzugehen. So erklärte sich Hans Dülfer zwar zum Anhänger der Preuß'schen Lehre, was ihn aber nicht daran hinderte, auch mal in Eisen und Manilahanf zu greifen, wenn es anders nicht weitergehen wollte. Siehe die Seilquergänge in seiner Fleischbank-Ostwand oder in der Dülferroute an der Totenkirchl-Westwand.









Rudolf Schietzold, Franz Schroffenegger, Josef Klammer und Tita Piaz 1908 in Heldenpose nach der Erstbegehung der Totenkirchl-Westwand (oben rechts).

In der Direkten Totenkirchl-Westwand (links) setzte Hans Dülfer (rechts unten) Haken zur Fortbewegung ein.

© Archiv des DAV, München (links), Laternbildsammlung, Archiv des ÖAV, Innsbruck

Aber auch wenn nicht jedermann bereit war, in der Praxis der reinen Preuß'schen Lehre zu folgen, so bewirkte die Ethik-Offensive des Klettergenies doch, dass das freie Klettern als Ideal erhalten blieb und dass praktisch alle Erschließer neuer Wege versuchten, mit einem Minimum an Haken und Seilmanövern auszukommen. So setzte Hans Dülfer bei der Solo-Erstbegehung des nach ihm benannten Risses zwischen Christaturm und Fleischbank ganze zwei (!) Haken ein. Der erste, der sie nach ihm klinken sollte, war mehr als zehn Jahre später ein gewisser Fritz Wiessner aus Dresden. Von seiner Felsheimat an der Elbe war Wiessner gewohnt, sich beim Klettern auf die eigenen Fähigkeiten zu verlassen. Dafür hatte nicht zuletzt Rudolf Fehrmann im Jahr 1913 durch die Formu-



Am 3. September 1913 stieg Hans Dülfer im Alleingang durch den teilweise überhängenden Riss zwischen Christaturm und Fleischbank.
© J. Winkler/Archiv des DAV, München

lierung von Kletterregeln gesorgt, die sicherstellten, dass die Wände des Elbsandsteingebirges nicht mit Haken vollgepflastert wurden.

Diese Regeln waren vor dem Hintergrund des voll entbrannten Mauerhakenstreits formuliert worden. Wie Preuß, so forderte auch Fehrmann den Verzicht auf künstliche Hilfsmittel, definierte diese aber grundsätzlich anders als die Wiener: Gemäß den in der Sächsischen Schweiz gültigen Regeln gelten die zur Sicherung in den Fels gedübelten Ringe nicht als künstliche Hilfsmittel. Für Paul Preuß wäre das Bohren eines Loches in den Fels einer Kletterroute, um einen Eisenring einzubleien, eine geradezu frevelhafte Baumaßnahme gewesen.

Fehrmanns Sprachregelung hatte wohl ihre guten Gründe: Die in den Fels gedübelten Ringe können als sinnvolles Zugeständnis gewertet werden an die Weichheit des sächsischen Sandsteins unter seiner verfestigten Oberfläche sowie an die Schwierigkeit der dort begangenen Wege.

Die Achse Wien – London und die britische Schule des Freikletterns

Die Wiener und die Sachsen waren jedoch nicht die Einzigen, die sich über Fragen der alpinen Sportethik intensiv Gedanken machten. Der englische Alpinist Albert Frederick Mummery mit seinem „absolutely inaccessible by fair means" wurde bereits erwähnt. Was Mummery unter „fair means" verstand, machte er in einem Vortrag über die Beinahe-Erstersteigung der Aiguilles des Grands Charmoz deutlich, den er am 3. Mai 1892 beim altehrwürdigen Alpine Club in London vortrug. *Venetz wurde ohne zu zögern auf Burgeners Schultern gehievt. (…) Der verachtete Herr musste dann dafür herhalten, diese Leiter zu verlängern, wodurch Venetz einen schwach ausgeprägten Griff zu fassen bekam und schließlich den Gipfel erreichen konnte.*[21] Bauen im sächsischen Stil war für den Engländer offenbar Fairplay. Und er hatte auch nichts dagegen einzuwenden, als Burgener im Abstieg am Doppelseil in die Tiefe schwebte.

Weiter unten, in einem vereisten Couloir kam es zur ethischen Debatte über den Einsatz von mitgeführten Holzkeilen zur Verankerung des Abseilstricks: *Jemand warf die Frage auf, ob der Einsatz solcher Keile nicht einem Kniefall vor dem Abgott Baal gleichkäme und damit der erste Schritt auf dem Weg ins Verderben sei, der mit einer unauflösbaren Vermengung der Kunst des Bergsteigens mit jener des Turmarbeiters enden würde. Worauf wir einhellig erklärten, dass die Charmoz keinesfalls durch fixe Holzkeile entweiht werden dürfte. Wir fanden eine unsichere Felsknolle, um die wir das Doppelseil schlangen, an welchem sich Venetz hinabgleiten ließ.*[22]

Wohlgemerkt: Das geschah am 15. Juli 1880. Also zwanzig Jahre vor der ersten *Clean-Free*-Begehung des Dent du Géant und mehr als dreißig Jahre vor den Preuß'schen Thesen! Mummerys Denken und Wirken wurden in Wien sehr wohl wahrgenommen. Eugen Guido Lammer konnte ausgezeichnet Englisch und äußerte wiederholt seinen tiefen Respekt vor dem britischen Sportsgeist.

Aber auch in anderer Richtung war man beeindruckt – und man wurde höchstwahrscheinlich

21 Albert F. Mummery: The Aiguilles des Charmoz and de (sic!) Grépon, The Alpine Journal XVI, 1893. Übersetzung NM.
22 Ebd. S. 165. Übersetzung NM.

auch beeinflusst! Unter dem Stichwort „Mountaineering without Guides“ machte das Londoner „Alpine Journal” im November 1884 das Treiben der jungen Österreicher um Zsigmondy und Lammer international bekannt, denen die Monte-Rosa-Ostwand, die Überschreitung des Matterhorns, das Zinalrothorn, das Zermatter Weißhorn sowie das Bietschhorn auf neuem Weg gelungen waren – alles ohne Führer.[23] Im Folgejahr veröffentlichte das Organ des Londoner Alpine Club eine lange Liste von Erfolgen der Lammertruppe. Der Bericht endete mit dem Statement: *Es dürfte heute kaum noch einen bedeutenden Gipfel geben, der nicht schon führerlos erstiegen wurde.*[24] The Alpine Journal vom August 1890 enthält eine ausgesprochen positive Beurteilung des Treibens der Wiener Führerlosen: *Es [das führerlose Bergsteigen, Anm. d. Verf.] ist bei weitem die erfreulichste Art des Kletterns; es kann als die höherwertige Form des Sports eingestuft werden, so wie es beim Hochseesegeln schwieriger und faszinierender ist, die Segel selbst zu bedienen und dein Boot selbst zu steuern, als wenn du es vom besten Fachmann der Welt segeln lässt*.[25] Es fällt auf, dass Mummerys bedeutende führerlose Unternehmungen 1892 mit der Ersteigung der Grands Charmoz im Mont-Blanc-Gebiet beginnen. Der zeitliche Zusammenhang mit der zitierten Besprechung in The Alpine Journal ist bemerkenswert, ob ein inhaltlicher besteht, ist offen.

Nach Einschätzung des Extremkletterers, Alpinisten und Schwarzmagiers Aleister Crowley hatten die Führerlosen im Laufe der 1890er-Jahre den Bergführern gar den Rang abgelaufen: *Mummery, Collie und Hastings aus England, zusammen mit Eckenstein und einem oder zwei kleineren Lichtern auf der einen Seite und Purtscheller, Blodig und andere aus Deutschland waren dabei, einen vollkommen neuen Standard des Alpinbergsteigens zu etablieren. Es waren Männer von Bildung und Intelligenz; sie hatten die physikalische Theorie der Bedingungen am Berg studiert; sie hatten Techniken entwickelt, um mit diesen Bedingungen situationsentsprechend umzugehen. Sie führten Bergfahrten durch, von denen kein alpiner Bergführer geträumt hätte. Der erstklassige Amateur stand zum professionellen Bergführer in einem ähnlichen Verhältnis wie der Scharfschütze mit einer Rifle zum Manne mit dem Steinbeil.*[26] Ganz gleich, ob dieses Urteil korrekt ist oder nicht: Es wirft ein Schlaglicht auf das nicht eben unterentwickelte Selbstbewusstsein der jungen Wilden unter den britischen Bergsteigern der 1890er-Jahre.

Crowley hatte dazu auch allen Grund: Ihm waren 1894 einige spektakuläre Erstbegehungen an den Kreidefelsen des Beachy Head an der britischen Kanalküste gelungen. Besonders eindrucksvoll muss die erste Seillänge des „Cuillin Crack“ gewesen sein. Der erste Wiederholer dieser Länge war in den frühen 1980er-Jahren der bekannte Londoner Extremkletterer und Alpinist Mick Fowler, der sie mit britisch 5a, also UIAA 6/6+ einstufte. Crowley hatte diese 30-Meter-Länge gänzlich ohne Sicherung vorgestiegen. Am Ausstieg – einer zu viktorianischen Zeiten noch unabsicherbaren englischen 5b (7– /7) – hatte sich Crowley ein Seil zuwerfen lassen, weshalb er den „Cuillin Crack“ auch nie für sich reklamierte.[27]

Auch sonst nahm es Crowley in Sachen Kletterethik recht genau: 1896 hatte der walisische Kletterer Owen Glynne Jones den rund 20 Meter ho-





An der Aiguilles des Grands Charmoz (oben) reflektierte Albert Frederick Mummery (unten) über das Für und Wider von künstlichen Hilfsmitteln.

© Archiv des DAV, München (oben), Laternbildsammlung, Archiv des ÖAV, Innsbruck (unten)

23 *Vgl. The Alpine Journal XII, 1886, S. 128 f.*
24 *The Alpine Journal XII, 1886, S. 424. Übersetzung NM.*
25 *The Alpine Journal XV, February 1890 to November 1891, S. 229. Übersetzung NM.*
26 *Aleister Crowley: The Confessions of Aleister Crowley, London 1929, S. 121. Übersetzung NM.*
27 *Vgl. Mick Fowler: Vertical Pleasure, Seattle, 1995, S. 75 ff.*





Oscar Eckenstein (oben) ist heute wegen der von ihm propagierten Vertikalzacken-Steigeisentechnik bekannt, sein Bergfreund Aleister Crowley als der okkultistische Bürgerschreck „Beast 666".
© Wikipedia

hen „Kern Knotts Crack" im nordenglischen Lake District (UIAA 5+/6–) toprope erstbegangen und dabei auch noch „gebaut" und einen Eispickel zu Hilfe genommen. Dann hatte Crowley in dem Riss einen Klemmblock versenkt, ihn zur Fortbewegung hergenommen und seine Tat im Routenbuch der Climbing Pub dokumentiert. Er berichtet weiter: … *und am nächsten Tag folgte ein Mann namens H. V. Reade – möglicherweise etwas skeptisch gestimmt – in meinen Fußstapfen. Er fand meinen verklemmten Block, schmiss ihn voll Verachtung in die Tiefe, kletterte die Seillänge ohne und vermerkte das im Routenbuch.*[28] So streng waren die Sitten bereits 1896 im nordenglischen Lake District!

Der Austausch zwischen den führenden Bergsteigern in London und Wien beschränkte sich nicht auf die gegenseitige Würdigung. Von ihren Aufenthalten in Zermatt kannten sich die Herren auch persönlich. Brückenbauer zwischen den beiden Zentren des Bergsports war Oscar Eckenstein, dessen aus Bonn stammende jüdische Familie aufgrund der Demokraten-Verfolgung von 1848 nach London ausgewichen war. Im Jahr 1902 organisierte Eckenstein eine Expedition zum K2, an der zusammen mit Eckenstein und Crowley auch die Bergsteiger Pfannl aus Wien und Wessely aus Linz teilnahmen. Zehn Jahre danach war es Oscar Eckenstein, der durch die Vermittlung von Karl Blodig aus Bregenz den Felsspezialisten Paul Preuß in die Kunst des Westalpenbergsteigens einführte. Es bestand also eine ausgeprägte alpinkulturelle Achse zwischen London und Wien, die durch hundertprozentige Übereinstimmung in Fragen der Kletterethik gekennzeichnet war.

Während die Wiener in den 1930er-Jahren vor der übermächtigen Münchner Schule in die Knie gingen, blieb der gänzliche Verzicht auf Haken in England bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ein fest etabliertes Prinzip, das eisern verteidigt wurde. Das bekamen auch einige Münchner Kletterer zu spüren, die im Sommer 1936 im Lake District und in den walisischen Bergen zu Gast waren.[29] Am 1. Juli des Jahres durchstiegen Hans Teufel, Max Sedlmayr und ihr Gastgeber J. R. Jenkins die Ostwand des Tryfan auf einer neuen schwierigen Route, die heute „Munich Climb" genannt wird. Trotz der Aufforderung einheimischer Kletterer, dies zu unterlassen, schlug der Vorsteiger Teufel zwei Haken, von denen einer im Fels blieb. Das ließen die Engländer nicht lange auf sich sitzen: Der britische Spitzenmann Wilfrid Noyce entfernte das frevelhafte Eisenteil und kletterte den Weg „clean".[30] Die Ordnung in „good old England" war wiederhergestellt, und der alpinsportliche Historienschatz auf der Insel um ein Epos reicher.

Verzicht auf künstliche Hilfsmittel – nur graue Theorie?

Der erste dokumentierte „Free Climb" im Elbsandsteingebirge war die der Steilwand des Königsteins durch Sebastian Abratzky im Jahr 1848. Otto Ewald Ufer aus Pirna und H. Frick bestiegen 1874 den Ostweg am Mönchstein ebenfalls unter Verzicht auf künstliche Hilfsmittel. Oft wurde damals jedoch noch unbedenklich mit Eisenspreizen, Leitern, gehauenen Stufen und Holzkeilen gearbeitet. Weitere Ansätze, sich von den leidigen künstlichen Hilfsmitteln zu emanzipieren, gehen laut Rudolf Fehrmann auf Hugo Kurze, Adolf Matthäi und Begleiter zurück.[31] Aber erst Oscar Schuster führte nach 1890 die Wende herbei hin zum immer konsequenter durchgehaltenen Verzicht auf die künstlichen Hilfsmittel. Es sollte jedoch bis in die 1920er-Jahre dauern, dass sich diese Haltung in der Sächsischen Schweiz durchsetzen konnte.

Das „Clean Climbing" auf den Britischen Inseln geht auf die frühen 1880er-Jahre zurück und wurde bis in die 1950er-Jahre in allen britischen Klettergebieten lupenrein praktiziert – an der Südküste, in Wales, an den Gritstone-Massiven in Derbyshire und Yorkshire, im Lake District, in den schottischen Highlands und auf der Isle of Skye. Es trifft also nicht zu, dass die außerhalb der Sächsischen Schweiz (und damit auch in England) propagierten Gedanken zum möglichst hilfsmittelfreien Klettern … *in all der Zeit relativ geringe Wirkung erzielten* …[32].

28 Aleister Crowley: The Confessions of Aleister Crowley, New York 1971, S. 71. Übersetzung NM.
29 Vgl. Englische Reise der Sektion Bayerland des DuÖAV, 27. Jahresbericht 1937, S. 28–29; Der Bayerländer, 53. Heft, München 1936, S. 5–11.
30 Vgl. Ronald W. Clark und Edward C. Pyatt: Mountaineering in Britain, London 1957, S. 181.
31 Vgl. Rudolf Fehrmann: Geschichte des Bergsteigens im Elbsandsteingebirge, zitiert nach Hasse 2000, S. 127–137, hier S. 130.
32 Schreiben von Dietrich Hasse an Walter Welsch vom 19. 12. 2014.

In den genannten Kletterregionen dienten anfänglich Zacken- und Klemmblockschlingen sowie ab 1926 in Risse platzierte Steine den Aktiven zur Sicherung beim Vorstieg. Ab Mitte der 1950er-Jahre kamen mit Reepschnurschlingen versehene Schraubenmuttern zum Einsatz, später auch speziell gefertigte Metallkeile – bis 1961 der kletternde Schmied John Brailsford aus Sheffield die erste Serie von Klemmkeilen produzierte.[33] Haken galten und gelten beim britischen „Trad-Climbing" als „not Cricket" – sportlich unakzeptabel. Die spartanische englische Ethik war nicht nur für den Klettersport im gesamten Vereinigten Königreich bestimmend, sondern prägte auch das Felsgehen in den britischen Überseekolonien und im Osten der USA.

Britische Spitzenbergsteiger wie George Mallory, Joe Brown, Don Whillans, Chris Bonington, Dougal Haston, Doug Scott, Stephen Venables und Mick Fowler haben sich ihre Sporen an den Crags und Cliffs und in den Gullies des United Kingdom verdient, ehe sie in den Weltbergen ihre unauslöschlichen Spuren hinterließen. Die Erstbesteigungen von Mount Everest, Kangchenjunga, Ogre und dem Großen Trangoturm durch britische Teams sind genauso wenig ein Zufall wie die Erstbegehungen des Freneypfeilers am Mont Blanc, der Everest-Südwestwand und der Annapurna-Südwand. Diese Taten stehen ebenso im unmittelbaren Zusammenhang mit der inzwischen mehr als 130-jährigen Freiklettertradition auf der Insel wie die mental und technisch äußerst anspruchsvollen modernen Trad-Climbs im High-End-Bereich.

Ebenfalls kein „Gedanke mit relativ geringer Wirkung" war die von Lammer und seinen Wiener Freunden vertretene Ablehnung der künstlichen Hilfsmittel. Vielmehr bestimmte diese ethische Vorgabe ab etwa 1884 die klettersportliche Erschließung in der Rax, am Schneeberg, im Gesäuse, im Dachsteingebirge und in den Julischen Alpen – um nur die wichtigsten Gebirgsstöcke „unter Wiener Hoheit" aufzuführen. Eduard Pichl – trotz seiner persönlichen Widerwärtigkeit als aktiver Antisemit doch ein kenntnisreicher Wiener „Insider" – verdeutlicht die Einstellung dieser Schule zum Mauerhaken: *Der Wiener Bergsteiger verwendet Haken nur zur Sicherung und höchstens zum Abseilen. Auch wir aus der älteren Zeit trugen bei Neutouren zwei bis drei Haken und Karabiner vorsintflutlicher Form und beträchtlichen Gewichtes und später auch einen Hammer mit, doch ließen wir diese Dinge lieber ungebraucht. Erst nach dem Kriege sind im Gesäuse einige gefährliche Stellen auf alten Wegen und ein neuer Anstieg mit Haken verunstaltet worden. Diese Zeugen eines sportlichen Fortschrittes, aber auch eines bergsteigerischen Verfalles sollten wieder entfernt werden.*[34]

Es steht außer Frage, dass die von Pichl dargestellte Einstellung der Wiener zum Mauerhaken in der Frühzeit des kontinentaleuropäischen Kletterns die Entwicklung im gesamten Alpenraum maßgeblich beeinflusste. Neufahrten wie Admonter Reichenstein-Nordwand (Friedmann/Zsigmondy 1884), Fünffingerspitze Schmittkamin (Schmitt/Santner 1890), Hochtor-Nordwand (Keidel/Maischberger/Pfannl/Wessely 1896), Erstbesteigung Campanile Basso (Ampferer/Berger 1899), 1. hakenfreie Begehung Große Ödstein-Nordkante (Preuß/Relly 1911), Laliderer-Nordwand (Dibona/Mayer/Rizzi, 1911), Mitterkaiser-Nordgipfel Nordschlucht (Preuß im Alleingang 1913) und die bereits erwähnte erste freie Besteigung des Dent du Géant (Maischberger,/Pfannl/Zimmer 1900) – um nur eine kleine Auswahl zu nennen – sind alles richtungsweisende Leistungen.[35]

Bis zum Ersten Weltkrieg gab die Wiener Schule in den Ostalpen den Ton an.[36] Und es gibt zahlreiche belastbare Hinweise darauf, dass das sächsische Klettern damals kein abgetrenntes Eigenleben führte, sondern mit dem ostalpinen Bergsteigen außerordentlich eng verbunden war.



Eduard Pichl – bedeutender Bergsteiger und militanter Antisemit.
© Archiv des DAV, München

33 *Vgl. Stéphane Pennequin: Nuts' Story: 2001, a Nut Odyssey, www.needlesports.com/NeedleSports/nutsmuseum/nutsstory.htm am 6. 2. 2015.*

34 *Eduard Pichl: Wiens Bergsteigertum, Wien 1927, S. 154 f.*

35 *Vgl. Robert Hans Schmitt: Fünffingerspitze, OeAZ 5. 9. 1890, S. 215/216; Karl Berger: Erste Ersteigung des Campanile Basso, OeAZ 26. 4. 1900, S. 100–104; Paul Preuß: Die Nordkante des Großen Ödsteins, in: Reinhold Messner: Freiklettern mit Paul Preuß, München, Wien, Zürich 1986, S. 97–101; Luis Trenker: Angelo Dibona, in: Der Bergsteiger 12 1976, S. 734–736.*

36 *Vgl. Pichl 1927 und Josef Hasitschka, Ernst Kren, Adolf Mokrejs: Gesäuse-Pioniere, Alland 2008.*

„Hakenkletterer" wie Herzog, Fiechtl und Dülfer galten im ostalpinen Mainstream vor dem Ersten Weltkrieg als Abweichler. Keiner von ihnen meldete sich beim Mauerhakenstreit zu Wort. Der wurde nur zwischen Leuten ausgetragen, die wie Preuß den Haken (zumindest theoretisch) grundsätzlich ablehnten, und anderen, die den Haken in mehr oder weniger großem Umfang zur Sicherung zulassen wollten.[37] Die Befürwortung des Hakens zur Fortbewegung begann sich erst nach dem Ersten Weltkrieg im Ostalpenraum zu verbreiten und „hoffähig" zu werden.

Bis 1910 waren sich die führenden Kletterer in den Ostalpen hinsichtlich der Ablehnung des Hakens zur Fortbewegung einig. Ihre englischen Bergfreunde gingen noch weiter und lehnten den Haken grundsätzlich ab. In beiden Fällen herrschte ein Konsens, welcher eine schriftliche Fixierung der Regeln überflüssig machte. Eine ähnliche Meinungsgleichheit hatte sich im Elbsandsteingebirge zur Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert noch nicht entwickelt.[38] Selbst nach Drucklegung des Fehrmann'schen Führers im Jahr 1908 gab es in der sächsischen Erschließerszene keine einheitliche Meinung in sportethischer Hinsicht. So bestiegen Perry, Hünig, Hoyer und Henning am 11. Oktober 1908 den Hauptdrilling mit künstlichem Bauen.[39] In seinen „Vorbemerkungen" zum Kletterführer-Nachtrag von 1913 machte Fehrmann deutlich, es sei … *nicht zu verhehlen, dass die Erstbesteiger zum großen Teil (…) in der Wahl der Mittel immer bedenkenloser geworden sind. Ich habe geglaubt, dieser Richtung nicht folgen zu dürfen, und habe, unbekümmert der Meinung Andersdenkender, alle die Neubesteigungen (…) keiner näheren Beschreibung gewürdigt, bei denen künstliche Hilfsmittel angewendet worden sind.*[40] Erst durch die Formulierung seiner Kletterregeln im Jahr 1913 konnte Fehrmann die von ihm favorisierte Stilrichtung nach und nach etablieren. Also: Die sächsischen Kletterregeln wurden gerade wegen eines fehlenden Konsenses in der lokalen Kletterszene von Fehrmann formuliert und kraft seiner Persönlichkeit durchgesetzt. Aufgrund seines Standings fanden diese Regeln mit der Zeit in der Sächsischen Schweiz sowie in den benachbarten böhmischen Sandsteinrevieren allgemeine Anerkennung.

Die allgemeine Akzeptanz des Verzichts auf künstliche Hilfsmittel zur Fortbewegung in Sachsen erfolgte also erst zu einer Zeit, als sich die Aktiven in der Einflusssphäre der Wiener Schule und in England bereits seit Jahrzehnten auf allgemeingültige Normen für die Ausübung des Kletter-sports geeinigt hatten.

Die Frage, wo der Freiklettergedanke erstmals entwickelt wurde, bedarf einer differenzierten Beantwortung. Da die Spitzenleute in den Ostalpen bewusst auf Haken, Fixseile und in den Fels gemeißelte Stufen verzichteten, wurden die schwierigsten Schlüsselstellen der frühen ostalpinen Klettergeschichte – der Winklerriss an der Cima della Madonna (1886)[41], der Schmittkamin an der Fünffingerspitze (1890)[42] und der Pichlriss am Delagoturm (1899)[43] – im Preuß'schen Sinne frei erstbegangen. Zu jener Zeit waren aber der Seilwurf und der Schrägzug mit dem Seil gängige, wenn auch seltene Praxis, da – wie bereits erwähnt – das Seil nach dem Verständnis der Wiener Schule zu den „usuellen Bergsteiger-Utensilien" zählte, welches der Bergsteiger auch erfindungsreich zur Fortbewegung benutzen durfte.[44] Erst ab 1899 begannen die ostalpinen Spitzenkletterer mit größter Zurückhaltung Haken zur Sicherung und zum Abseilen einzusetzen. In wenigen Fällen – z. B. durch Adolf Schulze und Oscar Schuster 1903 bei der Erstbesteigung des Uschba – auch zur Unterstützung durch Schrägzug bei Quergängen[45]. Als größter „Nagler" seiner Zeit galt Angelo Dibona aus Cortina, der als Führer der Brüder Mayer aus Wien ab 1908 zahlreiche große Wände in den Ost- und Westalpen erstmals durchstieg. Nach eigener Aussage setzte er dabei insgesamt 15 (!) Haken ein, wie er selbst anmerkte, *„ausschließlich zur Sicherung, nie zum Weiterkommen"*[46]. Dieser nach

37 Vgl. Messner 1986, S. 31–46.
38 Rudolf Fehrmann: Der Bergsteiger in der Sächsischen Schweiz, Dresden 1908, S. 28 ff.
39 Vgl. Hasse 2000, S. 114.
40 Zitiert nach Hasse 2000, S. 115.
41 Vgl. Erich König (Hsg.): Empor, Leipzig 1906, S. 33.
42 Vgl. Schmitt: Fünffingerspitze 1890.
43 Vgl. Eduard Pichl: Eine neue Modetour in den Dolomiten, OeAZ 24. 5. 1900, S. 125–133.
44 Vgl. Meurer, 1882.
45 Vgl. Stefan Meineke: Ein Leben voll Abenteuer, Alpenvereinsjahrbuch 2001, S. 105.
46 Trenker 1976, S. 734.





Dem Delagoturm (links) rückten die Kletterer der Wiener Schule vor dem Ersten Weltkrieg hakenlos zu Leibe. Auch die 1920 von Gunther Langes und Erwin Merlet erstbegangene „Schleierkante" an der Cima della Madonna (rechts) war ursprünglich eine kühn abgesicherte Freikletterei.

© Laternbildsammlung, Archiv des ÖAV, Innsbruck; Archiv des DAV, München

der Meinung von Paul Preuß unzulässige Einsatz von künstlichen Hilfsmitteln löste höchstwahrscheinlich den Mauerhakenstreit aus. Zu dem von Preuß propagierten gänzlichen Verzicht auf die künstlichen Hilfsmittel war jedoch in Kontinentaleuropa außer Preuß selbst kaum jemand bereit.

Zusammengefasst: Sowohl beim Klettern im Modus der Wiener Schule als auch gemäß der Praxis im Elbsandsteingebirge waren die Aktiven zuallermeist freikletternd unterwegs, wobei sie oft schwierige und bisweilen auch hochriskante Passagen bewältigten. Bei beiden Stilrichtungen war aber der Schulterstand erlaubt. Und bei den „Wienern" galt es als vollkommen in Ordnung, im Bedarfsfall das „usuelle Bergsteiger-Utensil" des Pickels zur Fortbewegung einzusetzen sowie sich mit Seilwurf und Schrägzug weiterzuhelfen. Die Sachsen wiederum hatten ihre wohldimensionierten Bohrhaken schlau als „nichtkünstliche" Hilfsmittel definiert. An ihnen konnten sie Stand bauen und sich ausruhen, um Finger- und Nervenkraft zu tanken für die nächste haarsträubende Passage. Bei aller Achtung vor den erbrachten Leistungen müssen deshalb die Methoden beider Schulen streng genommen als – wenn auch hochentwickelte – Vorformen des heutigen Freikletterns bezeichnet werden.

In weitgehender Reinkultur konnte sich der von Preuß gutgeheißene Stil – das Freiklettern ohne Zuhilfenahme von Haken zur Sicherung und Fortbewegung – nur auf den Britischen Inseln durchsetzen. Allerdings bewirkte der sportethische Purismus in England, dass das Niveau der auf den (Britischen Inseln gekletterten Spitzenschwierigkeiten lange im Bereich des sechsten Grades stagnierte. Einer solchen Zurückhaltung unterwarfen sich die kontinentaleuropäischen Kletterer nicht. Nach dem Ersten Weltkrieg griffen die ostalpinen Spitzenleute immer weniger verschämt in Eisen und Manila, während sächsische Kletterer die Möglichkeiten ihrer listig begründeten Methode ausreizten.

Beides hat zweifellos zur Weiterentwicklung des Bergsports beigetragen: In den Alpen wurden bald Wände durchstiegen, von denen Preuß nicht einmal geträumt hätte. Und in Sachsen etablierte sich ein Schwierigkeitsniveau, das auf der Welt jahrzehntelang einzigartig war.

Plumpsklo, Spiritus und Dschungelöl

Die skandinavische Outdoor-Kultur unterscheidet sich grundlegend von der in den Alpen

>> Ingrid Hayek

In Skandinavien gibt es Mutter Natur noch „zur freien Verfügung". Hütten sind zwar vorhanden, aber meist nicht bewirtschaftet. Sümpfe sind nicht trockengelegt. Flüsse müssen gelegentlich durchwatet werden. Die Orientierung auf Hochebenen kann zum Problem werden. Regen ist die Regel, Handy-Empfang die Ausnahme. Und Milliarden von Mücken verteidigen das Gebiet erfolgreich gegen zu viele Eindringlinge.



Ein Greenhorn begibt sich in die skandinavische Wildnis

„Und, hast du eine Kackschaufel mit?", fragt der nette hagere Schwede die junge Studentin aus dem Alpenraum, die ihm gerade erzählt hat, dass sie allein durch den Padjelanta-Nationalpark in Lappland wandern will. Die Studentin bin ich, und ich bin ein wenig perplex. Ich stehe da, in meinen schwarzen Arbeitsgummistiefeln, Bluejeans, einem kratzigen Island-Pullover und mit einer riesigen knallorangen Kraxe am Rücken. Ein Schwarm von penetrant summenden Mücken umkreist mein Gesicht, das vom duftenden Anti-Mückenstift eines mitteleuropäischen Herstellers in keiner Weise geschützt wird.

Nein, an eine Kackschaufel habe ich nicht gedacht. Der Rucksack ist ohnehin so schwer, dass ich ihn kaum aus eigener Kraft auf die Schultern hieven kann. Zelt, Luftmatratze, Schlafsack, Gaskocher, Regenzeug, Wechselwäsche, das Essen für acht Tage (Reis, Nudeln, Speck, Schokolade) und zehn Super-8-Filmrollen füllen den Rucksack bis auf den letzten Kubikzentimeter, so dass ich die schwere Filmkamera oben auf die Deckeltasche befestigen musste.

Ich merke, man lernt nie aus. Hier, in der unendlichen Weite und Einsamkeit der nordischen Wildnis werden die menschlichen Ausscheidungen so entsorgt, dass sie unauffindbar bleiben und keinen Schaden anrichten. Das heißt: Exkremente gräbt man mindestens 30 Meter entfernt von jeglichem Gewässer mindestens 30 Zentimeter tief ein. Mit scharfkantigen Steinen und etwas Geduld werde ich das hoffentlich auch ohne Schaufel schaffen.







Trekking im Sarek-Nationalpark/Nordschweden, eine der letzten Wildnisse Europas: Absolute Eigenverantwortung ist hier die Devise, denn es gibt weder Hütten noch markierte Wege.

© B. Gnielka (links), alle anderen Fotos in diesem Beitrag © I. Hayek





Eine Fjällstuga mit dem kleinen Ort, den selbst Kaiser und Könige zu schreiten pflegten.

Rechts: Bei der Fjällstation Wetterbericht lesen, Rucksack abwiegen, GPS-Gerät einstellen, ein letztes SMS an die Familie schicken, und dann geht es los in die für viele inzwischen unheimliche Welt ohne Netzabdeckung.

Der Schwede steht in stoischer Ruhe vor der *Fjällstation* Kvikkjokk. Lässig stützt er sich auf seinen mannshohen Birkenstab. Die Mücken kommen seinem Gesicht nicht näher als eine Handbreit. Wenn es eine bis zu seinem Hals schafft, wischt er sie mit einer gleichmütigen Handbewegung weg. Er trägt schlammfarbene Hosen mit einer Unmenge an prall gefüllten Seitentaschen, eine tarngrüne Jacke und einen grünen Hut. Sein Rucksack aus dunkelgrünem Segeltuch erinnert mich an die Alpinrucksäcke meiner Eltern aus den Fünfzigerjahren. Wenn er loswandert, geht es mir durch den Sinn, dann wird er in der grünen Landschaft im Nu verschwinden. So wie alle skandinavischen Wanderer, die nur Naturfarben als Outfit zulassen. Das Leben in der Natur wirkt bei ihnen verinnerlicht. Man *wandert* hier nicht durch die Natur, man *ist* Natur. Ein Zelt aufzustellen und den Kocher anzuwerfen ist hier so selbstverständlich, wie in den Alpen auf der Hütte eine Knödelsuppe zu bestellen.

„Ha det bra!" – „Mach's gut!", ruft mir der Schwede freundlich nach, als ich das kleine Boot besteige, das mich nach einer kurzen Fahrt über einen See zum Beginn des Padjelantaleden bringt. In den nächsten Tagen werde ich viele neue Erfahrungen machen: Der 25 Kilogramm schwere Rucksack mit dem breiten Hüftgurt wird schon bald ganz ordentlich auf den Hüften schmerzen. Und wenn ich den Gurt lockere, dann auf den Schultern. Aber ich lerne auch dazu: Sumpfstellen erkennt man schon von Weitem an der Vegetation, Flüsse durchwatet man nicht an der schmalsten, sondern tunlichst an der breitesten Stelle. Die be-

Fjällstation oder Fjällstuga – Was ist der Unterschied?

Die Hütten im schwedischen *Fjäll* (= Gebirge) werden vom STF (*Svenska Turistföreningen*) betrieben und unterscheiden sich in vieler Hinsicht von Hütten im alpinen Raum. *Fjällstationer* finden sich meist an den Ausgangspunkten der Wanderwege, in der Nähe von Straßen. Sie sind bewirtschaftet und unseren Berghütten in Bezug auf Komfort ebenbürtig. Es gibt Zwei- und Mehrbettzimmer, WC, Duschen und Bad mit Kalt- und Warmwasser und oft auch Sauna. Es ist selbstverständlich, dass man sein Zimmer am Ende seines Aufenthaltes saubermacht. Das Abendessen wird als reichhaltiges Buffet zu einem Fixpreis angeboten, man kann sich nehmen, so viel man will. Alkoholische Getränke sind erhältlich, aber so teuer, dass sich die meisten Gäste auf moderaten Konsum beschränken. Meist ziehen sich die Wanderer in den gemütlichen Aufenthaltsraum mit Sofas, offenem Kamin und Bibliothek zum Plaudern und Lesen zurück.

Die meisten Hütten sind jedoch *Fjällstugor*, das heißt unbewirtschaftete Hütten. Je nach Größe der Hütte gibt es eigene Schlafräume mit Stockbetten, Matratzen, Decken und Kissen, einen Aufenthaltsraum mit Tischen und Kochmöglichkeit und manchmal auch einen beheizten Trockenraum. Einen Hüttenschlafsack muss man auf jeden Fall mithaben. Viele Hütten bieten inzwischen auch ein kleines Sortiment an Trockennahrung, Getränken, Brennstoff





Hütten stehen oft an besonders schönen Stellen und laden zum Verweilen ein. In Norwegen muss man sich allerdings vorher einen Schlüssel organisieren und selbstverständlich sein Essen selbst mitbringen.

Links: Was kann es Schöneres geben, als nach einsamen Wandertagen mit anderen Wanderern zu musizieren und zu tanzen?

lächelten Birkenstöcke würden vermutlich beim Waten helfen, ebenso eigene Watschuhe. Ich werde die Erfahrung machen, dass man barfuß leicht mitten in einem reißenden Bach ausrutscht und Gummistiefel sich in tieferen Gewässern mit Wasser füllen und schwer wie Blei werden. Durchnässt und ausgefroren werde ich auch einmal die Annehmlichkeit einer *Fjällstuga* nutzen, meine nassen (also alle) Habseligkeiten im geheizten Trockenraum trocknen, in der geräumigen Stube Essen kochen, den Regen durch eine kleine Fensterscheibe beobachten und in ein trockenes Bett kriechen.

In der Hütte haben sich noch ein paar andere Wanderer eingefunden, die zum Kochen und Essen vor dem Regen Zuflucht suchen. Für einen geringeren Betrag kann man die Infrastruktur der Hütten auch untertags in Anspruch nehmen. Diesen Betrag muss man übrigens auch zahlen, wenn man im Umkreis von weniger als 100 Metern neben einer Hütte sein Zelt aufschlägt.

Gedämpftes Plaudern und leises Töpfeklappern erfüllen den Raum. Während die einen am zweiflammigen Gaskocher ihr Essen zubereiten, vertreiben sich die anderen die Zeit mit dem Inspizieren ihrer Habe, die, sobald sie den Rucksack verlässt, an Volumen wundersam zunimmt. Ein Paar nimmt einen Metalleimer und wandert die knappen 100 Meter zum Fluss, um frisches Wasser zu holen.

In den skandinavischen Ländern ist es seit den Sechzigerjahren üblich, sich generell zu duzen. „Du" heißt aber noch lange nicht, dass man sich dabei zu nahe kommt. Man plaudert freundlich

und Mückenmitteln an. Fließwasser, Bad und WC wird man in den Fjällstugor vergeblich suchen. Neben Geschirr und Besteck gibt es Eimer zum Wasserholen. Die Hütten stehen praktisch immer in der Nähe eines der unzähligen Gewässer.
Zur Verrichtung unvermeidlicher menschlicher Bedürfnisse muss man oft einen kleinen Fußmarsch zu einem Plumpsklo in Kauf nehmen. Aber keine Angst! Die Klos sind appetitlicher als so manches WC, und der Weg ist leicht zu finden, denn in der Nacht wird es im Sommer kaum dunkel.
Helikopter bzw. Skidoos im Winter versorgen die Hütten mit Gasflaschen und nehmen die Abfälle mit. Auf den meisten schwedischen Fjällstugor taucht irgendwann der *Stugvärd* (Hüttenwart) auf, bei dem man bezahlen kann. Eine Vorreservierung ist nicht möglich, es gilt: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aus Sicherheitsgründen wird aber niemandem ein Platz in der Hütte verwehrt.
Norwegische *Fjellhytter* sind normalerweise gänzlich „unbemannt". Hier muss man sich vor einer Wanderung beim DNT (*Norska turistföreningen*) einen Schlüssel besorgen. Die Bezahlung ist reine Vertrauenssache: Entweder wirft man den zu entrichtenden Betrag bar in eine Box oder man schreibt seinen Namen und seine Kreditkartennummer auf einen Zettel, und der Betrag wird irgendwann abgebucht.



Das schwedische Wort *Smultronställe* (wörtlich: Erdbeerplätzchen) lässt sich nicht übersetzen, sondern nur erfühlen: Es bezeichnet einen idyllischen Ort oder Augenblick im Leben, bei dem dir das Herz vor lauter Glück zerspringt. Ein Paradies, zu dem du voller Sehnsucht immer wieder zurückkehren möchtest.

und ungezwungen, ohne zu viel von sich preiszugeben oder gar sein Herz auszuschütten.

Ein einsamer Wanderer liegt schon seit meinem Eintritt in seinem Stockbett, schweigend in ein Buch vertieft. Die zwei Mädchen und der Mann am Gasherd haben ihre Fertignahrung in den auf der Packung angegebenen sechs Minuten zubereitet und auf drei Teller verteilt. Die Töpfe waschen sie sofort ab, um den nächsten Hungrigen am Herd Platz zu machen. Schon früh am Abend herrscht Nachtruhe. Oder ist es gar nicht so früh? In der Nacht ist es bis auf zwei Stunden taghell, ich bin ohne Uhr unterwegs und habe jedes Zeitgefühl verloren.

Nach zehn Tagen neigen sich meine Essensvorräte dem Ende zu, der Rucksack ist erheblich leichter geworden, mein Gehtempo höher, und die Sehnsucht nach frischem Fisch ist ins Unermessliche gestiegen. Wie geplant (oder doch etwas zufällig?) hat auch der Weg beschlossen, nicht nur selbst Ziel zu sein, sondern zum Ziel zu führen: Das Ziel ist eine Fjällstation, bei der es alles gibt, was ich tagelang gar nicht vermisst habe und jetzt doch so genieße: Haarshampoo, ein herrliches Buffet, jede Menge Leute, *ein* Bier und eine Sauna mit Aussicht in die Natur, aus der ich gerade gekommen bin, in meine unmittelbare Vergangenheit also.

Ein Greenhorn lernt dazu

Selber Schauplatz, drei Jahre später: Vom Reiz der Landschaft infiziert, bin ich zurückgekehrt. Mein Outfit hat sich etwas verändert: Statt der Gartengummistiefel trage ich schwedische Wandergummistiefel (grün) mit Profilsohle, statt Bluejeans eine schnelltrocknende und mückenundurchlässige Khakihose (mit vollgestopften Seitentaschen) und statt einer roten Regenpelerine eine schwedische Lightweight-Wanderjacke (grün). Die Luftmatratze habe ich durch eine Isomatte, den duftenden Mückenstift durch hochwirksames schwedisches Dschungelöl (*Djungelolja)* und den Gaskocher durch den populären schwedischen Spirituskocher ersetzt. Reis & Co. mussten ultraleichter Fertignahrung Platz machen. Das Gewicht des Rucksacks hat sich um sechs Kilogramm verringert. Diesmal geht es durch den Sarek, Europas „letzte

Wildnis“. Die Informationen dazu sind spärlich. „Wir wollen und können keine genauen Angaben über geeignete Routen aufzeigen, denn niemand kann vorbehaltlos Tipps zum Sarek geben. Schneeverhältnisse und Wasserstände variieren von Jahr zu Jahr. Die Wahl des geeigneten Weges musst du selbst draußen im Gelände mit Hilfe von Karte, Kompass und einem sicheren Urteilsvermögen finden.“ Soweit das Schwedische Staatliche Amt für Umweltschutz.

Da in Schweden das Recht auf freies Bewegen in der Natur geradezu heilig ist, wird dort, wo man keine Massen haben will, nicht mit Verboten reguliert, sondern einfach auf Information und Infrastruktur verzichtet. So gibt es im Sarek keine markierten Wege, keine für Wanderer zugänglichen Hütten und nur wenige Brücken, deren Erhaltungszustand nicht laufend bekanntgegeben und schon gar nicht gewährleistet wird.

Einige Verbote abseits des Betretungsrechtes gibt es doch: So ist es nicht erlaubt, Flüsse mit Booten und Wege mit Fahrrädern zu befahren (in dem sehr oft sumpfigen Gelände wäre das aber ohnehin nicht möglich). Hunde dürfen nicht mitgeführt werden, Jagen und Fischen ist der samischen Bevölkerung vorbehalten. Beeren und Pilze darf man nur zum unmittelbaren Verzehr sammeln. Aufs Lagerfeuer sollten die Wanderer nach Möglichkeit verzichten. Auf jeden Fall ist Feuermachen nur erlaubt, wenn Totholz vorhanden ist und der Untergrund dabei nicht geschädigt wird. Der sensible Tundrenboden braucht Jahre, bis er sich durch die Beschädigungen, die ein Lagerfeuer verursacht, erholt. Auf jegliche Art von Seife verzichten wir ebenfalls, das ist umweltfreundlich und zugleich gewichtsparend. Das Kochgeschirr lässt sich hervorragend mit Sand und Kies (Scotch-Brite-Ersatz), feuchtem Moos (Putzlappen-Ersatz) und Nachspülen im klaren Flusswasser reinigen.

Laut Auskunft eines schwedischen Wanderers wird man nach ungefähr 200 Mückenstichen immun und entwickelt keine allergischen Reaktionen mehr. Für mich ein eindeutiger Beweis, dass nicht jede Auskunft stimmen muss. Wahr scheint hingegen zu sein, dass der Sarek die regenreichste Region Europas ist. Eine genaue Routenplanung ist Illusion, denn die Wasserstände der Flüsse nehmen auf keine Planung Rücksicht, zwingen uns zu Umwegen oder öffnen gar völlig neue Perspektiven. Und am Ende warten wie schon das letzte Mal die Annehmlichkeiten einer Fjällstation. Mit etwas Glück findet dort vielleicht sogar gerade ein Volksmusik-Festival statt.



Wo geht’s hier bitte weiter? Innerhalb weniger Stunden kann man vielfältige Vegetationszonen durchwandern: Fichtenwälder – Zwergbirken – Sumpflandschaften mit Weidegestrüpp – Tundra – Steinkare mit Wildbächen, denen man oft bis zum Ursprung oder einem Schneefeld folgen muss, um sie überqueren zu können.

Aus Fernweh wird Heimweh

Selber Schauplatz, 13, 17, 20, 27, 32 und 35 Jahre später: Ob jung oder älter, mit kleinen, halbwüchsigen oder erwachsenen Kindern, mit Mann oder Freunden – wie kommt es, dass ich immer eine Art Heimweh spüre, wenn in meinem Kopf Regentropfen auf das Zelt trommeln, Nebelschwaden Berge wie ein zarter Schleier zudecken, moorige Wege unter meinen Füßen blubbern und glucksen, und Myriaden von Mücken ein Summkonzert anstimmen?

Während sich die Welt um uns rasant verändert, scheint die Zeit dort, wo der Mensch nur Gast, nicht Herrscher ist, stehenzubleiben: Unsere Ausrüstung mag aus Hightech-Lightweight-Materialien bestehen, GPS die Navigation erleichtern, Birkenstöcke mögen alpinen Wanderstöcken Platz

Unterschiedliche Regeln für eine Nacht unter freiem Himmel

Kampieren in Skandinavien:
Zelten ist in Skandinavien überall gestattet, auch auf Privatgrund. Dieses sogenannte **Jedermannsrecht** (schwedisch *allemannsrätten*) beinhaltet das Recht eines einzelnen Menschen, die Natur unabhängig von den Eigentumsrechten zu nutzen, und ist daher nicht von der Zustimmung des Grundbesitzers abhängig. Wildwachsende Beeren und Pilze dürfen gepflückt werden, ebenso darf man Totholz für Lagerfeuer verwenden.
Das *Allemannsrätt* hat seine Wurzeln im Mittelalter. Als man in jener Zeit zu Fuß oder mit Pferd und Wagen reiste, waren die Entfernungen zwischen Herbergen in der dünn besiedelten Gegend viel zu groß für eine Tagesetappe. Daher durften Reisende sich frei bewegen, für eine Nacht ein Lager aufschlagen und Beeren und Pilze pflücken, ohne den Grundbesitzer zu fragen. Beeren und Pilze waren auf Grund ihres geringen Nährwerts früher landwirtschaftlich uninteressant (heute werden sie häufig intensiv oder kommerziell gesammelt). Das Sammeln bestimmter damals landwirtschaftlich wichtiger Naturprodukte auf fremdem Boden ist hingegen bis heute im schwedischen Strafgesetzbuch verboten. Eicheln und Blätter waren früher zum Beispiel bedeutsam als Viehfutter und daher für Reisende tabu.
Trotz der langen Geschichte und der rasant sich ändernden Lebensumstände funktioniert das Jedermannsrecht bis in die heutige Zeit, weil gewisse Spielregeln eingehalten werden: Von Privathäusern hält man genügenden Abstand, um die Privatsphäre, die „Hausfriedenszone", nicht zu verletzen. Das freie Übernachten gilt für eine Nacht, nicht für einen zweiwöchigen Urlaub. Große Personengruppen suchen sich einen der vielen offiziellen Campingplätze. Feuer wird nur gemacht, wenn in der unmittelbaren Umgebung keine Brandgefahr besteht. Exkremente werden vergraben, Abfälle werden selbstverständlich nie zurückgelassen.



Kampieren in den Alpen
Österreich: Absolut eindeutig ist die rechtliche Lage nur für das Zelten in als „Wald" gewidmeten Flächen. Die Regelung erfolgt durch das Österreichische Forstgesetz aus dem Jahr 1975 (Bundesgesetz). Das sichert zwar jedermann die freie Betretbarkeit des Waldes zu, davon ausgenommen ist jedoch explizit „Lagern bei Dunkelheit, Zelten …", sofern nicht eine ausdrückliche Zustimmung des Grundeigentümers vorliegt bzw. eingeholt wird. Oberhalb der Baumgrenze ist die gesetzliche Regelung von Bundesland zu Bundesland sehr unterschiedlich. In Oberösterreich beispielsweise ist das alpine „Ödland oberhalb der Baumgrenze für den Fußwanderverkehr frei". Im Sinne der Gemeinverträglichkeit ist darin auch das Lagern und Zelten eingeschlossen. In Tirol hingegen ist „das Kampieren außerhalb von Campingplätzen verboten". Ausgenommen ist davon lediglich das alpine Biwakieren „während eines kurzen, durch den Anlass gebotenen Zeitraumes".

Deutschland: Es gilt meist das Landes-Waldgesetz des entsprechenden Bundeslandes. Daher existieren in den verschiedenen Bundesländern unterschiedliche Regelungen zum Campen in der Wildnis. Generell kann man sagen: Auf öffentlichem Gebiet darf nur an speziell gekennzeichneten Orten gezeltet werden. Ansonsten ist das Übernachten im Zelt verboten. Die Regel richtet sich vorrangig nach dem Bundesnaturschutzgesetz und wird durch die einzelnen Landesgesetze näher ausgestaltet. Mittlerweile gibt es einige Bundesländer, die das Zelten gestatten. In Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein etwa dürfen nicht motorisierte Reisende ausdrücklich für eine Nacht Zelte in freier Natur (mit Ausnahme von Wäldern) aufstellen, sofern keine besonderen Schutzvorschriften entgegenstehen und es der Grundstückseigentümer gestattet. Ausdrücklich verboten ist das Zelten in vielen Schutzgebieten und Nationalparks.

Schweiz: Auch in der Schweiz ist die rechtliche Lage nicht einheitlich, insgesamt jedoch weniger restriktiv als in Österreich. Grundsätzlich sind Wald und Weide jedermann zugänglich. Je nach Kanton oder Gemeinde können jedoch Einschränkungen gelten. Ausdrücklich verboten ist freies Campieren in Schweizerischen Nationalparks, Eidgenössischen Jagdbanngebieten, vielen Naturschutzgebieten sowie Wildruhezonen (während der Schutzzeit). Ansonsten ist eine einzelne Übernachtung einer kleinen Anzahl Personen im Gebirge oberhalb der Waldgrenze in der Regel unproblematisch – wenn sie rücksichtsvoll erfolgt. Zudem ist ein Notbiwak grundsätzlich erlaubt.



Berge, Seen, ein leiser Wind, völlige Stille: Menschliche Aktivität erscheint aus dieser Perspektive wie ein rastloses Mückengesurre …

gemacht haben und nur noch als Außendekoration von Hütten fungieren – aber die Architektur der Hütten bleibt der bewährten Holzbauweise treu und die kulinarische Versorgung den Wanderern selbst überlassen. Vorauseilenden Gehorsam bei Hygienebestimmungen wirst du nicht finden. Die Wanderer wandern, kochen, essen und schlafen noch auf eigene Gefahr (*No risk no fun*). Sonst aber gilt: *Ta det lugnt* – Nimm es gelassen, ein Hauptmotto der Schweden. Für Ehrgeiz, Wettbewerb und Risikobereitschaft fehlen dir hier die „Gegner". Liegt es neben der Mentalität auch daran, dass es großteils kein Mobilfunknetz gibt und du wirklich auf dich selbst angewiesen bist? In Zeiten zunehmender Abhängigkeit von mobiler Kommunikation, ständiger Erreichbarkeit und mit dem Verlangen nach Schönwettergarantie werden nordische Gebirge wohl auch in nächster Zeit von Massen verschont bleiben. Und Mückenschwärme werden dich auch in Zukunft bis ins Plumpsklo verfolgen.

Take nothing but pictures. Leave nothing but footprints. Kill nothing but time. Ja. Ja! Und noch einmal ja? Natürlich wollen wir nichts totschlagen – auch nicht die Zeit! Kaum eine Zeit ist so wertvoll wie die, die man im Einklang mit der Natur, im Frieden mit sich selbst und in Harmonie mit gleichgesinnten Begleitern verbringt. Abseits von Lärm und Hektik, abseits von Nachrichten aus aller Welt, weit weg vom Terminkalender … Das ist nicht „Zeit totschlagen", das ist Zeit mit höchster Intensität ausschöpfen!

Lycka är matt och trött
lägga sig ned och vila på fjällheden,
omgiven av bäckporl och surrande myggor.
Under framglidande molntussar seglar en ljungpipare.
Och planeringskalendern är långt, långt borta.

Glück ist: matt und müde
auf der Bergheide liegen und ausruhen,
umgeben von Bachgemurmel und Mückengesumme.
Unter vorbeiziehenden Wolkenfetzen segelt ein Regenpfeifer.
Und der Terminkalender ist weit, weit weg.

---

aus einem schwedischen Hüttenprospekt

© B. Andalib



BergMenschen

BergMenschen im ursprünglichen Wortsinn sind sie eigentlich keine, die beiden Kletterinnen Nasim Eshqi und Shiva Noorbakhsh. Im Gegenteil: Sie leben in ihrer Heimat Teheran, wie geschätzte 15 Millionen andere IranerInnen auch. Und fliehen diesen Metropolenmoloch, so oft sie nur können. Felsklettern bedeutet ihnen weit mehr als nur Sport.

Felsen als Tor zur Welt

Im Klettern findet die Iranerin Nasim Eshqi die Freiheit, die sie in ihrem Land vermisst

>> Karin Steinbach Tarnutzer

Beim Stichwort „Iran" denken wir in erster Linie an das autoritäre Mullah-Regime, an Menschenrechtsverletzungen und fehlende Meinungsfreiheit. Wer weiß schon, dass in diesem Nahoststaat eine lebendige Kletterszene existiert, in der auch Frauen eine wichtige Rolle spielen? Ein Porträt der Teheranerin Nasim Eshqi.



Melodisch klingt das Farsi, die persische Standardsprache, in der Nasim Eshqi sich mit ihren Kletterkollegen unterhält, während sie in die lehmfarbene Felswand hinaufdeutet. Sieben Stunden ist sie mit ihrer Kletterpartnerin Shiva Noorbakhsh von ihrer Heimatstadt Teheran nach Westen gereist, in das Klettergebiet Bisotun bei Kermanshah. Eine Woche haben die beiden Zeit, um die Erstbegehung zu realisieren, die sie sich vorgenommen haben. Nun stehen sie zusammen mit Morteza Zare, einem lokalen Gebietskenner, unter dem 1200 Meter hohen und mehrere Kilometer langen Kalkmassiv. Obwohl hier schon seit Jahrzehnten geklettert wird, gibt es keine aktuelle Führerliteratur, Besucher sind auf Veröffentlichungen im Internet angewiesen. Am liebsten verlassen sich die Iraner allerdings auf die Auskünfte der ansässigen Kletterer. Morteza hat den beiden Frauen einen Pfeiler im Sektor Noghre Darre vorgeschlagen, an dem noch ausreichend Platz für eine neue, attraktive Linie ist, nun diskutiert er mit ihnen die Details der Routenführung. Gastfreundlich und hilfsbereit, wie die Iraner sind, wird er Nasim und Shiva beim Einrichten der Neutour unterstützen.



Genau genommen fangen für Nasim bereits hier die Hindernisse an. Die Sittengesetze in der Islamischen Republik Iran verbieten in der Öffentlichkeit Kontakte zwischen Männern und Frauen, die nicht miteinander verheiratet oder verwandt sind. Nasim dürfte eigentlich nur mit ihrem Bruder klettern, oder mit Frauen. Das ist der Grund, warum sie meist mit Seilpartnerinnen anzutreffen ist, es sei denn die Gegend ist abgelegen genug und sie fühlt sich unbeobachtet. Außerdem muss sie sich an die Kleidungsvorschriften halten: ihr Haar mindestens mit einem Kopftuch bedecken und ein langärmliges Oberteil tragen, das über die Hüften fällt und ihre Körperformen nicht betont.

Strenge Moralbestimmungen

Auch wenn das Leben der Iranerinnen innerhalb ihrer Privatwohnungen völlig anders aussieht, außerhalb werden diese Regeln rigoros gehandhabt. Ertappt die Religionspolizei eine Frau ohne Kopfbedeckung oder mit nicht den Vorschriften entsprechender Kleidung, wird sie festgenommen, muss eine Strafe zahlen und von einem männlichen Verwandten abgeholt werden. Die Pflicht zur Verhüllung gilt auch im Sport, bei Wettkämpfen müssen Sportlerinnen mit Kopftuch antreten. Organisiert der Iranische Kletterverband ein Klettertreffen wie das alle zwei Jahre in Bisotun stattfindende International Rock Climbing Festival, tragen die Frauen unter ihrem Helm ein Kopftuch.

Als Nasim und Shiva am nächsten Tag in der morgendlichen Kühle mit schweren Materialsäcken zum Einstieg aufbrechen, halten sie sich, solange sie auf andere Leute treffen können, an diese Vorschriften. Sobald sie sich nur noch unter Kletterern bewegen, entledigen sie sich der – in der sommerlichen Hitze und erst recht unter dem Hüftgurt – lästigen Kleidungsstücke. Ihre Strategie sieht vor,

Nasim Eshqi entspricht kaum dem Bild, das wir uns von iranischen Frauen machen: in der Schlüsselseillänge ihrer Neutour „A girl for all seasons" im nordwestiranischen Klettergebiet Bisotun.
© B. Andalib





Das bedeutendste Klettergebiet des Iran: der Kalkriegel von Bisotun bei Kermanshah.

Klettern als Freiraum, in dem ungezwungene Freundschaften möglich sind: Der Fotograf Behnam Andalib (rechts) begleitete die beiden Frauen bei ihrer Erstbegehung.

© B. Andalib

die Route mithilfe reversibler Sicherungsmittel zu klettern und von unten einzubohren. Für die 250 Meter auf den Pfeilerkopf rechnen sie mit acht Seillängen. Die erste, die sie mit 6b/6b+ bewerten, geht ihnen flott von der Hand, das größte Problem ist der sich im noch mäßig steilen Gelände auf dem extrem rauen Kalk verhängende Haulbag. In der zweiten Seillänge wird das Tempo deutlich langsamer. Nasim braucht lange, bis sie das Dach bewältigt hat, es vergehen größere Pausen, ehe erneut das Lärmen der Bohrmaschine zu hören ist. Mit 7b wird sie diese Passage schließlich bewerten. Inzwischen ist es später Nachmittag und unerträglich heiß geworden. Eine weitere Seillänge schaffen die beiden noch, dann seilen sie ab.

Freude am Klettern vermitteln

Ihren Einstieg ins Klettern verdankt Nasim einem Zufall. Zunächst engagierte sich die sportliche Schülerin, die schon immer lieber mit einem Ball als mit Puppen gespielt hatte, beim Kickboxen. Sie begründet diese Wahl mit den Martial-Arts-Filmen, die Anfang der Neunzigerjahre im Iran sehr populär gewesen seien und dem Kampfsport Auftrieb gegeben hätten. Bruce Lee sei der Held ihrer ganzen Generation gewesen, und die Filme seien deshalb so oft gezeigt worden, weil sie unverfänglich waren – keine Romantik, keine Zärtlichkeiten. Nach der Kulturrevolution von 1979, mit der sich die konstitutionelle Monarchie in die Islamische Republik Iran gewandelt hatte, war eine strenge Medien- und Filmzensur eingeführt worden.

Dank eines guten Trainers und ihres großen Ehrgeizes verlief Nasims erste sportliche Karriere sehr erfolgreich. Zehnmal in Folge wurde sie iranische Meisterin im Kickboxen, bevor sie sich aus dem Wettkampfgeschehen zurückzog und selbst Trainerin wurde. Inzwischen hatte sie an der Universität von Teheran Sportwissenschaften studiert und war gleichzeitig in mehreren Mannschaften aktiv gewesen, vor allem als Schwimmerin. Als im Jahr 2003 ein Bergsteigertreffen organisiert wurde, wählten ihre Professoren sie für eine Besteigung des Damavand aus. Der mit 5604 Metern höchste Gipfel des Iran, ein ruhender Vulkan, liegt im Elburs-Gebirge, das sich zwischen dem Kaspischen Meer und der 15-Millionen-Metropole Teheran von Westen nach Osten zieht. Die zweite, noch größere Gebirgskette ist das Zagros-Gebirge, das Höhen von 4500 Metern erreicht, das Persische Hochland im Westen begrenzt und sich weit in den Süden erstreckt. Das Bergsteigen hat Tradition und gehört schon lange zur iranischen Kultur, Höhenbergsteiger aus dem Iran waren auf zahlreichen Expeditionen erfolgreich.

Nasims Erinnerungen an die Tour auf den Damavand sind nicht nur positiv. Sie hatte keine Erfahrung mit der Höhe und war schlecht ausgerüstet, aber sie kam unterwegs mit anderen Alpinisten ins Gespräch. Einer von ihnen schlug ihr vor, sie solle es doch einmal mit dem Felsklettern probieren, bei ihrem sportlichen Hintergrund habe sie sicherlich Talent dafür. Zu diesem Zeitpunkt wusste sie nicht einmal, dass man in ihrem Land





Im Gebiet Polekhab bei Teheran gelang Nasim Eshqi mit der „Iran-Swiss" (8b) ihre bisher schwierigste Rotpunktbegehung.

Links: In die nach Süden ausgerichtete Wand von Bisotun brennt die Sonne wie in einen Hohlspiegel, schon im Mai erreichen die Temperaturen weit über 30 Grad.

© W. Ryczer (rechts), B. Andalib

klettern kann. Ihre neuen Bekannten nahmen sie mit an den Fels und steckten sie, wie sie sagt, mit dem „Klettervirus" an. Seither ist dieser Sport zur Hauptsache in ihrem Leben geworden. „Beim Klettern war ich so viel draußen und bekam so viel Energie zurück, ich war so glücklich, dass ich immer mehr Zeit damit verbringen wollte. Wenn ich klettere, vergesse ich alles um mich herum, auch das, was mich einschränkt."

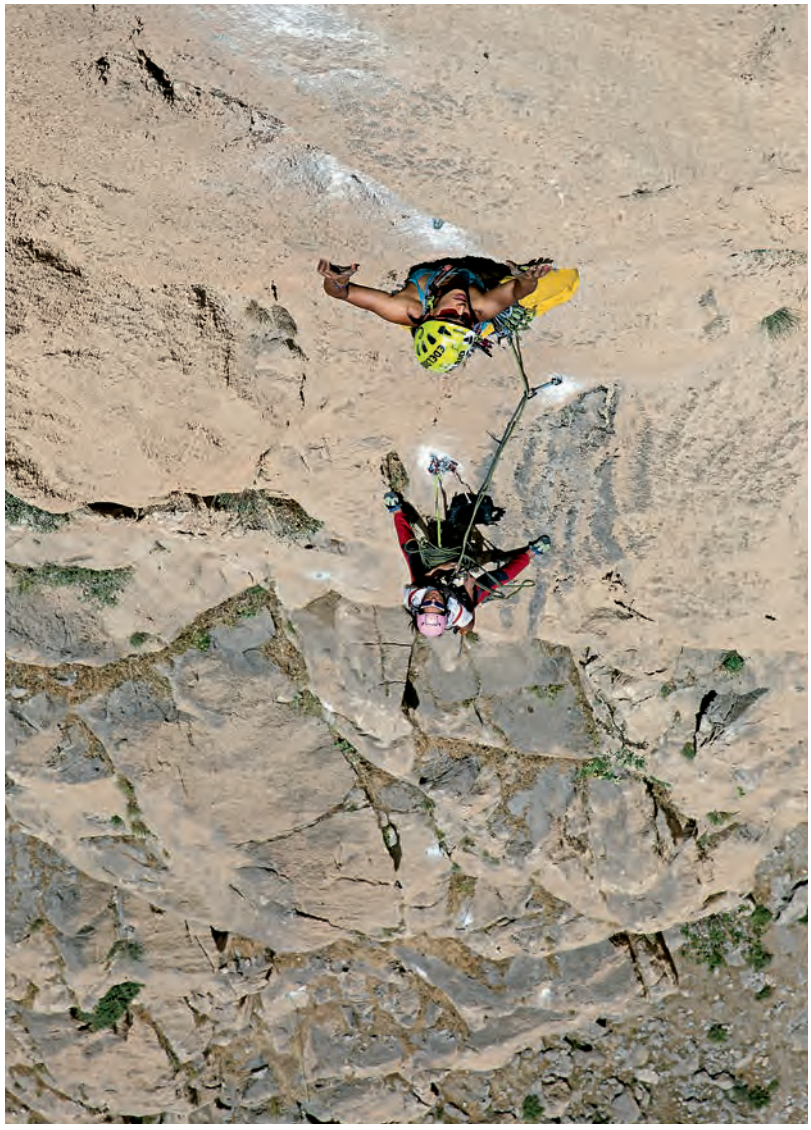
Mittlerweile arbeitet die 33-Jährige etwa die Hälfte des Jahres als Kletterlehrerin und Trainerin einzelner Schülerinnen im Iran. Die Sicherungstechnik, die Bewegungsformen, vor allem aber den Spaß am Klettern an junge Mädchen weiterzuvermitteln macht ihr große Freude. Die anderen Monate verbringt sie im Ausland, denn sie ist überzeugt, dass man sich nur verbessert, wenn man unterschiedlichen Fels klettert. Sie besucht Länder, in die sie unproblematisch einreisen kann, in die Arabischen Emirate, nach Armenien, Georgien, in den Oman, richtet dort Routen ein, fliegt nach Indien, um zu bouldern, und immer wieder fährt sie in die Türkei. Regelmäßig ist sie im Klettergebiet von Geyikbayiri anzutreffen, wo sie viele europäische Besucher kennengelernt hat.

Dass Nasim diesen für iranische Verhältnisse sehr unkonventionellen Lebensweg einschlagen konnte, war nur deshalb möglich, weil sie das Glück hatte, in einem liberalen Elternhaus aufzuwachsen. Ihr Vater, ein Universitätsprofessor, und ihre Mutter, Lehrerin, fanden sich damit ab, dass sie ihre eigenen Entscheidungen trifft und andere Ziele verfolgt als ihre drei Geschwister. Geduld bewies vor allem ihr Vater: Mehrmals musste er seine Tochter bei der Religionspolizei abholen, weil sie zusammen mit männlichen Kletterpartnern aufgegriffen wurde. Als ihre Eltern den Namen für sie wählten – Nasim bedeutet leichte Brise –, ahnten sie wohl nicht, welcher Sturmwind bei ihnen einziehen sollte.

Neutour am „Berg der Götter"

Ihre nicht enden wollende Energie stellt Nasim auch in Bisotun unter Beweis. Wenn am Vormittag die ersten einheimischen Touristen unter der Felswand eintreffen, um das UNESCO-Weltkulturerbe des Darius-Reliefs zu sehen, hängt sie ein Stück weiter westlich schon hoch in der Wand und sichert Shiva nach. Bisotun liegt an der alten Königsstraße, die einst das Mittelmeer mit China verband; „Berg der Götter" heißt das Felsmassiv, an dem die Kletterer ihre Leidenschaft ausleben. Das Relief, das den Sieg des Darius über zehn Feinde darstellt, stammt aus dem 5. Jahrhundert vor Christus. Die dreisprachige Inschrift in Altpersisch, Elamisch und Neubabylonisch ermöglichte im 19. Jahrhundert die Entschlüsselung der Keilschrift.

An den Felsen von Bisotun kommen sowohl Anhänger von gebohrten Routen als auch des Trad-Climbing auf ihre Kosten, beides findet sich in kurzem Abstand zueinander. Auf kleinen Stufen im scharf strukturierten Kalk – mit phänomenaler Reibung! – wachsen ab und zu Pflanzen, im stetig wehenden Wind wiegen sich die langen Blüten-



Nasim Eshqi in der sechsten Seillänge (7b+) von „A girl for all seasons", gesichert von Shiva Noorbakhsh. Im Iran ist Nasim bisher die einzige Frau, die sich an alpine Erstbegehungen auf diesem Niveau wagt.
© B. Andalib

stände weißer Stockrosen, von Schmetterlingen umflattert. Das Zwitschern von Vögeln ist zu hören, aber auch der Verkehrslärm auf der nahen Autobahn – und die immer gegenwärtige traditionelle Musik, die aus dem Lautsprecher des Kiosks schallt. Gleich daneben liegt eine gut erhaltene Karawanserei aus dem 17. Jahrhundert, deren quadratische Architektur sich von oben, aus der Felswand, gut erschließt.

Für all das hat Nasim weder Auge noch Ohr. Ihr Blick ist auf kleinste Unebenheiten im Fels gerichtet, die ihren Finger- und Fußspitzen Halt bieten könnten. Vor dieser Schlüsselseillänge, der sechsten (7b+), mussten die beiden Frauen ihre Strategie ändern, als klar wurde, dass das Gestein hier zu kompakt ist, um die Bohrhaken aus der Kletterstellung zu setzen. Zusammen mit Morteza und zwei weiteren Locals als Verstärkung seilte sich Nasim am Vortag von oben in die Route, um zu bohren, während Shiva sie von unten mithilfe von Fernglas und Funkgerät dirigierte. Heute geht es um den Durchstieg der Route. Als Nasim am Stand nach der langen sechsten Seillänge ankommt, hat sie steinharte Unterarme, aber ein zufriedenes Lächeln im Gesicht. Jetzt noch eine 7a+, dann zwei leichtere Längen zum Ausstieg, und es ist geschafft.

Neutouren zu eröffnen ist das, was Nasim derzeit am meisten interessiert. Vor allem im alpinen Gelände gibt es im Iran derzeit keine zweite Frau, die so etwas macht. Auch in anderen iranischen Klettergebieten hat sie Routen eingerichtet, etwa in Baraghun mit seinen eindrucksvoll überhängenden Halbhöhlen oder in Polekhab, an der stark befahrenen Passstraße zum Kaspischen Meer. Dort gelang ihr im November 2014 mit der „Iran-Swiss" (8b) ihre bisher schwierigste Wiederholung. Zur Hälfte von einem Iraner eingerichtet und durch den Schweizer Giovanni Quirici vollendet, war die Route, als Nasim sie durchstieg, weniger als zehnmal geklettert worden, und noch nie von einer Frau.

„Klettern öffnet mir die Welt"

Im Herbst 2014 ging für sie zudem ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Zum ersten Mal konnte sie für vier Wochen nach Europa fliegen und Klettergebiete in Deutschland, Tschechien, Österreich, Italien und der Schweiz kennenlernen. Der Schengen-Raum legt iranischen Bürgern alle möglichen Hürden in den Weg, um Einreisen zu verhindern. Eine private Einladung reicht nicht aus, um ein Visum zu erhalten, es muss eine geschäftliche sein, und selbst dann sind jede Menge Nachweise und Papiere erforderlich. Doch der Aufwand lohnte sich. Tief beeindruckt von den sächsischen und böhmischen Sandsteintürmen, ließ Nasim sich anschließend vom Zillertal und von den Dolomiten begeistern. Und sie war überrascht, dass es in Europa so viele Kletterer gibt, dass es hier, ganz anders als im Iran, völlig normal ist zu klettern. „Auch bei uns gibt es eine Gemeinschaft der Kletterer, aber wir sind vergleichsweise wenig. Das Einmalige am Klettern ist, dass es Menschen auf der ganzen Welt verbindet. Es durch-

bricht die Schranken von Nationalität, Klasse, Geschlecht und Politik. Durch das Klettern lerne ich überall Leute kennen, es öffnet mir die Welt."

Dass sich die Welt für seine Bürger nicht zu weit öffnet, dafür sorgen der Staat Iran und seine Institutionen. Frauen scheinen sie dabei besonders im Auge zu haben. So hatte die Höhenbergsteigerin Parvaneh Kazemi, die für Januar 2015 eine Fotoausstellung über iranische Bergsteigerinnen organisierte, größte Schwierigkeiten, die Veranstaltung durchzuführen, in deren Rahmen auch die Österreicherin Gerlinde Kaltenbrunner und die Deutsche Billi Bierling Vorträge hielten. Zunächst wollte niemand der erfolgreichen Besteigerin von drei Achttausendern – nach dem Manaslu im Jahr 2011 war sie 2012 die erste Frau, die innerhalb von einer Woche auf den Gipfeln von Everest und Lhotse stand – entsprechende Räumlichkeiten vermieten. Und die junge Eiskletterin Zohreh Abdolahkhani konnte nicht zu einem Seminar für Eiskletter-Juroren nach München reisen, weil der Iranische Alpenverein zwar den eingeladenen Männern ein Empfehlungsschreiben ausstellte, nicht aber ihr. Deshalb erhielt sie kein Visum.

Die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen ist im Iran gesetzlich festgeschrieben, sie haben nicht die gleichen Rechte wie Männer. Das reicht vom Straf- oder Scheidungsrecht, das sie benachteiligt, bis hin zum Alltäglichen: So dürfen sie etwa keine Fußballstadien betreten und keinen Motorradführerschein erwerben. Bei Schadensersatzforderungen zählt das Leben einer Frau nur halb so viel wie das eines Mannes. Eine Diskriminierung, die noch unglaublicher wirkt angesichts der Tatsache, dass mittlerweile ein großer Anteil der jungen Frauen studiert, eine gute Ausbildung hat und einem Beruf nachgeht, mithin dieselben Aufgaben übernimmt wie die Männer.

Ein zwiespältiges Land

Die strengen Moralbestimmungen des Islam betreffen alle Iraner, nicht nur die Frauen. Ungezwungenes Zusammensein, Feiern, Tanzen, Flirten, Alkohol, all das, was das Freizeitvergnügen westlicher junger Menschen ausmacht, ist nicht erlaubt. Viele Internetseiten und soziale Netzwerke werden blockiert. Doch die Iraner sind mit den modernen Kommunikationstechniken bestens vertraut, sie finden trotzdem einen Weg, beispielsweise auf Facebook zu kommen, und zumindest in Großstädten wie Teheran hat praktisch jeder eine Satellitenschüssel auf dem Dach, um verbotene ausländische Fernsehsender zu empfangen. Bis die nächste Kontrolle kommt und alles zerstört – und man sich wieder eine neue Satellitenschüssel zulegt. Iraner sind bestens informiert über das, was in der restlichen Welt passiert, und sie wissen genau, welches schlechte Image ihr Land hat.

Auch wenn Staatspräsident Hassan Rohani, der 2013 Mahmud Ahmadinedschad ablöste, einen etwas liberaleren Kurs einzuschlagen scheint, bleibt der iranische Alltag geprägt vom Gegensatz zwischen den allgegenwärtigen religiösen





Der Iran birgt viele kulturelle Schätze: das Mausoleum von Shah Cheraq in Shiraz (oben); im aus rotem Lehm erbauten Gebirgsdorf Abyaneh, dessen Bewohner einst Anhänger Zarathustras waren (unten).

© K. Steinbach





Routenstudium am Laptop mit dem lokalen Kletterer Morteza Zare. Das iranische Leben findet traditionellerweise auf dem Boden statt, der mit Perserteppichen ausgelegt ist.

Rechts: Shiva Noorbakhsh (links) und Nasim Eshqi am Abend nach der Durchsteigung ihrer Route – müde, aber glücklich.

© K. Steinbach

Traditionen und Gesetzen und der jungen, sich modernisierenden Gesellschaft. Bildnisse des Revolutionsführers von 1979, Ruhollah Khomeini, und seines Nachfolgers als Staatsoberhaupt, Ali Khamenei, sind an öffentlichen Gebäuden allgegenwärtig: Big brother is watching you. Umso bedeutender sind für Nasim und ihre Freunde unkontrollierte Freiräume wie das gemeinschaftliche Beisammensein beim Klettern.

Doch auch hinter den Wohnungstüren der Iraner geht es viel ungezwungener zu, als man zunächst vermuten möchte. Gewöhnlich äußern sie sich auch nur innerhalb dieses privaten Rahmens zu Fragen der Politik oder der Religion, in der Öffentlichkeit oder am Arbeitsplatz wäre das zu riskant. Im Iran gilt das Gesetz der Scharia, für den Abfall vom islamischen Glauben kann die Todesstrafe verhängt werden, ebenso für Ehebruch, Prostitution oder Homosexualität. Der UNO-Sonderberichterstatter für Iran gab im März 2015 bekannt, allein in den ersten zehn Wochen des Jahres seien 252 Menschen exekutiert worden. Und 2009, als es bei der Wiederwahl von Ahmadinedschad zum Präsidenten mit großer Wahrscheinlichkeit zu Wahlbetrug kam, wurden die friedlichen Proteste der sogenannten „Grünen Bewegung" äußerst gewaltsam niedergeschlagen; es gab Tote auf den Straßen, Verhaftungen und in der Folge Hinrichtungen.

Auch diese Tatsachen sollte sich vergegenwärtigen, wer sich auf einer Iranreise an den großartigen Landschaften mit ihren Gegensätzen von Gebirgen und Wüsten erfreut. Oder an den Ausgrabungen in Persepolis, die Zeugen einer mehr als 2500 Jahre alten Hochkultur sind. An den prunkvollen Moscheen in Städten wie Kashan, Isfahan und Shiraz. Und nicht zuletzt an der guten Küche und der bemerkenswerten Gastfreundschaft der Iraner.

Internationalität

Nasim würde sich mehr Austausch zwischen der iranischen Kletterszene und dem Ausland wünschen. Nachrichten über die Leistungen einheimischer Alpinisten dringen so gut wie nie nach außen, Namen wie Mohammed Nuri oder Hasan Najarian kennt außerhalb des Iran niemand. Umgekehrt reisen nur sehr wenige Ausländer in den Iran, um dort zu klettern. Würde ihre Zahl zunehmen und würden sich die Informationen über die Gebiete verbreiten, könnte das dazu beitragen, die iranische Klettergemeinschaft zu öffnen und vorwärtszubringen, ist sie überzeugt. Sie sieht sich nicht als bedauernswertes Opfer des politischen Systems, sondern sie arbeitet daran, ihre Freiheit auszudehnen. Ihre Vision: dass man beim Stichwort „Iran" irgendwann an hohe Berge und geniale Kletterlinien denkt und nicht nur an die negativen Seiten ihres Landes.

Vorerst hat sie weiterhin das Problem, dass ihr nur wenige Seilpartnerinnen zur Verfügung stehen, die annähernd auf ihrem Niveau klettern, auch wenn die Kletterszene in den letzten Jahren gewachsen ist. In allen größeren Städten wurden Kletterhallen gebaut, allein drei große gibt es in





Die Einwohner von Isfahan verbringen den Feierabend gern beim Picknick im Kreis der Familie auf dem zentralen Platz Meydan-e Imam – natürlich in vorschriftsmäßiger Kleidung.

Links: Die Kleidungsvorschriften gelten auch für die Besucherin aus Europa: die Autorin beim traditionellen iranischen Frühstück, gekochtem Schafskopf.

© K. Steinbach

Teheran, dazu kommen noch zahlreiche Kletterwände in Schulen. Es hat sich eine Wettkampfszene für alle Altersstufen etabliert. Neue Klettergebiete werden erschlossen, das Potenzial ist riesig. Noch sind Gäste aber auf die Auskünfte von Einheimischen angewiesen, die Informationen und Topos im Internet sind nur für diejenigen praktikabel, die Farsi beherrschen.

Als professionelle Kletterin leben zu können und das ganze Jahr von einem Klettergebiet ins nächste zu ziehen – das ist es, wovon Nasim träumt. Doch im Iran ist das unmöglich, es gibt keine Sponsorengelder wie in Europa oder Nordamerika. Mittlerweile arbeitet sie mit einigen europäischen Materialsponsoren zusammen, was auch ihre Reisemöglichkeiten erleichtert. Zwischen ihren Auslandsaufenthalten lebt sie in der Wohnung ihrer Familie in Teheran, wie das für ledige Iranerinnen üblich ist. Dass sie als ihren Beruf „Sportlerin" angibt, bereitet ihrer Mutter Kopfschmerzen. „Sie macht sich Sorgen um meine Zukunft, weil ich nicht verheiratet und nicht abgesichert bin. Aber ich denke, es gibt im Bereich Sport genug Arbeit. Ich kann meine Erfahrung einsetzen, Kurse geben oder auch Kletterbücher übersetzen." Auch wenn sie sich in der schlechten Teheraner Luft oft unwohl fühlt und viel lieber im Grünen wäre, gibt es für sie derzeit keine Alternative, denn die Anonymität der Megacity sichert ihr noch am meisten persönliche Freiheit. Während die Frauen in Teheran das Kopftuch oft wie ein modisches Accessoire tragen, werden die Kleidungsvorschriften auf dem Land viel enger ausgelegt; in religiös bedeutsamen Orten sieht man meist nur noch Frauen im schwarzen Tschador.

Hoffnung auf Wandel

Große Hoffnungen setzen die jungen Iraner, welche die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, auf einen langsamen Wandel ihres Landes von innen. Gespannt verfolgten sie die Verhandlungen über ein Atomabkommen mit den Vereinigten Staaten. Am 14. Juli 2015, als die Vereinbarung von Wien unterzeichnet wurde, feierten Tausende ausgelassen auf den Teheraner Straßen, in der Hoffnung, dies sei der erste Schritt zur Beendigung der internationalen Isolation des Iran. Von der Aufhebung der wichtigsten Sanktionen versprechen sie sich eine Stärkung der moderaten Kräfte im Land sowie wirtschaftlichen Aufschwung durch die Ankurbelung des Erdölverkaufs und den Zugriff auf eingefrorene Gelder.

Auch Nasim und Shiva gehören zu den fröhlich Feiernden. Nach vielen Diskussionen und Vorschlägen haben sie sich endlich auf einen Namen für ihre Route geeinigt: „A girl for all seasons" soll sie heißen. Sogar der konservative Iranische Alpenverein lädt sie ein, einen Vortrag über ihre Erstbegehung zu halten. Ein Problem stellt sich allerdings noch: Auf den Bildern aus der Schlüsselseillänge trägt Nasim ein schulterfreies Top. Für den Vortrag wird sie die Aufnahmen so manipulieren müssen, dass ihre nackten Arme nicht zu sehen sind. So schnell geht der Wandel dann doch nicht.

Mein Bruder, der Schafer

Fortunat Gurschler hat sich für ein Leben als Bergbauer entschieden

>> Susanne Gurschler



Vierzehn Sommer war Fortunat Schafhirte im Niedertal oberhalb von Vent im Ötztal. Von Juni bis September wohnte er in einer kleinen Hütte, durchstreifte jeden Tag den Berg, war Herr über bis zu 2000 Schafe. Freiheit pur war für ihn das Hirtenleben. Heute lebt er ein anderes Leben als Bergbauer, aber immer noch mit Schafen.

Die Stube auf dem Saxalbhof im Südtiroler Schnalstal ist eine, wie es sie viele gibt in der Gegend: schmucklose Holzvertäfelung, rundum laufende Holzbank, großer Tisch unter dem Herrgottswinkel, grober Holzboden. Rechts hinter der Tür ein großer gemauerter Ofen, kalkweiß und im Winter bewährter Wärmespender.

Links neben der Tür hängen alte Fotos mit streng dreinschauenden Menschen in dunkler Kleidung. Daneben das Familienwappen der Gurschler: ein Mohr mit Pfeil in der Hand und einem kunstvoll geschwungenen Turban auf dem Kopf. Das Wappen hängt noch nicht lange hier auf dem Saxalbhof.

2007 hat Fortunat Gurschler, mein Bruder, den Hof übernommen. Altbauer Hermann Müller war froh, einen Nachfolger gefunden zu haben. Bis dahin hatte Fortunat ein anderes Leben gelebt – als „Schafer" im Niedertal, Schafhirte aus Leidenschaft.

Fortunat. Den Namen verdankt mein Bruder einem Grödner Skirennläufer, der in den 1960er-Jahren sehr erfolgreich gewesen sein soll. So wurde es uns erzählt. Ich habe es nicht nachgeprüft. Es gibt Erinnerungen, die keinen Wahrheitsbeweis brauchen. Das Familienwappen, das unser Vater irgendwann in den 1970ern hatte schnitzen lassen, hing früher in Fortunats Wohnung in Unser Frau in Schnals über dem Sofa. Nun hängt es hier, neben den Bildern der Eltern von Hermann Müller und dem Familienbild mit seinen neun Geschwistern.

Fortunat und seine Lebensgefährtin Katrin waren auf der Suche nach einem Hof gewesen, den sie pachten konnten, und waren auf Saxalb gelandet. Doch verpachten wollte Hermann Müller nicht. Ob sie sich denn vorstellen könnten, den Hof zu übernehmen, fragte er die beiden, er wolle sicherstellen, dass es weitergehe. Hier heroben auf über 1300 Metern beim Saxus Albus, dem hellen Stein, der dem Hof den Namen gab. Hermann hat sein ganzes Leben hier verbracht. Er war nie verheiratet, hat keine Kinder. Im Sommer halfen ihm die Geschwister bei der Heuernte. Die meiste Zeit aber war er alleine. Er ging auf die siebzig zu und wollte die Verantwortung für den Hof endlich abgeben.

Erstmals erwähnt wurde der Saxalbhof im 14. Jahrhundert, er gehört damit zu den ältesten Bauernhöfen im Schnalstal. Das heutige Bauernhaus stammt aus dem Jahr 1847. Der Hof liegt einsam auf der „Neder", der Schattenseite des Tales, umgeben von Wald, auf einem steil abfallenden Felsen. Rund eine Stunde Fußweg ist es zum nächsten Hof taleinwärts, runter ins Tal sind es 45 Minuten. Es gibt nur eine Materialseilbahn – an einer Zufahrtsstraße wird erst gebaut.

Von unten betrachtet, schaut er idyllisch aus der Saxalbhof. Herrschaftlich, erhaben, wie er da oben klebt über der steil abfallenden Felswand. Aber die Wirtschaftsgebäude sind desolat, die Wiesen „stickla", steil, und schwer zu bewirtschaften. Da tragen sogar die Hühner Steigeisen, sagt man in Südtirol zu solchen Orten.

Wer die Stube auf dem Saxalbhof betritt, sieht nicht das Wappen. Die gerahmte Urkunde sticht einem dafür sofort ins Auge. Sie hängt vis-à-vis der Tür. Ausgestellt in Anerkennung für die vierzehn Sommer, die Fortunat als Schafer im Niedertal gearbeitet hat, unterzeichnet vom Obmann der Alpinteressentschaft Niedertal, also jener 21 Bauern, die dort Weidegründe haben – seit über sechs Jahrhunderten.

Bereits vor 6000 Jahren sollen Schafherden vom Schnalstal ins hintere Ötztal Richtung Vent getrieben worden sein und selbst die Tatsache, dass Südtirol seit dem Ersten Weltkrieg zu Italien gehört und am Similaun die Staatsgrenze zu Österreich verläuft, änderte nichts an dieser Tradition. Das Bergdorf Vent, von dem links das Niedertal und geradeaus das Rofental abgeht, ist die älteste Siedlung des Ötztales, erstmals urkundlich erwähnt 1241. Die Ersten, die sich hier niederlie-

Befehlsempfänger *bin ich keiner.*
Nie gewesen. ***Werde ich nie sein.***

Im Juni ging mein Bruder mit bis zu 2000 Schafen über den Similaungletscher auf die Sommerweide ins Niedertal im Ötztal (Tirol) und im Herbst wieder zurück ins Südtiroler Schnalstal.

© Th. Defner





Der Saxalbhof gehört zu den ältesten Höfen in Schnals. Er wurde erstmals im 14. Jahrhundert erwähnt und liegt auf steilem Gelände hoch über der Talsohle, gegenüber von Katharinaberg.

Rechts: Seit 2007 bewirtschaftet Fortunat den Hof zusammen mit seiner Lebensgefährtin Katrin und den mittlerweile drei Kindern, rechts im Bild Altbauer Hermann Müller.

© S. Gurschler (links), Der Vinschger/Ingeborg Rechenmacher (rechts)

ßen, waren mit ziemlicher Sicherheit Schafhirten aus dem heutigen Südtirol. Neben der Gletschermumie „Ötzi", die am Niederjoch gefunden wurde, zeugt eine steinzeitliche Jägerstation von einer frühen Nutzung des Übergangs über den Similaungletscher. Am „Hohlen Stein", der am Eingang des Niedertals liegt, wurden ebenfalls Spuren steinzeitlicher Jäger gefunden.

Fast 2300 Hektar Weideland gehören der Alpinteressentschaft Niedertal. Dazu kommen noch einige Hektar an Teilhaberschaft, einiges an Grund wurde angepachtet. Die Agrargemeinschaft Rofenberg hat ebenfalls ihren Sitz in der Gemeinde Schnals, ihr gehört Weideland im Rofental. Von alters her werden im Frühsommer Schafherden über den Gletscher auf die Weiden getrieben: von Kurzras am Ende des Schnalstales über das Hochjoch (2850 m) und das Hochjoch-Hospiz ins Rofental; von Vernagt am See (1700 Meter) über das Niederjoch, die Similaunhütte (3019 Meter) und den Similaungletscher ins Niedertal. Bis zu 2000 und mehr Schafe passierten allein das Niederjoch, als Fortunat Schafer im Niedertal war. Im Herbst geht es auf dem gleichen Weg zurück.

Rinder und Schafe

Schon als er noch ein Junge war, interessierten Fortunat Schafe immer mehr als Rinder. Warum, kann er nicht sagen. Es war einfach so, sagt er und hebt die Schultern. Wenn Anfang Juni die ersten Herden durch die Gasse an unserem Wohnhaus vorbei Richtung Vernagt getrieben wurden, zur „Schofschoad", der Sammelstelle, lag Aufregung in der Luft. Wir Kinder lehnten am Zaun und schauten zu, wie die Schafe vorbeizogen, manchmal gingen wir ein Stück hinterher. Ich dachte: Irgendwann gehe ich mit, erinnert sich Fortunat.

Für das erste Geld, das er sich zusammengespart hatte mit den „Polmbesen", dem Verkauf von Palmbuschen am Palmsonntag vor der Kirche, mit Hilfsarbeiten hier und dort, kaufte er sich zwei Schafe, eher „Lamplen", Lämmer, gerade einmal ein halbes Jahr alt. Ein bisschen Geld habe der Vater beigesteuert. Das war irgendwann in den 1970er-Jahren, im „Langes", im Frühjahr. Eines verkaufte er im Herbst wieder, das andere etwas später – ihm fehlte ein Stall für die Unterbringung.

1979 war Fortunat das erste Mal beim Schafübertrieb dabei, von Kurzras über die Schöne Aussicht ins Rofental. Dreizehn Jahre war er alt. Drei Jahre später ging er erstmals die Route über den Similaun mit. Um 3:00 Uhr früh startete das erste „Tschippl", die erste Gruppe, von der Schofschoad oberhalb des Gasthauses Edelweiß in Vernagt. Wollknäuel, die im Dunkeln über den Hang wuselten, laut blökend die „Görren", die Muttertiere, die Lämmer plärrend hinterher. Ganz kleine, bei denen Gefahr war, dass sie überrannt werden könnten, wurden etwas abgesondert, später getragen, wenn sie die Kräfte verließen. Ins Tisental, die steilen Serpentinen zur Similaunhütte hoch, über den Gletscher. Der Weg ist gefährlich, zu dieser Zeit stellenweise noch schneebedeckt, der Gletscher tückisch. Schlägt das Wetter um, und das kann in





Rund 90 Schafe hat mein Bruder heute. Nichts ist für ihn schöner, als sich in aller Frühe auf den Weg zu machen und auf der Weide oberhalb der Saxalbalm nach dem Rechten zu sehen.

Links: Das „Firta", die blaue Schürze, trägt Fortunat heute nur noch, wenn er zu den Schafen auf die hofeigene Sommerweide geht.

© M. Moosmair

diesen Höhen rasch passieren, wird es lebensbedrohlich für Mensch und Tier. Ist passiert: 1979 verendeten rund siebzig Schafe unterhalb der Similaunhütte im Schnee und mussten mit dem Hubschrauber zu Tal gebracht werden. Daran erinnert sich noch heute jeder, der damals alt genug war, um zu verstehen, was für ein Drama sich da abspielte am Berg.

„Für Hunger und Durst" sei er mitgegangen, sagt Fortunat. Eine Ehre, wenn man Seite an Seite mit den erfahrenen Treibern unterwegs war, die Anweisungen gaben, in knappen Worten, oft barsch. Zum Reden war Zeit, wenn der beschwerliche Übergang überstanden war. Wenn sie angekommen waren bei der Martin-Busch-Hütte, die der Sektion Berlin des Deutschen Alpenvereins gehört, und die von den Einheimischen – hüben wie drüben – „Samoar" genannt wird. Hier ließ man die Schafe ziehen, wohin es sie zog. Erst einmal.

Nachdem Fortunat die Mittelschule abgeschlossen hatte, arbeitete er kurz auf dem Raffeinhof in Vernagt, hatte nun eigene Schafe, die er – zusätzlich zum Lohn – im Stall unterbringen durfte. Nicht viele, aber immerhin. Dann wechselte er auf den Gamphof, auch dort handelte er sich zu seinem Gehalt eine „Winterfuar" für seine Schafe aus. Der Bauer dort war Mitglied der Alpinteressentschaft Niedertal, lange deren Obmann, hatte viele Schafe. Ab da war es keine Frage mehr, ob Fortunat beim nächsten Schafübertrieb dabei sein würde. Seine eigenen Schafe gingen nun immer auf Sommerfrische ins Ötztal.

Schnalser Schaf

Die Schnalser Schafe waren bekannt dafür, besonders widerständig und robust zu sein und sehr sicher im Gelände. Viele Bauern kreuzten ihre Görren mit Tiroler Bergschaf-Widdern. Seit der Herdenbuchgründung 2005 ist klar definiert, was ein Schnalser Schaf ist – und was nicht. Der Kopf ist geramst, nach außen gewölbt, beim Widder die Ramsnase stark gekrümmt, mit ausgeprägten Nasenfalten – steht auf der Homepage des Verbandes der Südtiroler Kleintierzüchter, und weiter:

Es sei eine Mischung aus Bergamaskerschaf und den „bodenständigen Schafrassen unter Einfluss von slowenischen Schafrassen". Bis zu Beginn des Ersten Weltkriegs sei das Schnalser Schaf zudem immer wieder mit typischen Schafen aus den Habsburgerländern gekreuzt worden. Als Ende der 1970er-Jahre Tiroler Bergschafe stärker gezüchtet wurden, sei die Zucht von reinrassigen Schnalser Schafen zurückgegangen.

Natürlich habe er Schnalser Schafe. Habe er immer schon gehabt, sagt Fortunat. Aber er lege keinen Wert auf eine Rassezucht oder ein Herdebuch. Niemand habe ihm zu sagen, wie seine Schafe auszuschauen hätten. Ihm müssten die Tiere gefallen. Früher, sagt er, haben die Bauern Schafe gehalten, weil sie genügsam sind. Man konnte sie lange im Freien lassen, sie grasten dort, wo die Rinder nicht hinkamen, kosteten wenig und warfen trotzdem ein bisschen etwas ab. Die Wolle wurde zu Socken und Jacken verarbeitet, Patschen gefilzt. Heute blieben die Schafe lange







Oben: Schafe sind sehr genügsame Tiere. Unruhig werden sie, wenn das Gras knapp wird oder nicht genügend Salz zur Verfügung steht.

Mitte: Der Sommer 2006 war Fortunats letzter als Schafer im Niedertal; im Bild mit seiner Tochter Pauline vor der alten Schaferhütte.

Unten: Manchmal sind die Lämmer noch zu klein, zu schwach für die Wanderung auf die Sommerweide, dann werden sie getragen.

© H. Haid (oben), K. Pschierer (Mitte), S. Gurschler (unten)

im Stall, würden gefüttert und die Wolle sei nichts mehr wert. Laut EU ist Schafwolle Sondermüll, sagt Fortunat. Sondermüll, sagt er und schüttelt den Kopf.

1987 begann Fortunat als Maschinist zu arbeiten für die Schnalstaler Gletscherbahnen, dem größten Arbeitgeber im Tal. Als der damalige Schafer nicht mehr ins Niedertal gehen wollte, packte Fortunat die Gelegenheit beim Schopf und meldete Interesse an. Das war 1993. Von da an war er im Winter bei der Bahn, im Sommer im Niedertal. „Ich dachte mir, jetzt oder nie. Ich kannte mich durch das Treiben ja schon aus", erzählt Fortunat. Der erste Sommer war trotzdem hart. Bis er sich überall auskannte, wusste, welche Schafe bevorzugt wo waren.

Wenn Schafe den Berg kennen und solange sie genügend Futter und Salz haben, sind sie genügsam und wandern nicht weit. „Bei Rindern musst du auf dem Schwanz sitzen, Schafe musst du einfach machen lassen", lacht Fortunat. Die meisten Schafe waren schon mehrere Jahre im Niedertal gewesen, viele hier geboren. Trotzdem: Das Weidegebiet, das es zu kontrollieren galt, war riesig: rund 2300 Hektar, von Vent bis zum Similaungletscher. Allein für den direkten Weg braucht ein Wanderer vier bis viereinhalb Stunden bei einer Höhendifferenz von rund 1200 Metern. Eine „Mordsrennerei", aber es habe ihm „getaugt", richtig gut. Das war Freiheit.

Den ersten Sommer nutzte Fortunat noch die Unterkunft, die den Hirten auf Samoar zustand. Das hatten die Hirten vor ihm so gemacht. Zwar gab es eine Schaferhütte, aber sie hatten den Komfort auf der Schutzhütte – Kost und Logis frei und die Wäsche wurde auch gewaschen – dem kargen Leben in der kleinen Hütte vorgezogen. Seit etwa fünfzehn Jahren war sie verwaist. Fortunat wollte das ändern.

Die alte Schaferhütte liegt auf 2230 Meter direkt am Forstweg zur Samoar-Hütte, geduckt, in den Hang gebaut. Ein niederer, länglicher Steinbau mit Blechdach. Links eine kleine Tür zur „Holzschupf", rechts geht es in einen kleinen Ziegenstall. Ein Wohnraum in der Mitte, ein winziges, vergittertes Fenster, wenig Tageslicht. Man muss das Alleinsein nicht nur aushalten, man muss es mögen, um hier zu wohnen. Fortunat verlegte einen neuen Holzboden, baute eine neue Tür ein. Links stand ein schmaler Holztisch mit zwei Bänken, ein niederer Kasten, in dem von Kleidung bis Nahrungsmittel alles Platz finden musste. Ausbuchtungen im Gemäuer dienten als Ablage. Über dem Herd hing eine Holzstange zum Trocknen der Kleider. Rechts hinter der Tür ein „Leger", eine Schlafstatt, mit kleinen Holzregalen – für Radio, Uhr, Buch, Taschenlampe, alles in Griffweite. Bis zu drei Leute fanden hier Platz. Später montierte mein Bruder eine Solarzelle am Dach. Sie reichte für die Beleuchtung des Wohnraums und das Radio – wichtig wegen des Wetterberichts. Wasser holte er von einem wenige Meter entfernten Gebirgsbächlein. Von nun an hieß es selber kochen, selber waschen.

Kochen kann mein Bruder. Er macht einen hervorragenden „Schöpsn"-Braten (Hammelbraten), eine regionale Spezialität. Er wird so lange gegart, bis sich das Fleisch vom Knochen löst. Schöpsenes ist nicht jedermanns Sache: das Fleisch hat ein eigenes Aroma, sehr intensiv.

Es gab keinen Kühlschrank. Was es zu kühlen galt, lag in einem „Schaffl", einem Zuber, im kalten Wasser am Bach. In einem weiteren Schaffl weichte Fortunat immer seine Schafwollsocken ein. Am Waschbrett und mit Kernseife wurden sie durchgewalkt. Zum Trocknen kamen sie auf das Blechdach wie die Hosen und die Hemden und das „Firta", die blaue Schürze. Die wurde früher immer getragen vom Bauern, vom Knecht, vom Hirten – heute sieht man das immer seltener. Mein Bruder, der Bauer, trägt sie nur, wenn er zu den Schafen auf die Sommerweide geht.

Zeitweilig hatte Fortunat auch Ziegen und Hühner. Hunde natürlich immer. Jeder gute Schafer hat seinen eigenen Hund, hat ihn selbst ausgebildet. Vor Menschen, sagt Fortunat, haben Schafe rasch keinen Respekt mehr. Als wüssten sie, dass sie wendiger, schneller und trittsicherer sind. Vielleicht wissen sie das auch.

Von Hunden und Hähnen

Ein guter Schaferhund muss bellen, sagt mein Bruder, nicht sich anschleichen. Seine Hunde haben immer gebellt, schon von weitem. Die Schafe, alarmiert, setzten sich in Bewegung, noch bevor der Hund bei ihnen war. „Im Hochgebirge ist es wichtig, dass die Tiere nicht plötzlich loslaufen, flüchten", sagt Fortunat. Sonst kann es passieren,



Die alte Schaferhütte im Niedertal ist ein karger, geduckter Steinbau und liegt direkt am Weg zu „Samoar", wie die Martin-Busch-Hütte von den Einheimischen genannt wird.
© H. Haid

dass sie abrutschen oder abstürzen oder „einspringen" an gefährlichen Stellen. Wenn sie von dort keinen Weg mehr herausfinden, muss er sie holen. Und das ist lebensgefährlich für beide.

In der Stube auf Saxalb hängt das Foto von Pepi vor der Schaferhütte sitzend. Keiner, dem man über den Kopf strich einfach so. Ein sehr guter Hütehund, sehr wachsam, auch was das Eigentum anbelangte. Wenn jemand an die Hüttentür klopfte oder gar – wie viele Wanderer es ungeniert taten – durchs Fenster starrte, dann sprang er knurrend auf die Bank und versetzte den Gaffern einen Schrecken. Einen Sommer lang hatte Fortunat auch einen Hahn. Ein schöner Gockel, schneeweiße Federn, blutroter Kamm, aber garstig. Fremden jagte er heftig flatternd hinterher und pickte ihnen in die Beine. Am Ende landete er im Kochtopf.

Gleich neben der Tür hing immer der „Gugger", das Fernglas, darunter lehnte der „Steckn", ein langer Haselnussstock, die Spitze mit einem Stahlring verstärkt; am Schaft war der Name eingeritzt. Manchmal musste es schnell gehen. Wenn sich Schlechtwetter anbahnt, gehen Schafe von alleine in tiefere Regionen, wenn das Wetter plötzlich umschlägt, bleiben sie an Ort und Stelle. Wenn es schneit, „sem hosch in Huat auf", da kann ihr Verhalten ihren Tod bedeuten. Sie verenden, wenn man nicht eingreift. In einem Sommer fiel plötzlich Schnee, von einem Tag auf den anderen zwanzig Zentimeter und mehr. Die Tiere, die in höheren Regionen waren, hatten keine Chance. Die Venter seien ihm zur Seite gesprungen, sofort, ganz unbürokratisch, erzählt Fortunat: Hubschrauber organisiert, Heu bereitgestellt und geladen. Fortunat saß im Hubschrauber und gab Anweisungen, wo es abgeworfen werden sollte.

Tallandschaften

Der Schafer gehört in Vent dazu. In Vent kannte Fortunat jeden und jeder kannte ihn. Wenn er ins Dorf kam, kehrte er einmal beim einen, einmal beim anderen ein. „Ich habe immer eine Suppe gekriegt oder ein Gläschen Wein", sagt Fortunat. Manchmal



Seit Jahrhunderten marschieren jeden Sommer Schafe aus dem Schnalstal ins Niedertal, begleitet von erfahrenen Treibern mit ihren Hunden.
© Th. Defner

sei er auch abends noch runter auf ein Bier, auf einen „Huangart", ein Gespräch. Da sind Freundschaften entstanden in den vierzehn Jahren.

Weniger anfangen konnte Fortunat mit den Touristen, die einfach in die Hütte marschierten, oder den Stall inspizierten und ihn löcherten mit Fragen, wie man das bloß aushalten könne hier heroben, in der Hütte, ohne Dusche, ohne Strom, so allein. Einige dachten wohl, es habe nicht zu mehr gereicht, sagt Fortunat. Einige benahmen sich auch so. Die „Schneid" habe er sich nie abkaufen lassen, von niemandem.

Touristen ging mein Bruder nach Möglichkeit aus dem Weg, auch bei der Schafschoad im Juni und im September. Die Anspannung groß, organisieren, einteilen, schauen, mit den Treibern reden, den Bauern. Und dann quatschten ihn ständig Leute an, die ein Foto von ihm oder mit ihm machen wollten, mit Schafen, ohne Schafe, die wissen wollten, wie das so ist als Schafer und warum er das mache. Oft ließ er sie einfach stehen.

Es habe sich mit den Jahren extrem verändert, sagt Fortunat. Alles. Wenn er zurückdenke an die ersten Male, wo er beim Schaftrieb dabei war, und welche Ehre das für ihn und die anderen Jungen bedeutet hatte. Später musste er froh sein, wenn noch genügend erfahrene Leute mitgingen. Anfangs seien noch viele Görren gewesen, die den Berg kannten, und die Jungschafe hätten sich ihnen angeschlossen. Später kauften immer öfter Bauern im Langes Schafe zu, um sie im Herbst gewinnbringend zu verkaufen. Am wildesten war es, wenn ein Bauer keine Schafe mehr schickte und ein anderer dazukam mit 200, 300 neuen. Da gab es immer viel Unruhe, erzählt mein Bruder.

Sie kannten den Berg nicht, wanderten ständig. Dazu kam, dass immer mehr Schafe ins Niedertal getrieben wurden. Wurde das Gras knapp, machten sich die Schafe auf den Weg. Mit dem Rückgang des Gletschers schmolz auch das natürliche Hindernis. Nicht selten hätte er gleichzeitig auf dem Similaun sein müssen, um Schafe daran zu hindern, ins Tisental zu marschieren, und oberhalb von Vent, wo sie Richtung Ramol unterwegs waren. Es ist auch so: Wenn du das zu lange machst, dann nehmen es alle als selbstverständ-

lich, dass du das gut machst, sagt Fortunat. Es sei einfach immer schwieriger geworden, immer mehr hätten mitgeredet. Und Befehlsempfänger sei er keiner. Nie gewesen, werde er nie sein.

Der Schaftrieb war immer schon ein großes Ereignis und weit über das Tal hinaus bekannt. Doch er wurde zunehmend auch touristisch verwertet, der in Kurzras und der auf Vernagt. Als ich die ersten Male dabei war, waren die Treiber und Hirten noch mehr oder weniger unter sich. Aber dann kamen immer mehr Gäste dazu, die wollten schauen, fotografieren, mitgehen, erinnert sich Fortunat. Immer mehr sei fremdbestimmt worden. Früher, sagt er, haben der Schafer und der Obmann der Interessentschaft festgelegt, wann der Auf- und wann der Abtrieb stattfinden soll. Nun mischte auch der Tourismusverband mit.

Lange war der Schaftrieb ins Niedertal bekannter gewesen als der ins Rofental, gingen hier mehr Schafe über die Grenze. Das hat sich geändert, seit dieses Überbleibsel einer alten Kultur unter dem Begriff „Transhumanz" vermarktet wird. 2011 wurde diese sogar in das Nationale UNESCO-Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes aufgenommen. „Dabei führt der Brauch nicht nur Treiber und Tiere im wahrsten Sinne des Wortes an ihre Grenzen, sondern bietet auch den Zuschauern eine Grenzerfahrung, die unter die Haut geht. Das Mähen der Schafe, die hellen Glocken der Lämmer und die tiefen Ruflaute der Hirte betten sich in eine hochalpine Landschaft mit rauen Temperaturen", heißt es auf dem offiziellen Infoportal des Schnalstales.

Damit die Gäste hautnah dabei sein können, gibt es ein „Transhumanz-Ticket". Es beinhaltet die Auffahrt mit der Schnalstaler Gletscherbahn, die Weiterfahrt mit dem Grawand-Sessellift und den Shuttleservice mit der Pistenraupe zum Schafübertrieb. Der ins Niedertal kann mit so einer Infrastruktur nicht mithalten: Um da hautnah dabei zu sein, heißt es, den beschwerlichen Weg mitmarschieren und schauen, dass man den Treibern und vor allem den Schafen nicht im Weg steht. Oder vorauszugehen auf die Similaunhütte und dort zu warten, bis sie kommen.

Im Sommer 2006 entschied mein Bruder, dass es Zeit sei, abzuschließen. Vielleicht hat ihm auch die Tatsache den Schritt erleichtert, dass er im Frühjahr davor zum ersten Mal Vater geworden ist.



Das Wetter ist im Hochgebirge unberechenbar. Plötzliche Witterungsänderungen können sehr gefährlich werden – für Mensch und Tier.

© Th. Defner

Denn obwohl Katrin, seine Lebensgefährtin, die in Berlin studiert hat, seine Liebe zu den Schafen, zum einfachen Leben teilte, trug er nun eine andere Verantwortung. Die beiden machten sich auf die Suche nach einem Hof, den sie pachten konnten. Und im Frühjahr 2007 zogen sie zu Hermann auf den Saxalbhof. Katrin, die kleine Pauline, Fortunat – und seine Schafe natürlich.

Als er im Juni sah und hörte, wie auf der anderen Talseite die Schafe vom Dickhof losmarschierten Richtung Vernagt, da sei ihm fast das Herz zersprungen, erzählt Fortunat. Er habe gedacht, er müsse da jetzt mit, sofort. Das sei schlimm gewesen, sehr schlimm. Im Jahr darauf ging er noch einmal mit ins Niedertal als Treiber, zwei Mal war er noch im Herbst dabei. Aber es war nicht mehr das Gleiche. Vierzehn Sommer war mein Bruder Schafer in Niedertal. Nach ihm blieb bis jetzt keiner länger als zwei Sommer.

Seine rund neunzig Schafe treibt Fortunat heute auf seine eigene Alm, hoch über Saxalb. Es gibt für ihn nichts Schöneres, als zeitig in der Früh das „Firta" anzulegen, den „Gugger" zu nehmen und den „Steckn", und mit dem mittlerweile nun alten Hund loszumarschieren, um nach seinen Schafen zu sehen, mit Katrin, seinen mittlerweile drei Kindern in der Hütte zu übernachten und in der Früh das Blöken der Schafe zu hören. Das ist, sagt er, meine Freiheit.



Das geheime Leben eines Steuerbeamten

Mick Fowler gehört seit über dreißig Jahren zu den international erfolgreichsten Alpinisten – und das mit Familie und Vollzeitjob.

>> Jochen Hemmleb



Wenn ein Spitzenbergsteiger alljährlich eine spektakuläre Erstbegehung an einem Sechs- oder Siebentausender zu vermelden hat, dann ist dies heute fast nichts Außergewöhnliches mehr. Wenn derselbe aber im Tourenbuch auch die Erstbegehung einer 20 Meter hohen (von einer leckenden Toilette hervorgerufenen) Eissäule an der U-Bahn-Station St. Pancras in London auflistet und im täglichen Leben Steuerbeamter in Vollzeit sowie Familienvater ist, dann ist dies wahrlich bemerkenswert. Und sehr britisch.

Mick Fowler zählt seit über drei Jahrzehnten zu den besten und beständigsten Bergsteigern der Insel. Chris Bonington, die graue Eminenz des englischen Alpinismus, nannte ihn „auf seine ganz eigene Weise genauso bemerkenswert wie Reinhold Messner" – ein Vergleich, den der heute 59-Jährige mit ebenso typisch britischer Bescheidenheit weit von sich weist. Was er dagegen unterschreibt, ist die Charakterisierung, die Bonington traf , nämlich dass er, Fowler, sich niemals darum geschert habe, konventionellen Rekorden nachzujagen, sondern stattdessen eine außergewöhnliche Sammlung neuer Routen verbucht habe, deren Gemeinsamkeit immense Ernsthaftigkeit und Individualität sei.

„Wonach ich wirklich schaue, sind Berge, von denen am besten noch niemand etwas gehört hat. Die in einer Region liegen, in der ich zuvor noch nicht war und die kulturell interessant ist. Ich mag das Element des Erkundens. Und die Route sollte eine bestechende Linie sein, die noch nicht begangen ist. Sie muss für mich persönlich eine Herausforderung darstellen. Jemand anders mag sie vielleicht leicht finden – aber für mich selbst muss sie herausfordernd sein."

Fowler stammt aus dem Norden Londons und lebt heute mit seiner Frau Nicki und den beiden gemeinsamen Kindern Tess (23) und Alec (20) in Kings Newton, einer kleinen Ortschaft südöstlich von Derby, in der lieblichen Hügellandschaft der

Die zwei Gesichter des Mick Fowler: Bergsteiger und Angestellter bei der staatlichen Steuerbehörde.
alle Fotos © M. Fowler







Hoch über den Wellen: Unterwegs am „Skeleton Ridge" auf der Isle of Wight (oben).

Kurz bevor die Polizei kam: Eisklettern an der U-Bahn-Station St. Pancras in London (Mitte).

Eis ohne Wasser: Erstbegehung von „Fisherman's Friend" an den Kreidefelsen von Dover (unten).

East Midlands. Da ist es kaum zu glauben, dass ein Bergsteiger seines Kalibers auch in solchen Regionen ein Betätigungsfeld fand und findet. Die Sandsteinfelsen nahe Tunbridge Wells südlich von London waren ein Erstes: meist nasse, „grauenhaft unterbewertete" Kamine mit vielsagenden Namen wie „Boa Constrictor". „Routen wie diese", schrieb Fowler, „eigneten sich ideal, Kleidung jenes abgetragene Aussehen und dem Gesicht eine Farbe zu verleihen, das den Eindruck vermittelte, dass man sich sportlich betätigt hatte." Und nebenbei erreichten er und seine Freunde mit der Zeit einen ziemlich hohen Kletterstandard. Als Zwanzigjähriger war Fowler einer der ersten Briten, der den Schwierigkeitsgrad E6 (entspricht etwa UIAA IX–) meisterte. Doch Sportklettereien, bei denen er die Bewegungsabläufe zuvor aus dem Toprope oder Abseilsitz heraus einstudierte, bevor er die Route rotpunkt durchstieg, verloren bald ihren Reiz.

„Ich hatte den Eindruck, die Kletterei zu einer Art Gymnastikübung reduziert zu haben. Es war nur noch eine Sache, die Bewegungsabläufe aneinanderzuhängen und dabei nicht zu stürzen. So fühlte ich mich mehr und mehr zu wirklich unbegangenen Zielen hingezogen. Nicht unbegangene Linien, die zwischen andere Routen gequetscht werden – sondern unbegangene Felsen, unbegangene Wände."

Abenteuer-Kletterer

Da Fowler auch nicht vor „Fels" zurückschreckte, der diese Bezeichnung eigentlich nicht verdient, fanden sich Ziele zur Genüge. Von über 100 Meter hohen, zerbröselnden Schieferwänden bis hin zu den strahlend weißen Kreideklippen von Dover.

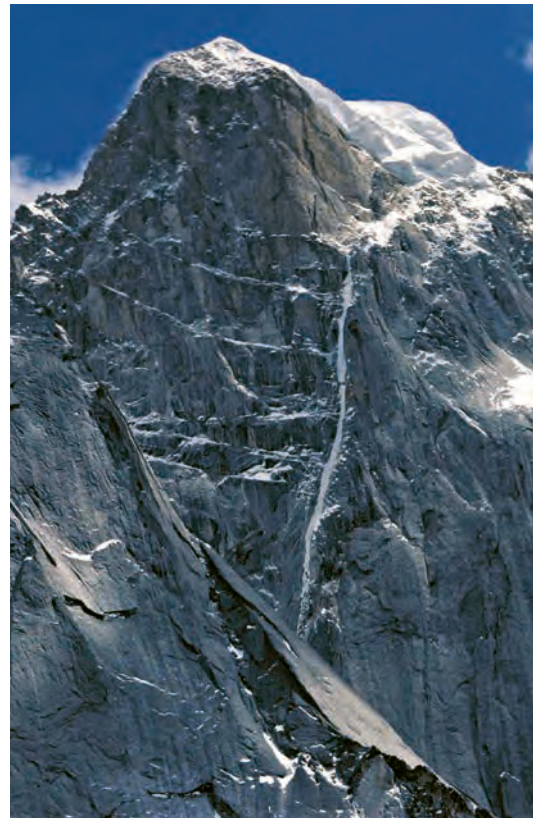
„Ich liebe diese Klettereien!", meint Fowler auch noch dreißig Jahre später. „Sie sind anders. Die Leute sehen sie als ziemlich verrückt an – was sie auch waren –, aber sie sehen sie auch als gefährlich an. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind vor allem eine Frage des Einschätzungsvermögens – ob zum Beispiel die Griffe fest genug sind, mich zu halten oder nicht. Das ist der Grund, warum ich diese Klettereien mag." Er und seine Partner lernten neue Techniken, um mit besonders losem Fels zurechtzukommen. Steigeisen und Eisgeräte fanden in vertikaler Kreide überraschend neue Anwendungsgebiete, und als Zwischensicherung leistete der ehrwürdige Spiralzahnhaken (im Angelsächsischen liebevoll *warthog* – Warzenschwein genannt) gute Dienste. Ob Fowler denn jemals die Haltekraft eines dieser Haken getestet habe? „Ich selbst noch nicht – aber ich kenne einen Freund, der in Dover 20 Meter in einen reingeflogen ist. In fester Kreide halten sie wirklich gut!"

Ein anderes weites Betätigungsfeld boten die zahlreichen freistehenden Felstürme (*sea stacks*) im Meer vor der britischen Küste. Und zwar so weit, dass Fowler und Gefährten nach einigen abenteuerlichen Zustiegen (oder besser gesagt: Zuschwimmen oder Zuwaten) die Anschaffung eines Schlauchboots mit Außenbordmotor beschlossen, um auch entlegene Stacks erreichen zu können. Das Boot tauften die zu Seeleuten mutierten Kletterer politisch völlig unkorrekt *Deflowerer* – Entjungferer.

Dem anderen alpinen Medium, Eis, wurde auf ähnlich unorthodoxe Weise zu Leibe gerückt. Fowler & Friends lieferten in den 1980er-Jahren mehrfach den Beweis, dass Schottland, das britische Mekka des Winterbergsteigens, selbst für Londoner ein Wochenendziel sein kann, wenn man die 1000 Kilometer Nachtfahrt gleichmäßig zwischen vier Kletterern (sprich: Fahrern) aufteilt. Fowlers Rekord steht bei elf aufeinanderfolgenden Wochenenden. Das Resultat war eine stattliche Anzahl hochkarätiger Eisrouten, unter ihnen „The Shield Direct" am Ben Nevis, die als erste im offiziellen Routenführer mit dem schottischen VI. Grad bewertet wurde. Daneben kann Fowler eine ganze Reihe Punkte entlang der Fahrtstrecke nach Norden auflisten, die Zeugen denkwürdiger Erlebnisse wurden, wie zum Beispiel Loch Lomond: „Heroisches Manöver von Chris Watts. 360°-Drehung inklusive Rückwärtsfahrt über eine Brücke. Keine Schäden außer an den Nerven …"

1982 war für Mick Fowler ein Schlüsseljahr. Gemeinsam mit Chris Watts glückte ihm die Erstbegehung des Südpfeilers am Taulliraju (5830 m) in Peru. „Für mich war es die beste Linie an diesem Berg, denn sie führte geradewegs zum Gipfel." Die Reise war in allen Belangen eine grundlegende Erfahrung: der erste Flug, der erste Besuch in einem sogenannten Entwicklungsland und die erste zuvor unbegangene Route. „Ich kam zurück und dachte, das ist absolut fantastisch! Es waren so viele Erfahrungen … Sie sind bis heute in mei-





Große Linien: 1987 konnte Mick Fowler den „Golden Pillar of Spantik" (links) für sich verbuchen, 2002 den „Great White Dyke" am Mount Siguniang.

nem Kopf. Ich kann mich an alles von diesem Trip erinnern, als wäre es gestern gewesen, obwohl es so viele Jahre her ist. Ich denke, es war diese Erfahrung, die meinen Enthusiasmus für dieses ‚Entdecker-Bergsteigen' zementierte. Und so habe ich damit die letzten dreißig Jahre weitergemacht."

Entdecker-Bergsteiger

Die erste Expedition in die asiatischen Hochgebirge, 1984 zum Bojohagur im Batura Muztagh (Pakistan), endete zwar noch äußerst ernüchternd: „Wir schafften keine einzige Seillänge an unserem Berg zu klettern und dann schnappte uns noch eine japanische Gruppe die Erstbesteigung weg, die den demoralisierenden Namen ‚Hiroshima Walkers Team' trug!" Doch drei Jahre später gelang Fowler und Victor Saunders mit dem ästhetisch einmaligen „Golden Pillar of Spantik" der große Wurf. Der über 1000 Meter hohe obere Teil der gigantischen Orgelpfeife wartete mit kompakten, pulverschneebedeckten Marmorplatten, Kaminen aus brüchigem Schiefergestein („Wie die Küste von North Devon an einem harten Wintertag") und anderen Delikatessen auf – beständig im schottischen V. Grad und darüber, und dazu durchgehend schlecht abzusichern. Am Ende eines Kamins fand Saunders keine einzige brauchbare Sicherung, also verklemmte er sich in dem Spalt und riet Fowler, einfach nicht zu stürzen. Im wenig später folgenden Biwak hingen beide an einem einzigen Klemmkeil („Irgendetwas sagte mir, dass es keine erfreuliche Nacht werden würde"). Am fünften Tag brachte sie Fowlers Vorstieg durch eine überhängende Verschneidung unter einem absturzbereiten Sérac zum Kopf des Pfeilers.

Der Erfolg am Spantik war der Auftakt zu einer Serie von Erstbegehungen in fast jährlicher Folge in Pakistan, Indien, China, Tibet und Nepal, die bis heute anhält. Allen ist dabei gemeinsam, dass die Gipfel selten bekannte Namen tragen, die Routen dafür fast ausnahmslos wilde und großartige Linien sind. Hunza Peak und Bublimoting, Cerro Kishtwar, Taweche, Arwa Tower, dann zur Abwechslung Mount Kennedy in Yukon, Kanada.

Bei allen eindrucksvollen und teils haarsträubenden Erlebnissen, von denen Fowler zu erzählen weiß, muss auch erwähnt werden, dass er in seiner ganzen Karriere nur ein einziges Mal unmit-





Vertical Pleasure – steil und Spaß dabei: Impressionen von der Erstbegehung der Nordwestwand des Hagshu 2014 (links) und der grandiosen Linie des „Prow of Shiva" im indischen Himalaya 2012 (rechts), mit der sich Fowler und Ramsden zum zweiten Mal den Piolet d'Or verdienten.

telbar mit dem Tod konfrontiert wurde. Nach Durchsteigung der Nordwand des Changabang (6864 m) im indischen Garhwal Himal 1997 mit Steve Sustad, Andy Cave und Brendan Murphy wurde Murphy im Abstieg beim Einrichten einer Abseilstelle von einer Eislawine in die Tiefe gerissen. Das Erlebnis hat bei Fowler einen tiefen Eindruck hinterlassen. Vor allem habe es ihn dazu gebracht, nicht darauf aus zu sein, bis an die Grenzen zu gehen. „Früher war ich sicherlich risikobereiter und rückblickend betrachtet, wahrscheinlich übermäßig besessen vom Klettern. Ich sah jeden Tag, den ich nicht mit Klettern verbrachte, als verschwendeten Tag an. Mit der Zeit bin ich selektiver geworden, welche Routen ich bereit bin zu versuchen. Ich bin mir des Risikos und meiner Sterblichkeit bewusster geworden."

2002 kletterte er mit Paul Ramsden den „Great White Dyke" am Siguniang in Westchina, „eine Art Mega-Version des Dru-Couloirs, eingezwängt zwischen aufgetürmten Granitschilden im Yosemite-Stil". Für die sechstägige Erstbegehung des beeindruckenden Eisschlauchs, der über weite Strecken 80° steil und in einigen Passagen senkrecht bis überhängend ist, wurden beide mit dem prestigeträchtigen Piolet d'Or ausgezeichnet. 2005 und 2007 folgten die Erstbesteigungen der beiden „Matterhörner" Kajaqiao und Manamcho im östlichen Nyenchen Tanglha-Gebirge in Tibet – ein, wie Fowler meint, „ethnisch wirklich interessanter Trip". „In einem Tal trafen wir den lokalen Dorfvorsteher. Er stellte uns ‚seine' Berge vor und lud uns ein, sie zu besteigen. Er sagte uns, er habe noch nie zuvor weißhäutige Menschen gesehen – außer in seinem Satellitenfernsehen …"

Nach weiteren Erstbegehungen in Xinjiang und Westnepal glückte 2012 mit dem atemberaubenden Schiffsbug des „Prow of Shiva" eine ähnlich spektakuläre Linie wie 25 Jahre zuvor am Spantik und sie machte Fowler und Ramsden zur ersten Seilschaft, die den Piolet d'Or ein zweites Mal verliehen bekam.

Für traditionelle Werte

Wie denkt Mick Fowler über eine solche Auszeichnung? „Nun ja, es ist nett, von deinen Kollegen Anerkennung zu bekommen – und das ist aber auch alles. Es geht eigentlich nur um die persönliche Befriedigung. Ein Teil von mir ist gegen Auszeichnungen im Bergsteigen – das geht für mich in die falsche Richtung. Doch die Organisationen, die den Piolet d'Or finanzieren, wollen einen Gewinner. Und die Presse mag es auch. Ich denke aber, man sollte diese Dinge nicht zu ernst nehmen. Es ist allerdings auch leicht für mich, dies zu sagen. Für mich ist Bergsteigen kein Beruf, während für andere der Gewinn eine Menge bedeuten kann."

Für ihn sei der Piolet d'Or in seiner jetzigen Form eine alljährliche Feier des Alpinstil-Bergsteigens und solle dies auch bleiben: ein sozialer Event, bei dem gleichgesinnte Bergsteiger aus aller Welt zusammenkommen, Ideen austauschen und den Stil, in dem heute die bedeutendsten Un-



ternehmungen durchgeführt werden, kommunizieren.

Eine solche Kommunikation stand und steht auch im Mittelpunkt von Mick Fowlers Tätigkeit beim britischen Alpine Club, dem er von 2011 bis 2013 als Präsident vorstand. Im Gegensatz zu den meisten alpinen Vereinen ist der Alpine Club ein Verein ausschließlich von Bergsteigern für Bergsteiger, dessen Präsidenten regelmäßig zu den führenden britischen Alpinisten zählen. Aufgrund seiner definierten Eintrittskriterien ist die Zahl der Mitglieder vergleichsweise gering, etwa 1500. Dennoch kann der Alpine Club, so Fowler, eine Stimme für die Bergsteiger sein – und bleibt manchmal ihre einzige öffentliche Stimme, sei es bei der gerade in England bedeutenden Frage nach dem freien Zugang zu Bergen und Klettergebieten oder auch bei ethischen Fragen des Bergsteigens. So kann er zum Beispiel bei der Vergabe von Zuschüssen zu Expeditionen Einfluss auf den Besteigungsstil nehmen. Generell setze sich der Alpine Club für den Erhalt traditioneller Werte im Bergsteigen ein. „Wenn du Zuschüsse für eine Expedition im traditionellen Stil mit Sherpas etc. beantragen würdest oder für eine Route, bei der Bohrhaken eingesetzt werden sollen, dann bezweifle ich, dass du Unterstützung bekommen würdest. Der Alpine Club unterstützt und fördert demnach konsequent das Bergsteigen im Alpinstil."

Nicht zuletzt deshalb war es Fowler wichtig, während seiner Präsidentschaft den Alpine Club attraktiver für jüngere Bergsteiger zu machen und

öffentlich stärker zu repräsentieren – über eine neu gestaltete Webseite, mit allgemein zugänglichen Vorträgen und Symposien oder attraktiven Mitgliedervorteilen. „Enthusiasmus ist ansteckend. Und eine starke Bergsteigerszene ist dann am nachhaltigsten, wenn sich so viele Gleichgesinnte wie möglich regelmäßig zusammenfinden und sich gegenseitig zu großen Dingen inspirieren."

Dass Fowler es selbst schafft, „große Dinge" in Form von Piolet d'Or-würdigen Erstbegehungen scheitert, landet sie bei mir und es geht um Gerichtsverfahren. Ich mag wirklich die Herausforderung – meine Position ist am Ende der Fahnenstange, wenn es nicht mehr weitergeht." Auch schätze er, dass ihn die Arbeit mit ganz unterschiedlichen Menschen zusammenbringe, die meistens keine Kletterer seien.

„Ohne meinen Beruf hätte ich keine Freundschaften mit solchen Leuten." Vor allem aber bedeutete sein Beruf, dass Fowler nicht oft lange von

*„Enthusiasmus ist ansteckend. **Gleichgesinnte** können sich gegenseitig zu großen Dingen **inspirieren**."*

in seine jährlichen Ferien zu packen, macht ihn laut einem englischen Magazin zum „Helden eines jeden Wochenend-Kriegers und weckt den Neid von Berufsbergsteigern in aller Welt". Die Wahrheit ist, dass es zwischen Fowler, im Wesentlichen ein Amateur, und den Profis keinen Unterschied gibt. In vielen Fällen übertrifft er sie sogar mit seinen Leistungen. Ist ihm da nicht der Gedanke gekommen, selbst ein Profibergsteiger zu werden?

„Ja, vor ganz vielen Jahren. Lange bevor ich Nicky kennenlernte. Ich stand kurz davor, Ausbilder an einem Outdoor-Zentrum in Nordwales zu werden. Doch ich entschied mich dagegen. Rückblickend bin ich sehr froh, mich so entschieden zu haben. Ich glaube nicht, dass ich mir meinen Enthusiasmus für das Bergsteigen erhalten hätte, wenn es auch mein Beruf geworden wäre." Stattdessen sei er in seinem alten Beruf geblieben, der ihm – obwohl dies in den Ohren vieler seltsam klingen mag – viel Spaß mache, denn es sei ein mental herausfordernder Job. Als Assistant Director of Shares and Assets Valuation bei der staatlichen Steuerbehörde kümmert sich Fowler um die Bewertung von Vermögen. Die Bandbreite reicht dabei von hochrangigen Firmen, die Geldwerte in alle Welt transferieren, bis zu Privatvermögen für die Erbschaftssteuer. „Es hat alles mit Verhandeln und Überzeugen zu tun. Und wenn so eine Sache zu Hause weg war. „ Ich war jeden Abend zu Hause, sah die Kinder aufwachsen und konnte alle meine bergsteigerischen Ziele auf diese eine Fahrt pro Jahr konzentrieren. Dieser fokussierte Zugang hat für mich sehr gut funktioniert. Ich schaue zurück und bin wirklich froh, mich gegen eine Karriere im Bergsteigen entschieden zu haben. Ich würde auch niemandem dazu raten."

So ist das wohl Bemerkenswerteste an Fowlers herausragender Bergsteigerkarriere, dass er sie mit einem geregelten Familienleben und einem Vollzeit-Job unter einen Hut bringt. Wie schafft er dies? „Meine Familie hat mich stets unterstützt, aber es war definitiv nicht einfach. Himalaya-Bergsteigen braucht eine Menge Zeit, das ist unvermeidlich." Dies sei auch einer der Gründe, warum er niemals einen Achttausender versucht habe. Es dauert schlichtweg zu lange, sich zu akklimatisieren. Sechs- und Siebentausender sind dagegen auch mit drei bis Wochen Jahresurlaub zu machen.

In Großbritannien ist Fowler heute nur noch wenig unterwegs, vielleicht an zwei bis drei Wochenenden im Jahr. „So findet mein gesamtes Bergsteigen in diesem einen Block statt und ich habe den Rest des Jahres Zeit für meine Familie." Im Übrigen hält es Fowler für das Beste, beide Welten – Bergsteigen und Familie – so weit wie möglich voneinander getrennt zu halten. Er und Nicky

haben sich sogar darauf verständigt, dass er sich von Expeditionen nicht meldet. „Für mich ist es leichter, mich drei Wochen voll und ganz auf das Bergsteigen zu konzentrieren und dann wieder in mein anderes Leben zurückzukehren. Und zu Hause kann sich so niemand Sorgen machen, wenn zum Beispiel eine Kletterei länger dauert als erwartet. Sie erfahren es nicht. Es macht das Leben bedeutend einfacher, für beide Seiten."

Trotzdem frage ich Mick Fowler, wie das Bergsteigen in sein Familienleben hineinspielt. Was nimmt er aus den Bergen mit zurück in den Alltag? „Die leichteste und ehrlichste Antwort darauf ist: *happiness* – Glück. Wenn ich zurückkomme und der *retrospective pleasure*, die Freude in der Rückschau, fließt durch mich, dann ist es leicht, glücklich zu sein. Und ein glücklicher Ehemann und Vater ist ein beliebter Ehemann und Vater!"

Im kommenden Jahr 2016 wird Fowler sechzig. Wie ist es ihm eigentlich gelungen, sein Kletterniveau so lange zu halten? Fowler lacht und meint entwaffnend: „Beim Felsklettern gar nicht." Ansonsten habe er eine Gruppe Leute, die sich jeden Mittwochabend trifft, „um etwas zu machen, was uns schwer atmen lässt". Im Sommer Klettern, im Winter alles, von Mountainbiken über Höhlenforschen bis Kajakfahren. Und Fowler ist seit einigen Jahren begeisterter Bergläufer. „Demnächst werde ich Alters-Teilzeit arbeiten. Dann wird auch mein Felskletterniveau wieder steigen!" Und was ist mit Mixed- und Eisklettern, wo viele seiner Routen ihre Hauptschwierigkeiten haben? Ist das nur Talent?

Endlose Spielmöglichkeiten

„Puh, da wäre ich mir nicht sicher … Wenn du in jungen Jahren etwas gemacht hast, dann erinnert sich dein Körper zu einem gewissen Grad immer daran. Einmal im Jahr überschreite ich einen Bergschrund und dann brauche ich eine gewisse Zeit, um wieder mit den Dingen vertraut zu werden. Aber nach etwa einem halben Tag ist es wieder absolut fein. Generell weiß ich, was ich kann und was ich nicht kann. Und ich gehe auf Nummer sicher. Wenn ich einen sicheren Halt mit meinen Eisgeräten habe, hänge ich mich mit einer Schlinge dran – ich begebe mich nicht an die Sturzgrenze. Heute klettere ich sicher nicht das, was ich vor dreißig Jahren geklettert bin, aber auch nicht viele Grade darunter. Für mich passt es."

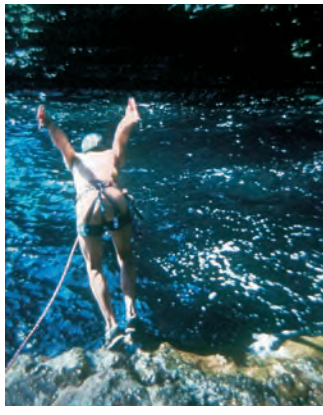
Wie sieht er seine Zukunft? „Freunde fragen mich immer wieder: ‚Du hast Berge nahe dem Everest bestiegen und den Everest gesehen. Möchtest du als Bergsteiger nicht auch mal dort oben stehen?' – Ja, ich würde gerne auf dem Gipfel stehen – aber wenn ich jemals eine der Normalrouten ginge, würde ich es nicht als Bergsteigen betrachten! Es ist eine völlig andere Sache. Aber ich bin für neue Erfahrungen im Leben offen, es wäre also interessant. Vielleicht wäre es etwas für den richtigen Ruhestand … (*lacht*) Aber im Ernst: Ich liebe es, draußen zu sein – also werde ich in jedem Fall weitermachen, was immer ich gerne draußen mache. Es muss nicht auf hohem Niveau sein. Ich mag neue und interessante Sachen, mehr denn je. Für mich persönlich heißt das, das technische Niveau zu senken, Klettereien machen, die technisch leichter sind, aber weiterhin das Abenteuer-Element beinhalten. Das möchte ich beibehalten. Ich habe sicher nicht vor, mich in einen Stuhl zu setzen und auszuruhen, nein!"

Sofern er nicht wieder eine Erstbegehung verbucht, wie zuletzt 2014 in der Nordwestwand des Hagshu in Indien, arbeitet Fowler zurzeit an seinem dritten Buch. Seine ersten beiden, *Vertical Pleasure* und *On thin Ice*, die leider bislang nicht auf Deutsch erhältlich sind, sind Sammlungen einzigartiger Bergabenteuer, geschrieben mit herrlich trockenem britischen Humor und Understatement. Das neue Werk soll hingegen bedeutend mehr Geschichten beinhalten, die nichts oder nur wenig mit dem Klettern an sich zu tun haben, sondern eher mit Work-Life-Balance; es erzählt Anekdoten aus der Arbeit bei der Steuerbehörde oder von den kulturellen Aspekten seiner Expeditionen.

Zum Ende meines Besuchs zeigt mir Mick Fowler einige Bilder von sich und einem Freund, wie sie in Neoprenanzügen und mit Stirnlampen bis zum Hals im Wasser eines Tunnels unter dem Teich einer Parkanlage stehen, irgendwo in Derbyshire. „Den werden wir irgendwann mal ganz durchschwimmen!" Wenig später erzählt er mir mit blitzenden Augen: „Und da gibt es noch diesen fantastischen Sea Stack …" Der Abenteurer, so viel ist sicher, wird immer wieder ein Spielfeld finden. Und für die Küsten beiderseits des Ärmelkanals dürfte daher der Warnruf gelten: „Haltet Ausschau nach der *Deflowerer*!"







Auf die Spitze getrieben: „The Spindle" vor der Insel Papa Stour, Shetland (oben).

Ferien am Meer an der Steilküste von Pabbay, Äußere Hebriden (Mitte).

„Retrospective Pleasure" – im wahrsten Sinne des Wortes: Mick Fowlers Start zur Erstbesteigung des Needle Stack, Hoy, Orkney (unten).



Man geht nicht nur mit den Beinen

Eine Erinnerung an den behinderten Kletterer Otto Margulies, der vor neunzig Jahren tödlich verunglückte

>> Martin Krauß

Otto Margulies war ein erstklassiger Kletterer aus Österreich. Seiner Umwelt galt das Mitglied der Münchner Sektion Bayerland als Jude und war Diskriminierungen ausgesetzt. Also trat er bei der Wiener Sektion Donauland ein. Parallel dazu unternahm er Touren mit der Alpinistengilde der als proletarisch verpönten Naturfreunde und – als genügte das noch nicht an Widersprüchlichkeiten – war „Leibfuchs" der Wiener Burschenschaft Constantia. Zudem war er der vermutlich erste einbeinige Spitzenkletterer der Alpingeschichte, denn nach einem Bergunfall fehlte ihm ein Bein.

Auf seinem Grabstein auf dem Touristenfriedhof im Bergsteigerdorf Johnsbach im österreichischen Gesäusegebirge sind die meisten Facetten von Margulies' Biografie festgehalten:

OTTO MARGULIES, geb. 24. Mai 1899, verunglückte in der Hochtor-Nordwand am 29. Juni 1925. Alpenverein Donauland. Alpinistengilde im TV „Die Naturfreunde". Burschenschaft im BC „Constantia" zu Wien.

Trotz aller Facetten, die man auch als Widersprüche lesen kann, lässt sich sehr sicher sagen, was Margulies, der nur 26 Jahre alt wurde, am wichtigsten war: Es war das Bergsteigen, die Alpen liebte Margulies über alles. *Und bin ich nicht jugendstark, hellen Auges und frohen Mutes?! Was Wände! Die Berge sind Freund all denen, die ihnen wahre Liebe entgegenbringen,* notierte er in dem Aufsatz „Aus der Innsbrucker Nordkette", der nach seinem Tod veröffentlicht wurde. *Die Berge sind nicht kalter, fühlloser Stein! Sie leben ihr eigenes Leben, ein Leben ewiger Jugend, ewigen Alters, ein stätes Leben der Ewigkeit.*

Seit er dreizehn Jahre alt war, ging der Sohn eines Wiener Angestellten regelmäßig in die Berge, auch auf anspruchsvolle Touren. Im Alter von achtzehn Jahren maturierte er und meldete sich gleich, 1917, als Kriegsfreiwilliger zur Gebirgsartillerie. Doch bei einer Bergtour im Oktober 1917 auf der Rax stürzte er ab und verletzte sich schwer. Vermutlich wegen eines Behandlungsfehlers musste sein Bein später amputiert werden. Für Margulies war das eine enorme Herausforderung. Mit seiner Prothese probierte er immer wieder neue Klettertechniken aus. In einem Aufsatz aus dem Jahr 1923 schrieb er: *Der Kunstfuß ist leicht im Rucksack unterzubringen, das Mitnehmen eines Ersatzfußes für den Fall einer Beschädigung bietet infolge der geringen Dimension der Prothese seine Schwierigkeit.*

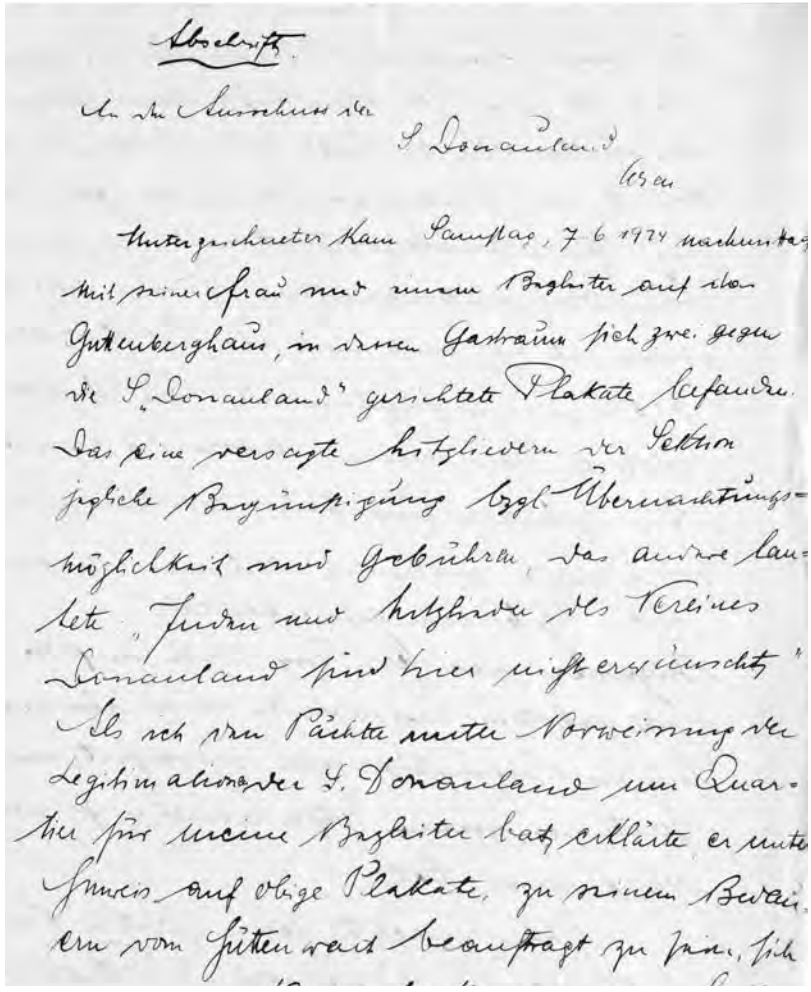
In späteren Jahren übte er sich auch im Skifahren. Ebenfalls trainierte er im Verein Schwimmen, Kunstspringen und Fechten. In einem Nachruf ist zu lesen, er hätte bei diesen Sportarten nicht nur mitmachen wollen, *„nein, meisterhaft beherrschen"* wollte er sie. Parallel zum Klettern studierte er: Von besuchten Lehrveranstaltungen in Chemie, Germanistik, Pädagogik, Philosophie und Psychologie wird berichtet. Als sogenannter Werkstudent arbeitete er neben dem Studium in einer Bank, der Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe.

Im Jahr 1920 trat Margulies der Sektion Bayerland bei, die als traditionalistisch galt und großen Wert auf das bergsteigerische Können ihrer Mitglieder legte. Bayerland war 1895 im Gefolge des Streits um den Bau des Münchner Hauses auf der Zugspitze gegründet worden. In einer Selbstcharakterisierung aus dem Jahr 1896 heißt es: *Die Section beabsichtigt namentlich ausübende Touristen in sich zu vereinigen und will sich besonders der Pflege rein alpiner Bestrebungen widmen*. Fritz Pflaum, einer der Bayerland-Gründer, war ein bekannter jüdischer Bergsteiger. Im DuOeAV, auch bei Bayerland, wo unter anderem der spätere NS-Kriegsverbrecher Eduard Dietl tonangebendes Mitglied war, setzte sich der Antisemitismus immer mehr durch. Margulies, der in Wien lebte, wandte sich der Wiener DuOeAV-Sektion Donauland zu und trat ihr 1921 bei.

Donauland war gegründet worden, nachdem immer mehr deutsche und noch mehr österreichische Sektionen Juden ausschlossen. Etwa 2000 jüdische Bergsteiger sowie nichtjüdische Alpinisten, die den Antisemitismus im DuOeAV nicht tolerieren wollten, hatten in den frühen Zwanzigerjahren die Wiener Sektion Austria verlassen und Donauland gegründet. Daher wird Donauland oft als jüdische Alpenvereinssektion beziehungswei-

Porträt von Otto Margulies aus dem Nachruf in „Der Bayerländer", den Mitteilungen der Alpenvereinssektion Bayerland, im November 1925

© *Archiv des DAV, München*





„Peinigend und beschämend": In einem Beschwerdebrief an seine Sektion berichtet Otto Margulies von der antisemitischen Praxis auf dem Guttenberghaus im Dachsteingebirge.
© Archiv des ÖAV, Innsbruck

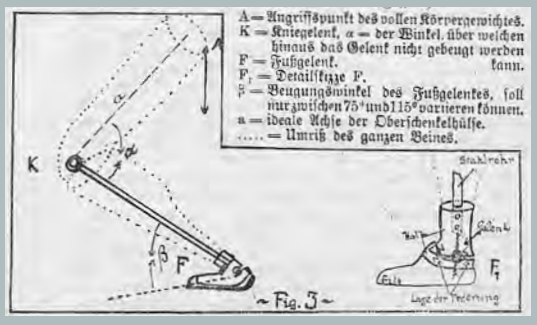
se ab 1924 als jüdischer Alpenverein bezeichnet, was nicht korrekt ist: Es war ein weltanschaulich und konfessionell ungebundener Verein, der bis 1924 noch unter dem Dach des DuOeAV existierte. Auch etliche nichtjüdische Liberale wie etwa Eugen Guido Lammer waren hier; etwa 20 Prozent der Donauland-Mitglieder waren keine Juden. Der erste Vorsitzende der Sektion war Karl Hanns Richter, selbst kein Jude, aber mit einer Jüdin verheiratet. Richter, der auch mit Otto Margulies Touren unternahm, soll auch Mitglied der „D'Reichensteiner" gewesen sein, die schon seit ihrer Gründung 1898 nur „Arier" aufnahm. Auch Margulies, der seiner Umwelt als Jude galt, war im halachischen Sinne, also nach dem jüdischen Gesetz, kein Jude. Nur sein Vater war Jude, seine Mutter eine „deutsche Arierin", wie es in einem Nachruf hieß. Er selbst war evangelisch-lutherisch getauft.

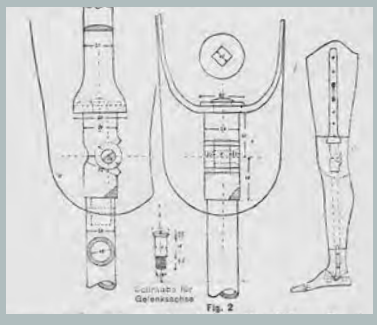
Der Münchner Publizist und Alpinhistoriker Nicholas Mailänder nennt Margulies eine „alpinsportliche Schlüsselfigur bei Donauland". Er engagierte sich als Zweiter Schriftführer und war auch in der Ausbildung aktiv. Unter anderem leitete er einen Kartenlesekurs. Sein Engagement für die Sektion verstärkte sich noch, als Donauland 1924 aus dem DuOeAV ausgeschlossen worden war. Donauland wuchs: 1922 waren es 2124 Mitglieder, 1923 schon 3359 und 1924 konnte man stolz verkünden, die achtgrößte DuOeAV-Sektion zu sein. Mit der Mainzer Hütte erwarb die Sektion auch bald ihre erste Hütte. Die Sektion konnte sich auch Hilfsaktionen leisten, etwa 1922/23 die Unterstützung deutscher Alpinisten, die wegen Ruhrkampf und Inflation Not litten.

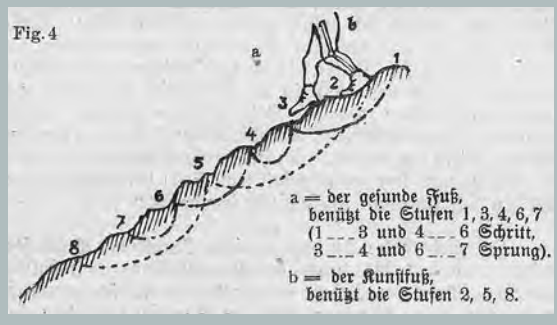
Nicht erwünscht

Donauland war dabei immer wieder antisemitischen Attacken ausgesetzt. Vergleichsweise harmlos war noch, dass in DuOeAV-Bibliotheken die „Donauland-Nachrichten", das Mitteilungsblatt der Sektion, nicht ausgelegt wurden – obwohl hier renommierte Autoren wie Eugen Guido Lammer, Julius Kugy, Karl Prusik oder Adolf Deye schrieben. Schlimmer empfand Otto Margulies einen Zwischenfall aus dem Jahr 1924. Als er wegen eines Unwetters im Guttenberghaus im Dachsteingebirge einkehren wollte, wurde er als Mitglied der Sektion Donauland abgewiesen. Erst als er mit Nachdruck seine Rechte einforderte und sich als „Bayerländer" legitimierte, bekam er Quartier – allerdings zu überhöhter Gebühr, wie er in einem ausführlichen Schreiben an die Sektion Donauland berichtete (siehe Abb. links).

Die Hütte, die der Sektion Austria gehörte, hatte Schilder ausgehängt, auf denen stand: „Juden und Mitglieder des Vereins ‚Donauland' sind hier nicht erwünscht". Solche Schilder oder Plakate fanden damals in vielen DuOeAV-Hütten Verbreitung. Margulies riss das Plakat ab und nahm es mit. „Eine arge Verletzung des Gastrechts", warf ihm der als antisemitischer Hetzer bekannte Austria-Vorsitzende Eduard Pichl daraufhin vor. In dem Nachruf, den Margulies' Burschenschaft Constantia über ihn verfasste, wird dieser Skandal im Guttenberghaus als prägend dargestellt: „peinigend und beschämend für ihn nicht mehr als für Zeitgenossen".







„Anderen wollte ich Wege weisen“: In den Nachrichten der Sektion Donauland publizierte Margulies mehrere Beiträge über die Möglichkeiten und Techniken des Bergsteigens mit Beinprothese.
© Archiv des ÖAV, Innsbruck

Sowohl in Deutschland als auch in Österreich wurde der 1924 vollzogene Rauswurf von Donauland aus dem DuOeAV öffentlich am heftigsten von den Naturfreunden kritisiert. Die aus der Arbeiterbewegung kommende Wander- und Touristikbewegung hatte seit 1919 eine Alpinistengilde, in der sich ambitionierte Bergsteiger versammelten. Der trat Margulies nun bei. Warum, lässt sich nicht sagen, aber sowohl der Umstand, dass man ihn weder als Juden noch als Behinderten diskriminierte, dürfte eine große Rolle gespielt haben. Die Alpinistengilde war freilich bei den Naturfreunden nicht unumstritten, schließlich war sie ein exklusiver Kreis von Kletterern, der mit den ansonsten von den Naturfreunden propagierten Konzepten sozialen Wanderns nicht viel anfangen konnte. Entsprechend klein blieb die Gilde, die die Mitgliedschaft – für Naturfreunde völlig untypisch – an alpinistisches Können koppelte: 1922 hatte die Gilde 51 Mitglieder, 1930 waren es 100.

Freunde fand Margulies auch in der Burschenschaft Constantia in Wien. Sie galt als deutschnational, war aber offen für Juden und hatte sich dem Burschen-Convent angeschlossen, der sich, wie der österreichische Soziologe Roland Girtler schreibt, „gegen die damaligen antisemitischen Strömungen mit mehr oder weniger großem Erfolg zu wehren versuchte“. Margulies gilt Girtler als ein Deutschnationaler „in der Tradition des Jahres 1848“, also ein Radikaldemokrat.

Allein oder mit Freunden, die er bei Donauland, bei den Naturfreunden oder aus anderen Kreisen kannte, ging Margulies immer wieder in die Berge. Mit seiner Prothese schaffte er alpinistische Leistungen, die bis heute als sensationell gelten müssen: 1920 gelang ihm die Erstbesteigung der Totenköpfl-Südostwand im Gesäuse. Im gleichen Jahr folgte die Erstdurchsteigung der Sommerstein-Nordwand in den Berchtesgadener Alpen. Und 1923 bestieg er allein den Dent du Géant im Mont-Blanc-Gebiet.

Felskletterer aus Passion

Gerade weil er eine Beinprothese trug, verschrieb sich Margulies dem Klettern. Lange Touren hätten ihn zu sehr geschmerzt. Was er beim Klettern erlebte, notierte er in seinen Berichten, die ein hohes literarisches Niveau aufweisen und noch heute einen Lektürespaß bereiten. Von einer Tour auf den Dent du Géant berichtete er 1923 in den „Donauland-Nachrichten“, die Nacht sei sehr kalt gewesen, *daher kam … die schreckliche Deformation meines Kunstbeins. Der tagsüber nasse Schnee hatte an ihm Verheerungen angerichtet, die sich in einer eigentümlich kantigen Modellierung der Wade und in pfeifenden Tönen bei Bewegung aller Gelenke äußerten, ohne ihre ‚lebenswichtigen‘ Bestandteile zu gefährden.*

Es blieb Margulies nichts anderes übrig, als in der Kälte zu warten, bis die Tour endlich losging. *Nur mein Bein ziehe ich noch nicht an: Solang das noch in der Ecke steht, werde ich von den Kameraden rücksichtsvoll behandelt, brauche ich nicht Schnee zu holen und Hütte zu kehren! O ja, man hat schon Vorteile!*

Ungeschönt, zuweilen witzig, berichtete Margulies in seinen Tourenberichten von der Besonderheit, als Beinamputierter klettern zu gehen: *Schließlich musste auch ich dran glauben, also heraus mit dem Fuß aus seiner trauten Ecke: nach wenigen Minuten stehe auch ich auf zwei Beinen da. Ein paar unbehagliche Schritte, ein kurzes Wetzen, ein*

Biegen nach vorn und zurück – so, er sitzt – los! Und weiter: *Heute ist die Prothese der gute Fuß, sie steht sicher auch auf der kleinsten Rille, während das gesunde Bein infolge der Verletzung an der Ferse ‚auf Schonung' geht.*

Einmal beklagte er sich: *Wie schwer ist so ein Kunstbein, wenn Auge und Wille und vielleicht auch die Gefährten leicht und schnell den Weg vorauseilen, den der Invalide nur mit schwerer Mühe bezwingt!* Margulies' Bilanz der anstrengenden Dent-du-Géant-Tour fiel so aus: *Kleider und Haut sind zerfetzt, ein gesunder Fuß lädiert, ein Kunstbein um alle Form gebracht – aber über allem steht der Gedanke: Ein Berg ward unser.*

In einem eher theoretischen Aufsatz mit dem Titel „Ueber die Möglichkeiten des invaliden Bergsteigers", der 1925 in zwei Teilen in den „Donauland-Nachrichten" erschien, vertrat Margulies die These, dass die Möglichkeiten für den mit Prothesen kletternden Bergsteiger *„größer sind, als allgemein angenommen wird, ja, dass sie fast unbegrenzt sind".* Zudem vermittle das Bergsteigen Behinderten das *„Bewusstsein, trotz körperlichen Defektes vollwertiger Mensch zu sein".*

Was ihn an den Bergen faszinierte, formulierte Margulies an anderer Stelle so: *Ich bin so faul, so göttlich faul, will gar nicht denken und gar nichts erkennen. Will nur die ganze große, stille Freude der Berge in mich aufnehmen.* Seine besondere Leidenschaft für das Bergsteigen drückte er so aus: *Nur wenige wissen, wie schön es ist, nach guter Beiwacht dem Morgen im Herzen der Wände in die hellen Augen zu sehen. Einsam auf hohem Balkon der Sonne zuzujubeln, alle Sinne, alles Denken und Fühlen dankbar, überquellend vor Freude.*

Auch diese Sätze, die sein Selbstverständnis illustrieren, sind von Otto Margulies überliefert: *„Ich hasse das Flache. Ich liebe die Höhe. Und achte die Tiefe."* Am 29. Juni 1925, einem Sonntag, war Margulies mit seinen drei Freunden Hans Spiegler, Ernst Glattau und Franz Wegscheider in der Hochtor-Nordwand im Gesäuse unterwegs. Ein Wettersturz bewirkte eine Katastrophe, insgesamt 13 Alpinisten kamen an diesem Tag im Gesäuse um. Auch Otto Margulies gehörte dazu: Er erfror, während er auf Rettung wartete. Später wurde in den „Donauland-Nachrichten" empört vermerkt, dass Donauland-Mitglieder als Bergretter abgewiesen wurden, *„damit man nicht sagen kann, die arische Sektion Reichensteiner lasse sich bei einer Bergung von Juden helfen".*

Die Trauer um Otto Margulies war groß – bei Donauland, den Naturfreunden, der Burschenschaft Constantia, bei seinen Arbeitskollegen der Bank und auch bei seinen früheren Bergkameraden von Bayerland. Die Sektionszeitschrift von

Begegnung auf Augenhöhe: Inklusion im Bergsport

Im Jahr 2006 wurde von den Vereinten Nationen das „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung" verabschiedet. Mit Inkrafttreten dieser Vereinbarung (2008 in Österreich, 2009 in Deutschland) war das Thema „Inklusion" plötzlich in aller Munde. Auch der Deutsche Alpenverein und der Österreichische Alpenverein nutzen mit beispielhaften Aktionen in diesem Bereich verstärkt ihre Verantwortung als gesellschaftliche Kraft. Dabei gibt es bereits seit vielen Jahrzehnten in den unterschiedlichsten Alpenvereinssektionen Gruppen, die sich gezielt der Arbeit mit Menschen mit Behinderung widmen und herausragende Inklusionsarbeit im Sinne echter Teilnahme und Teilhabe leisten.


© ÖAV/Foto M. Meusburger

Sektionsübergreifend veranstaltet der ÖAV seit Ende der 1990er-Jahre inklusive Abenteuer- und Familiencamps, die Jugend des DAV bietet seit 2000 spezielle Kurse für junge Menschen mit und ohne Behinderung. Seminare und Lehrgänge, wie z. B. der Lehrgang Freizeitarbeit inklusiv, fördern gezielt erlebnisorientierte Natursportangebote und sichern deren Qualität. Zukunftsweisend ist das „Team Insieme": ein inklusives Outdoorprojekt des ÖAV, in dem die TeilnehmerInnen über zwei Jahre im eigenverantwortlichen Miteinander ihre Lust auf Abenteuer und Naturbegegnung ausloten können.

Bei all diesen Aktionen geht es vor allem darum, Vielfalt und Heterogenität als Bereicherung zu erkennen sowie persönliche Stärken und Schwächen neu zu erleben. Schließlich hat jeder irgendwo ein „Handicap". „Aber", so der deutsche Finanzminister und Rollifahrer Wolfgang Schäuble, „wir wissen es wenigstens." Insofern bietet Inklusion echte Chancen. Gerade auch für Nicht-Behinderte.

Weitere Infos unter www.alpenverein.de/Bergsport/Inklusion/ und www.alpenverein.at/ inklusion/

Bayerland veröffentlichte einen über zweieinhalb Seiten langen, von Walter Bing verfassten würdigen Nachruf. Im Nachruf der „Donauland-Nachrichten" heißt es: *„Und wie den Berg, so meistertest du das Leben, das dem Invaliden schwere Not bieten musste – mit Kopf und Auge, Herz und Willen."* Und es findet sich dieser schöne Satz: *„Du warst jung, Du humpeltest zwar mit einem Bein, doch du gingst als Ganzer."*

Aus diesem Nachruf soll ein wenig ausführlicher zitiert werden, denn er zeigt, dass Margulies schon seinen Zeitgenossen nicht nur als großer Bergsteiger galt, sondern auch als Kämpfer für die Emanzipation von Behinderten: *„Die Berge haben Dich uns gegeben, die Berge haben Dich uns genommen",* heißt es da, und falsches Mitleid wird zurückgewiesen: Es gebe da nämlich eine Gruppe von Nachrufern, *die Dein früher Tod um künftiges Spektakel trog, die dich ‚Held' nannten, da sie, auf zwei gesunde Schenkel klopfend, jeweils vernahmen, was Du mit einem Beine nur vollführt; die Deinen Berichten nur des armen Körpers Leistung entnahmen und nicht des reichen Geistes, der in Dir, der ein ganzer unverstümmelter war.*

„Ein Fuß nur? Krüppel?"

Um diesen Gedanken zu belegen, zitierte der anonyme Nachrufautor Margulies selbst, der einmal geschrieben hatte: *Ein Fuß nur? Krüppel? – Nein, wieder Mensch! Man geht nicht nur mit den Beinen. Der Kopf geht mit und das Herz, das für die Berge schlägt. Die Augen helfen. Und noch einmal und wieder: Der Müde ist's, der die Höhe zwingt. Der Wille ist's, der unser Höchstes schafft!*

Auch die anderen Nachrufe auf Margulies setzen sich auf eine bemerkenswert moderne und aufgeschlossene Weise mit dessen Behinderung auseinander. Von seiner Burschenschaft etwa ist zu lesen: *Dieser Krüppel, der diesem Wort seinen Schrecken nahm, bewies uns, was ein ganzer Kerl ist. Mit seinem einen Bein stand er fester auf der Erde, in deren Schoß wir ihn vor wenigen Monaten gebettet haben, als wir alle – seine Freunde – mit unseren beiden.*

Auf Margulies' Grabstein sind Donauland, Naturfreunde und Constantia vereint. Roland Girtler notierte 1991: „Nur wenige werden heute noch wissen, welche Traditionen und welche menschlichen Probleme hinter den Aufschriften auf seinem Grabstein stehen."



Otto Margulies selbst schrieb einmal – gleichermaßen selbstbewusst wie resignierend – über sein in etlichen Vereinen verfolgtes Projekt, das Behindertenbergsteigen zu popularisieren: *Anderen wollte ich Wege weisen. Sie sind mir nicht gefolgt. Anderen wollte ich zu meinem Können verhelfen: meine Mittel waren ein wenig zu stark für sie. (…) Ich gebe nicht auf und harre aus. Einer nur, der mir folgen würde – ich wäre zufrieden, meine Aufgabe erfüllt.*



Wie so viele andere im Gesäuse verunglückte Bergsteiger seiner Zeit fand Otto Margulies im Touristenfriedhof des Bergsteigerdorfs Johnsbach seine letzte Ruhestätte.

© H. Schlosser/Bergsteigerdörfer ÖAV

Literatur

Rainer Amstädter: Der Alpinismus. Kultur, Organisation, Politik, Wien 1996.

Roland Girtler: Otto Margulies – Burschenschafter und Mitglied des Alpenvereins, in: David. Jüdische Kulturzeitschrift, Juni 1991, Wien.

Walter Kissling: „Ob Jude oder Christ, ob Hoch oder Nieder – wir wollen nur nach dem Menschen sehen." Bruchstücke für eine Geschichte des Wiener Alpenvereins „Donauland" 1921–1938 und 1945–1976. In: Berger, Heinrich/Djenega, Melanie/Fritz, Regina/Prenninger, Alexander (Hg.): Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen. Festschrift für Gerhard Botz, Wien – Köln – Weimar 2011.

Martin Krauß: Der Träger war immer schon vorher da. Die Geschichte des Wanderns und Bergsteigens in den Alpen, München/Zürich 2013.

Nicholas Mailänder: Die Sektion Bayerland, der Antisemitismus und das Naziregime, in: Der Bayerländer. Mitteilungen der Sektion Bayerland, 77. Heft (2005).

Otto Margulies: Besinnliche Fahrten. Ein Buch der Erinnerung, Wien 1925.

BergWissen

Seit Jahrzehnten verschwindet pro Sekunde ein Quadratmeter Boden unter sogenannten Infrastrukturmaßnahmen wie hier im Zillertal, kurz vor Mayrhofen: Mit Verkehrs- und Energietrassen, Industrie-, Gewerbe- und Wohngebieten betonieren wir die letzten freien Flächen zu. Das Internationale Jahr der Böden, zu dem die Vereinten Nationen das Jahr 2015 erklärten, hat daran nichts ändern können. Wurde es überhaupt von jemand bemerkt? Intakte Landschaften, so der Schweizer Landschaftsschützer Raimund Rodewald, gehören längst zu den bedrohten Spezies. Im Interview erklärt er, warum Landschaftsschutz heute wichtiger ist denn je.

© A. Klemmer





© G. Benedikter

Interview

Sage einer, dass man als Alpenschützer nur noch weinen kann. Raimund Rodewald von der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz hat manche Kämpfe verloren und andere gewonnen. Im Gespräch mit Axel Klemmer erklärt er, warum es für das Gebirge noch Hoffnung gibt.

„Da lacht man doch Tränen!“

Axel Klemmer » *Die Vereinten Nationen haben 2015 zum Internationalen Jahr des Bodens ausgerufen. Kümmert das irgendwen in den Alpen?*

Raimund Rodewald » Nein, das ist für die meisten viel zu abstrakt. Aber wenn es um konkrete Bauvorhaben geht, bekommt der Schutz des unverbauten Bodens ein Gesicht und wird breit geschätzt.

AK » *Im Text zu Ihrer 2006 lancierten Landschaftsinitiative in der Schweiz beklagen Sie die „Zersiedlung“, die das Gesicht der Schweiz „entstellt“. Ein Quadratmeter Grünfläche pro Sekunde – täglich rund zehn Fußballfelder – verschwänden unter Straßen, Einkaufszentren, Parkplätzen und Häusern, Dorf- und Stadtränder fransten ins Land aus. Ihre Landsleute schien das aber nicht zu stören: Im Juni 2012 wurde die Initiative zurückgezogen.*

RR » Im Gegenteil! Unsere Landschaftsinitiative hat sehr viel ausgelöst. Dank ihr konnte ein Gegenvorschlag, nämlich das neue Raumplanungsgesetz, erarbeitet werden, und das stellt einen Paradigmawechsel dar: Es sind jetzt nicht mehr die Gemeinden, die über Bauzonen entscheiden, sondern die Kantone. Sie müssen aufgrund klarer Vorgaben des Bundes ihre Siedlungsgebiete begrenzen, übergroße Bauzonenreserven zurückziehen und eine qualitätsvolle Siedlungsentwicklung nach innen anstreben. Diese Trendwende beginnt zu greifen. So hat jüngst eine Walliser Berggemeinde mit riesigen Bauzonenreserven dank dem neuen Gesetz 140 Hektar aus der Bauzone herausgenommen. Die Landschaftsinitiative und das neue Gesetz kamen aber spät. Viele Orts- und Landschaftsbilder waren da baulich bereits entstellt.

AK » *Welche Niederlagen waren für Sie in den letzten Jahren besonders schmerzlich?*

RR » Mit Sicherheit die Seilbahnerschließung des Hockenhorngrates über dem Walliser Lötschental. Unsere Beschwerde hat der Bundesrat letztlich abgelehnt. 2003 wurde die Bahn eröffnet – heute würde das wohl niemand mehr bauen. Sehr ärgerlich ist für uns auch die Niederlage im Kampf gegen das russische Luxusresort Aminona auf dem Hochplateau von Crans-Montana, wiederum im Wallis. Im Sommer 2014 wurde dort mit den Bauarbeiten begonnen. Immerhin läuft da noch ein weiterer Rekurs von uns vor dem Bundesgericht. Sehr bedauerlich ist auch das lange und bisher erfolglose Seilziehen mit den Behörden im Zusammenhang mit der Hochgebirgsfliegerei, schmerzlich ist die schleichende Landschaftszerstörung infolge Siedlungstätigkeit, landwirtschaftlicher Intensivierung oder Straßenbau, gerade auch im Berggebiet. Es steckt in unserem Land einfach zu viel Geld im Infrastrukturbereich.

AK » *Und an welche Erfolge denken Sie gern zurück?*

RR » Viele unserer Erfolge gehen auf das Verbandsbeschwerderecht zurück. So gelang es uns, einen irrwitzigen Turmbau auf dem 3883 Meter hohen Klein Matterhorn in Zermatt zu verhindern, eine neue Skigebietserschließung am Sidelhorn, ein Wasserkraftwerk im Gonerlital in Obergoms/Wallis sowie ein riesiges Tourismusresort nahe Savognin in Graubünden. Als Erfolge auf politischer Ebene möchte ich neben dem Raumplanungsgesetz die Sicherung des Verbandsbeschwerderechtes und die Zweitwohnungsinitiative nennen. Ich freue mich auch, zahlreiche Projekte zur Pflege und Aufwertung der Landschaft anstoßen und umsetzen zu können, zum Beispiel für die alten Getreideterrassen im Unterengadin und die Wasserkanäle im Wallis oder im Val Müstair. Es macht enorm Spaß, mit engagierten Leuten vor Ort Ideen zu erarbeiten und diese auch umzusetzen!

AK » *Sie haben mit Ihren Mitstreitern dafür gesorgt, dass in der Nordwand des Stockhorns im Berner Oberland kein halbrunder Panorama-Catwalk installiert wird, sondern nur ein einfacher gerader Steg. Hier ein Wasserfall, dort eine Almwiese: Erfolgreich bei kosmetischen Korrekturen im Kleinen, aber machtlos gegen die Landschaftsverschandelung im Großen – trügt dieser Eindruck über den Landschaftsschutz?*

RR » Ja und nein. Die Erfolge mögen punktuell sein, doch sie haben insgesamt doch auch eine Signalwirkung auf andere Projekte. Man spricht mehr mit den Umweltverbänden, und dadurch können schon im Vorfeld von Bauprojekten mehr Augenmaß und Qualität durchgesetzt werden. Auf der anderen Seite leiden wir darunter, dass ohne unsere Interventionen viel zu vieles einfach bewilligt wird. Kaum jemand hat die Courage, auch mal nein zu sagen. So wurden leider Event-Hängebrücken, Rodelbahnen und, in der Vergangenheit, Zweitwohnungen stillschweigend bewilligt. Immerhin hilft uns sehr oft die Wirtschaft: Ökologisch schlechte Projekte rechnen sich längerfristig auch ökonomisch selten – es sei denn, es handelt sich um stark subventionierte Vorhaben, wie das bei den erneuerbaren Energien der Fall ist.

AK » *Was macht Ihnen mehr Kummer: die neue Seilbahn am Alpenhauptkamm oder die neue Siedlung mit Reihenhäusern, Doppelgaragen und Erschließungswegen im Tal?*

RR » Das ist eine sophistische Fangfrage. Sokrates würde darauf antworten, dass beide Beispiele sich im Schlechten vereinigen.

AK » *Auf der Hauptversammlung des ÖAV am 18. Oktober 2014 in Linz referierten Sie zum Thema: „Wertvolle Landschaften – eine bedrohte Spezies". Kann Landschaft aussterben? Und was passiert dann mit dem Menschen – ist er die nächste bedrohte Spezies?*

RR » Landschaften können tatsächlich verschwinden. Ihre Natur- und Kulturgeschichte kann komplett ausradiert und ausgehöhlt werden – so wie es zum Beispiel im 18. Jahrhundert mit der alten bäuerlichen Dreifelderwirtschaft geschehen ist. In jüngster Zeit beschleunigen sich aber die Transformationsprozesse. Insbesondere die Überprägung selbst von attraktiven Naturlandschaften durch Windparks, Wasserkraftanlagen, nachwachsende Rohstoffe oder Freiflächensolaranlagen und Stromleitungen hat in ganz Europa gewaltige Dimensionen angenommen. Zahlreiche alte Kulturlandschaften sind daher auf die Rote Liste zu setzen. Was mit dem Menschen passiert? Er wird sich daran gewöhnen müssen. Die Sehnsucht nach arkadischen Naturidyllen und identitätsstiftenden Orten wird aber größer. Ohne eine „culture du beau", allein unter dem Diktat von Ökonomie und Funktionalität, kann sich eine Gesellschaft letztlich nicht weiterentwickeln.

AK » *Was ist die alpine Kulturlandschaft heute? Brauchen wir eine neue Definition davon?*

RR » Wir haben für die Schweiz 39 Typen von Kulturlandschaften unterschieden. Dabei stellten wir fest, dass immer mehr Landschaftstypen der sogenannten Patrimoine-Textur zuzuordnen sind. Das heißt, sie sind rein historischer Natur und aufgrund sozio-ökonomischer Veränderungen nicht mehr im bisherigen Sinne belebt und bewirtschaftet. Das gilt für Hangberieselungslandschaften, Selvenlandschaften, Wildheulandschaften, Agrarlandschaften mit hoher Struktur- und Nutzungsvielfalt oder auch für Moorlandschaften. Immerhin gibt es aber zunehmend Initiativen wie jene, die Bevölkerungsmigrationen dafür zu „nutzen", um alte Kulturlandschaften wieder zu reaktivieren. Ein entsprechendes Forschungsprojekt mit Namen „New Alpiners" unter der Federführung der Universität für Bodenkultur Wien ist bereits konzipiert worden.

AK » *Müssen wir uns mehr um die Landschaft als um die Natur sorgen? Oft werden die Begriffe Landschaftsschutz und Naturschutz ja synonym verwendet. Wo liegt der Unterschied?*

RR » Landschaftsschutz sorgt sich um die natürlichen, kulturellen, die identifikationsbildenden und ästhetischen Erlebnisqualitäten des Raumes. Der Naturschutz kann ohne Landschaftsschutz nicht bestehen, da die Räume, die der Mensch geprägt hat, die er ästhetisch wahrnimmt und wertschätzt, auch zentrale Lebensraumtypen bereitstellen. Umgekehrt bieten denaturierte Landschaften nur noch nüchterne Erlebnisse.

AK » *Paragraph 29 des deutschen Bundesnaturschutzgesetzes definiert den „Geschützten Landschaftsbestandteil". Anstelle der ganzen Landschaft widmet man sich bequemer einzelnen Teilen: Funktioniert Landschaftsschutz heute so?*

RR » Sicher nicht, denn bereits seit den 1980er-Jahren wird mit der Landschaftsökologie die funktionale Beziehung der Landschaftskomponenten in den Vordergrund gestellt. Landschaftsqualität entsteht oft nur zwischen den Einzelteilen.

AK » *Fährt man von Bellinzona über Locarno nach Lugano, erlebt man das Tessin als ein geschlossenes Industrie-, Wohn- und Gewerbeband. Aber schon dicht daneben breitet sich in den Seitentälern eine beinahe unversehrte Wildnis aus. Oder nehmen wir die Gegend rund um Sion im Wallis: Da ragen unmittelbar über den banalsten Gewerbeflächen uralte, fantastische Weinbergterrassen auf. Müssen wir diese Brüche so hinnehmen?*

RR » Der starke Kontrast ist eine Chance, denn er macht den Menschen die Veränderungen bewusst. Zumindest sollte die urbanisierte Tallandschaft die ökonomische Grundlage für die nahe gelegenen Bergdörfer bieten.

*Unter dem Diktat der **Ökonomie** kann sich eine Gesellschaft nicht **weiterentwickeln***



Der Weinbau prägt die Walliser Kulturlandschaft – bei Salgesch …



… und nahe Sion, wo die Kultur neue Zeichen in der Landschaft setzt.

AK » *Wohlstand führt zu Wohlstandsverwahrlosung – ist das ein Naturgesetz?*

RR » Nein. In der Renaissance leitete die intellektuelle Elite auch eine Landreform ein, die heute sehr bewundert wird. Dass zum Wohlstand eben auch die kulturelle Verantwortung gehört, ist dem Individualismus heute fremd.

AK » *Und wie kann der heutige Individualist wieder lernen, kulturelle Verantwortung für eine Landschaft zu übernehmen, die er im Alltag aus dem Autofenster wahrnimmt – als eine Abfolge von Verkehrswegen, Eigenheimsiedlungen und Gewerbegebieten?*

RR » Wir müssen uns bewusst sein, dass mit jeder Trivialisierung der Landschaft auch die Motivation der Menschen stirbt, sich für diese Orte noch zu interessieren und zu engagieren. Schöne Orte erzeugen hingegen Liebe und Verantwortung.

AK » *Tirol, Südtirol, Trentino, Salzburg und die Schweiz sowieso: diese alpinen Regionen zählen längst zu den wohlhabendsten in ganz Europa. Und der Wohlstand soll immer weiter steigen, auch in den Alpen. Was erwarten Sie in den nächsten zehn, zwanzig Jahren?*

RR » Wenn ich nicht optimistisch wäre, müsste ich meinen Job aufgeben. Wir brauchen für eine Trendwende aber auch Vordenker, Philosophen, Literaten und Charismatiker auf allen Ebenen.

AK » *Das alte Lied: Landschaftsschutz ist das Hobby intellektueller Romantiker aus den großen Städten, die nicht begreifen wollen, das sich die Lebensumstände in den Alpen und davor angeglichen haben. Wie begegnen Sie diesem Vorwurf?*

RR » Man kann es Romantik nennen oder auch einfach Liebe zur Natur, zur Kulturgeschichte oder auch Sinnsuche und Gerechtigkeitssinn und Ehrfurcht vor der Schöpfung. Dies steckt letztlich im Landschaftsschutz und berührt uns alle, Bergler wie Städter.

AK » *Mit Konsum-, Kapitalismus- und Wohlstandskritik macht man sich selten Freunde. Was haben Sie seit 1992 über die Menschen in den Alpen gelernt?*

RR » Niemand hat überall Freunde. Was mich aber immer wieder glücklich macht, ist dieser starke Wille, gegen Selbstaufgabe, Resignation oder das Lamento anzugehen und aktiv zu werden. Ich spüre das bei vielen Menschen im Alpenraum. Seit 1992 hat dieser Wille zugenommen – so erfuhr ich es oder ich bilde es mir zumindest ein. Ich spüre bei Berglern viel mehr Engagement für den eigenen Lebensraum, das Dorf und die Gemeinschaft und die gemeinsame Kultur als bei den Agglomeriten, den Bewohnern der oft anonymen Vorortsgemeinden unserer Städte.

Stiftung Landschaftsschutz Schweiz

Die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz wurde 1970 von Pro Natura, dem Schweizer Heimatschutz, der Schweizerischen Vereinigung für Landschaftsplanung, dem Schweizer Alpen-Club (SAC) und dem Schweizer Tourismus-Verband gegründet. Ihr Ziel ist es, die schützenswerten Gebiete in der Schweiz zu erhalten, zu pflegen und wo möglich aufzuwerten. Sie versteht sich als »Anwalt« der Landschaft, der gut vernetzt ist, mit Behörden und Organisationen auf allen Ebenen eng zusammenarbeitet und nicht zuletzt auch mithilfe des Verbandsbeschwerderechts zu retten versucht, was zu retten ist. Landschaftsschutz wird als eine wichtige Kulturaufgabe des Menschen begriffen: „An der Qualität der Landschaftsräume wird seine gesellschaftliche und wirtschaftliche Leistung gemessen." **www.sl-fp.ch**



Wohnen im Ötztal: Der Traum vom Eigenheim braucht Platz.



Äpfel aus dem Vinschgau: Marketing braucht Klischees.

AK » *Darf der Landschaftsschutz Verzicht und Einschränkung fordern? Muss er es sogar tun?*
RR » Ja, weshalb nicht? Man muss aber auch selbst in diesem Sinn leben!
AK » *Bergsportler bezeichnen sich meistens als Naturfreunde, haben aber hohe Ansprüche: günstige Benzinpreise, staufreie Verkehrswege, ausreichend Parkplätze, längere Akkulaufzeiten von GPS-Geräten und Smartphones, Netz auf allen Gipfeln, WLAN und Duschen in den Hütten – und dann noch diese tollen neuen Touren-Freerider. Ist der zeitgenössische Bergsport ein Teil des Problems oder ein Teil der Lösung?*
RR » Die Berge sind zum Sportgerät geworden, die Leute suchen Natur und meinen Erlebnis und „Self-Experience". Die Naturanbieter reden von Naturparks und zählen jeden Tag ihre Einkünfte. Der Bergsportler will innere Grenzen überwinden, äußere Grenzen akzeptiert er eigentlich nicht. Hier können wir wohl nur versuchen, die Schäden in Grenzen zu halten, und bei den Jungen eine andere Vorstellung des Bergvergnügens zu vermitteln. Da erfüllt der Alpenverein eine sehr wichtige Aufgabe.
AK » *Sie sprechen in Ihrer Kritik nicht so viel von Ökologie, sondern ausdrücklich von Landschaftsästhetik. Warum hilft die ökologische Argumentation nicht mehr weiter?*
RR » Die Ökologie ist zweifellos zentrales Argument für eine ethisch orientierte Steuerung unseres Verhaltens. Zwischen der Einsicht und unserem Handel klafft aber eine legendäre Lücke. Wir können diese nur überwinden, wenn unser Wissen auch mit einer sinnlichen Berührung gekoppelt ist. Erst, wenn wir die Dinge lieben, können wir sie auch wirklich achten, ansonsten lässt uns das Wissen kalt.
AK » *Wer vor seinem Reihenhaus in der Peripherie ins Auto steigt, drei Stunden fährt und auf dem Parkplatz am Rand des Naturparks aussteigt, freut sich: Ist das hier schön! Haben wir das, was in den drei Stunden Fahrt zu sehen ist, längst abgeschrieben?*
RR » Immerhin steht ja noch die Rückfahrt bevor …
AK » *Fotos in alpinen Fachmedien und Bildbänden transportieren die Ästhetik der Tourismuswerbung. Und die Freizeitfotografen freuen sich, wenn ihnen Landschaftsbilder „wie aus dem Prospekt" gelingen. Müssen wir wieder sehen lernen?*
RR » Wir sehen letztlich, was wir sehen wollen und was uns als sehenswert vorgesetzt wird. Sehen ist oft mit Täuschung und Ent-Täuschung verbunden. Letzteres wirkt sich im Tourismus markant aus. Der/die Tourist/in kehrt dann dem Ort den Rücken zu und sucht sich Orte, wo das Ich und die gesehene Welt besser übereinstimmen.
AK » *Im März 2015 endete die Ausstellung „Alpen unter Druck – Erschließungsprojekte im Alpenraum" im Alpinen Museum in München. Hauptmotiv war ein Bild des Tiroler Fotografen Lois Hechenblaikner: Aufgerissene Erde, ein Kabelverhau und im Hintergrund ein Kran, irgendwo in einem Skigebiet im Sommer. Die Darstellung der Alpen pendelt zwischen Idylle und Inferno, Schwarz und Weiß. Brauchen wir mehr Bilder vom grauen Zwischenraum, in dem die Erschließung unbeachtet weitergeht?*
RR » Wir brauchen diese Bilder dringend und zu jeder Zeit. Sie tragen zu der wichtigen Ent-Täuschung und zu einem genaueren Hinsehen bei. Die Selbstspiegelung ist entlarvend – zu erkennen, woran man in der Regel vorbeischaut.



Erholung auf Bettmeralp: Was wir uns alles leisten können.



Alle Fotos © A. Klemmer

Landschaft am Erzberg: Was Menschen geschaffen haben.

AK » *Sind Bergsteiger Eskapisten? Und ist Eskapismus angesichts der oft so traurigen Wohlstandslandschaften nicht eine geradezu natürliche Haltung?*

RR » Über Eskapaden redet man selten, aber man leistet sie sich doch. Vor allem, wenn eben die Alltagswelt so perfekt auf unseren Leistungshunger getrimmt ist. Wir fürchten uns vor Depression, ADHS und Burn-out und suchen Multitasking-Reize, die uns mit Positivität erfüllen – und uns letztlich überfüllen, wie es der Philosoph Byung-Chul Han nennt. Bergsteigen hat gleichermaßen mit Leistungs- und Naturwahrnehmung zu tun.

AK » *Was kann der Alpenverein als Mittler zwischen Naturnutz und Naturschutz leisten? Und was nicht?*

RR » Der Alpenverein, den ich sehr schätze, hat ein größeres gesellschaftspolitisches Gewicht, als man vielleicht meint. Wer ist heute schon *gegen* Alpenschutz? Deshalb kann eigentlich keine Forderung zu radikal sein. Sport, Naturbegeisterung und Naturschutz sind keine Widersprüche. Es geht aber um die Bewahrung dieser Erlebnisqualität in den Bergen, zu der auch die Ruhe und die Unberührtheit gehört. Die Menschen zu einem Alpenbild hinzuführen, das mit den Mythen und tradierten Schönheitsbildern bricht, das aber trotzdem Ehrfurcht und Furcht anspricht, ist eine wichtige Aufgabe. Ohne Alpenverein sähen die Alpen heute wohl anders aus.

AK » *In Ihrem Referat über die Bedrohung wertvoller Landschaften erwähnten Sie die Alpenkonvention und die neue Europäische Strategie für die „Makroregion" Alpen (EUSALP) mit keinem Wort. Erwarten Sie von dieser Seite nichts?*

RR » Die Alpenkonvention war in der Schweiz ein Trauerspiel. Ich versuchte die Ratifizierung wenigstens dreier Protokolle hinzukriegen. In der einen Parlamentskammer gelang dies, in der zweiten nicht mehr. So ist die Alpenkonvention in der Schweiz leider kein Thema mehr. Das System der etwas starren Protokolle erachte ich aber auch als überholt. Die makroregionale Strategie ist für mich momentan noch ein Papiertiger.

AK » *Bemerken Sie ein wachsendes Interesse für das Anliegen des Landschaftsschutzes – oder zunehmende Gleichgültigkeit?*

RR » Das Interesse wächst auch international, das zeigt sich nicht zuletzt am zunehmenden Interesse von Seiten der Wissenschaft.

AK » *Verzweifeln Sie manchmal an Ihren Mitmenschen?*

RR » Nein, Sie?

AK » *Naturschutz und Humor, das bringen viele nicht zusammen. Fällt es Ihnen leicht, nicht zynisch zu werden?*

RR » Schauen Sie doch nur die alljährlichen neuen Sommerangebote im Tourismus an: Da lacht man doch Tränen!

Dr. Raimund Rodewald

Der promovierte Biologe und Ehrendoktor der Universität Basel leitet seit 1992 die Geschäfte der gemeinnützigen Stiftung Landschaftsschutz Schweiz (SL) im Bereich Politik, Öffentlichkeitsarbeit, Projekte und Aktionen. 1999 plädierte er in seinem Buch „Sehnsucht Landschaft. Landschaftsgestaltung unter ästhetischem Gesichtspunkt" dafür, die emotionale Bedeutung intakter Landschaften in der Stadt-, Raum- und Verkehrsplanung stärker zu beachten. Seine erklärte Absicht, die Schweiz vor der totalen Überbauung zu bewahren, verfolgt er mit ebenso viel Hartnäckigkeit wie Kompetenz – was ihm auch den Respekt seiner Kontrahenten sichert.

Zeit zum Umdenken

40 Jahre Sagarmatha National Park

>> Hans-Dieter Sauer

Vor vierzig Jahren wurde das Khumbu, das Siedlungsgebiet der Sherpas am Fuße des Mount Everest, zum Nationalpark erklärt. Damit sollte der Tourismus umweltverträglich gestaltet werden. Das ist nur unzureichend gelungen. Vor allem das kommerzielle Bergsteigen am Everest hat die Umwelt erheblich beeinträchtigt. Das verheerende Erdbeben vom Frühjahr 2015 hat diese Probleme in den Hintergrund gerückt. Doch wenn die Not überwunden und der Tourismus wieder in Gang gekommen ist, sollte das Schutzkonzept grundlegend überdacht werden.





Als die nepalesische Regierung am 19. Juli 1976 im Amtsblatt des Landes, der Nepal Gazette, das Khumbu zum Sagarmatha National Park erklärte, erntete sie weltweit Aufmerksamkeit und viel Anerkennung. Doch für die Sherpas war es kein Freudentag, von nun an waren sie nicht mehr Herr im eigenen Hause. Die Entscheidung zur Errichtung des Nationalparks war bereits einige Jahre zuvor gefallen, getroffen hatte sie kein Geringerer als König Birendra. Er entsandte 1963 seinen Bruder Gyanedra zur 3. Internationalen Konferenz des World Wildlife Fund (WWF) nach Bonn, wo dieser am 5. Oktober vor 500 Delegierten aus 35 Ländern verkündete, sein Land werde den „Mount Everest National Park" errichten, ohne dass die Betroffenen, die Sherpas, davon etwas wussten.

Der König als Naturschützer

Der Ehrgeiz von Birendra ging aber weiter, das ganze Land sollte mit Schutzgebieten überzogen werden. Nach dem Erlass eines Gesetzes über „Nationalparks und Wildschutz" wurde das königliche Jagdrevier Chitwan im Terai 1973 zum ersten Nationalpark des Landes erklärt. Birendras Vater, König Mahendra, hatte dort für sich oder Staatsgäste noch Tigerjagden veranstaltet. Der junge König, der 1972 mit 26 Jahren den Thron bestiegen hatte, brach jedoch mit dieser Tradition. Dabei spielten auch politische Überlegungen eine Rolle. Er und sein Bruder erkannten, dass sich mit „Naturschutz" das internationale Ansehen des Königshauses fördern ließ.

Bis Ende 1976 wurden neben Chitwan und Sagarmatha noch sechs Nationalparks eingerichtet. Später kamen sechs weitere Schutzgebiete hinzu. Sagarmatha wurde 1979 von der UNESCO in die Liste der „Welterbestätten" aufgenommen. Mit der Einrichtung des Parks sollten die negativen Auswirkungen des Tourismus eingedämmt werden. Der Direktor des neugeschaffenen Department of National Parks and Wildlife Conservation (DNPWC), Hemanta Mishra, war nach einer kurzen Erkundungstour ins Khumbu zu der Einschätzung gelangt, durch den Mehrverbrauch an Feuerholz und den Holzeinschlag für den Bau von Lodges seien die einst so dichten Wälder schon stark gelichtet. Auch Edmund Hillary befürchtete das Schlimmste. Gerade er engagierte sich beson-

Ein ernster Blick ins Herz des Sagarmatha National Parks: kurz vor Pangboche auf dem Weg Richtung Everest-Basecamp, im Hintergrund die Ama Dablam. Die beliebte Trekkingroute kann in der Nachmonsunzeit 2015, ein halbes Jahr nach dem großen Erdbeben, problemlos begangen werden.
© W. Nairz

ders stark, weil er sich für die Umweltzerstörung mitverantwortlich machte.

1964 hatte er die Flugpiste von Lukla anlegen lassen, um die Anlieferung von Material für die Hilfsprojekte des Himalaya Trust, den Bau von Schulen, Wasserleitungen, Brücken und Krankenhäusern, zu erleichtern. Damit hatte er aber auch, wenn auch unbeabsichtigt, den Tourismus ins Khumbu in Gang gebracht. Die Zahl der Besucher stieg von ein, zwei Dutzend pro Jahr vor dem Bau des Flugplatzes bis Mitte der Siebzigerjahre auf 5000.

Hillary hatte damit den Sherpas einen noch größeren Dienst erwiesen als mit seinen Hilfsprojekten; denn der aufkommende Tourismus half ihnen aus einer schweren ökonomischen Krise. Nach dem Aufstand der Tibeter gegen die chinesischen Besatzer im Jahr 1959 kam der Handel über den Himalaya nach und nach zum Erliegen. Das ging an den Lebensnerv der Sherpas, für die der Warenaustausch über den 5800 Meter hohen Nang Pa La neben Ackerbau und Yakzucht eine wichtige Existenzgrundlage war. Ohne den Tourismus als neue Einnahmequelle wäre die Sherpa-Gesellschaft verkümmert. Hillary nahm aber vor allem negative Seiten wahr, an Lagerplätzen und Klöstern türme sich der Müll und die Wälder würden ausgeraubt. „Manchmal werde ich von einem Gefühl der Schuld heimgesucht", bekannte er in seiner ersten Autobiografie von 1975 „Nothing venture, nothing win".

Auf Hillarys Betreiben schickte Neuseeland 1974 eine Kommission von drei Fachleuten aus der Naturschutzverwaltung ins Khumbu, die Leitlinien für den Park ausarbeiten sollten. Dabei stellte sich ein grundlegendes Problem. Nach den damaligen Richtlinien der Internationalen Union for Nature Conservation (IUCN) in Genf, an denen sich auch Nepal orientierte, waren Siedlungen in einem Nationalpark an sich nicht zulässig. Nun lebten im Khumbu aber 3500 Sherpas. Um diese an sich unvereinbaren Gegensätze formal unter einen Hut zu bringen, wurden die acht Dörfer und zahlreiche Sommerweiden aus dem Nationalpark

Sagarmatha National Park

Der Sagarmatha National Park (SNP) hat eine Größe von 1148 Quadratkilometern und reicht von 2845 Metern am Parkeingang bei Jorsale bis zum Gipfel des Everest auf 8848 Metern. 70 Prozent der Fläche werden von Felsen und Gletschern auf über 5000 Meter eingenommen, 27 Prozent sind Weideland und nur 3 Prozent sind bewaldet. Die nördliche Grenze verläuft auf dem Himalaya-Hauptkamm vom Lhotse und Everest bis zum Cho Oyu (8188 m) und dem 5700 Meter hohen Nang-Pa-Pass. Die westliche und östliche Grenze verlaufen auf den über 6000 Meter hohen Wasserscheiden zum Rolwaling- bzw. Baruntal. Von den Gletscherbecken an den Achttausendern werden Wildbäche gespeist, die sich am Südende des Parks zum Dudh Kosi vereinigen, der den ebenfalls über 6000 Meter hohen Gebirgszug durchbricht, welcher die Südgrenze des Parks darstellt.

Die „Ureinwohner" des Parks, die Sherpas, leben dort seit knapp 500 Jahren. Sie sind um 1500 vor politischen Unruhen aus Osttibet geflüchtet und ab 1530 in mehreren Wellen über den Nang Pa La in die bis dahin unbesiedelte Landschaft eingewandert, der sie den Namen Khumbu gaben. Über den Nang Pa La wurde Handel mit Tibet getrieben, dessen Basis der Austausch von tibetischem Steinsalz gegen Reis aus dem Mittelland Nepals war.

Bei der Errichtung des Parks lebten verteilt auf fünf Dörfer und kleinere Weiler etwa 3500 Sherpas im Khumbu. Durch Lehrer, Polizei, Armee und Parkverwaltung von auswärts, vor allem aber durch zugezogene Arbeitskräfte für Lodges und Privathaushalte, ist die Einwohnerschaft auf 6000 angestiegen. Vor dem Erdbeben besuchten jährlich rund 35.000 Touristen (Trekker) den Park. Die Zahl der Träger aus dem Mittelland, die für den Nachschub an Lebensmitteln und anderen Gütern sorgen sowie Gepäck der Trekker tragen, dürfte noch höher sein.

Der Park ist nach dem offiziellen nepalesischen Namen für den Everest, Sagarmatha, benannt. Entgegen der verbreiteten Annahme handelt sich dabei um keine althergebrachte nepalesische Bezeichnung für den Berg, sondern um die Wortschöpfung des nepalesischen Historikers Baburam Acharya. Er wollte der britischen Namensgebung Mount Everest bewusst eine nepalesische entgegensetzen und propagierte 1939 in einem Aufsatz die aus dem Sanskrit stammende Bezeichnung Sagarmatha, was so viel wie „Stirn des Himmels" bedeutet. Die damaligen Ranaherrscher, die höchstes Interesse an guten Beziehungen zur britischen Kolonialmacht in Indien hatten, empfanden das als Affront gegenüber „ihren Freunden" und hätten Acharya beinahe deportiert. Zwanzig Jahre später hingegen übernahm die nepalesische Regierung Acharyas Bezeichnung als offiziellen Namen.

Der Mount Everest ist nach dem Geodäten George Everest benannt, in dessen Amtszeit als Leiter des indischen Trigonometrischen Dienstes von 1823 bis 1843 die Messungen durchgeführt wurden, deren Auswertung 1856 ergab, dass Peak XV mit 29.002 Fuß (8840 Meter) wohl der höchste Berg der Welt sei. Die Sherpas hatten keinen Namen für die Felspyramide, die nur von einigen Punkten im Khumbu gerade noch hinter den Wänden von Lhotse und Nuptse auszumachen ist. Erst mit den britischen Expeditionen lernten sie ihn als Mount Everest kennen. Es ist verständlich, dass die nepalesische Regierung dem Nationalpark nicht den britischen Namen geben wollte, aber Sagarmatha ist genauso fremd. Die angemessene Bezeichnung wäre Khumbu National Park.





Oberhalb von Namche, am Weg zum Everest Base Camp, bittet im Frühjahr 2014 der 73 Jahre alte Lama Seru um Spenden für den Wegebau. Auf einer Tafel informiert er, dass die Regierung keinerlei Unterstützung gewährt.

Links: Prinz Gyanendra (rechts im Bild), der Bruder von Nepals König Birendra, 1973 als Ehrengast bei einer WWF-Konferenz in Bonn, bei der er die Gründung des „Mount Everest National Parks" ankündigte.

© Bundesarchiv, Foto: D. Gräfingholt, H. Sauer (rechts)

herausgeschnitten. Auch in die Yakhaltung, obwohl sie als problematisch angesehen wurde, sollte nicht eingegriffen werden. Die Tiere konnten weiterhin frei im Gelände weiden. Bei der Waldnutzung wurden aber Einschränkungen für unumgänglich gehalten. Als Feuerholz sollte nur noch dürres Holz entnommen und pro Hausbau der Einschlag auf drei Bäume begrenzt werden. Die Sherpas empfanden das wie eine Enteignung, aber darüber wurde hinweggegangen.

Als Erstes wurde eine Kompanie Soldaten stationiert, die über die Einhaltung der Regeln wachen und vor allem Wilderei verhindern sollten. Letzteres war überflüssig; denn als Buddhisten verabscheuen die Sherpas die Jagd. Das Khumbu war seit eh und je faktisch ein Wildschutzgebiet gewesen.

Im Prinzip war es richtig, dem Everestgebiet besonderen Schutz angedeihen zu lassen; denn angesichts des anschwellenden Touristenstroms konnte man den Dingen nicht einfach ihren Lauf lassen. Aber wie genauere Untersuchungen zeigten, die leider erst Jahre später stattfanden, war die Lage keineswegs so dramatisch, dass man die Sherpas umgehend mit Verboten traktieren musste. Auch Hillary täuschte sich. Noch 1982 befürchtete er, aus dem Khumbu könne eine „baumlose Wüste" werden. Ein anderer Himalayaveteran sah die Dinge wesentlicher realistischer. Der Amerikaner Charles Houston, der zusammen mit William Tilman die Gegend 1950 als allererster Ausländer überhaupt zu Gesicht bekommen hatte, schrieb nach einem erneuten Besuch im Jahre 1981: „Mein klarer Eindruck war, dass sich die Landschaft nicht verändert hatte und dass die Scharen von Touristen wenig Schaden angerichtet hatten."

Der amerikanische Geograf Alton Byers hat Houston vollauf bestätigt. Er verglich Panoramaaufnahmen des Kartografen Erwin Schneider aus den Jahren 1955 bis 1963 mit Fotos, die er 1984 von den gleichen Standpunkten gemacht hatte. Es waren so gut wie keine Veränderungen festzustellen. Der Völkerkundler Stanley Stevens und die Geografin Barbara Brower haben mit langfristigen Feldforschungen die Befunde von Byers weiter untermauert. Danach gehen die Waldverluste, die anfangs dem Tourismus angelastet wurden, in der Regel auf frühere Zeiten zurück. Brower schrieb 1991: „Die Beeinträchtigung der Umwelt hat noch keine krisenhaften Ausmaße erreicht." Die Lebensweise der Bevölkerung im Khumbu sei unnötigerweise durcheinandergebracht worden.

Dabei war, zumindest von neuseeländischer Seite, der Park zum Besten der Sherpas gedacht. Sie sollten ihn in eigener Verantwortung verwalten. Dafür wurden einige von Hillary ausgewählte junge Sherpas zum Studium nach Neuseeland geschickt. Als Erster wurde 1982 Mingma Norbu auf den Posten des Wardens, des Parkvorstehers, berufen. Er versuchte, den Waldschutz wieder mehr in der Sherpa-Gesellschaft selbst zu verankern, indem er die Rolle der traditionellen Waldhüter neu belebte. Einmischungen vom DNPWC und Übergriffe der Armee bewirkten aber, dass sich

unter ihm und seinem Nachfolger, ebenfalls einem Sherpa, nur „ein instabiler Waffenstillstand" einstellte, wie Stevens Mitte 1991 bemerkte.

Verflogene Hoffnungen

Bei seiner Thronbesteigung hatte Birendra das von seinem Vater installierte Panchayat-System übernommen. Dem Namen nach war es eine basisdemokratische Regierungsform ohne Parteien. Ausgehend von Dorfräten (Panchayats) wurde über mehrere Zwischenstufen eine Nationalversammlung mit neunzig Mitgliedern gewählt. Darüber stand aber mit uneingeschränkter Macht der König. Es heißt, Birendra habe von sich aus demokratische Reformen einleiten wollen, aber er verzögerte sie immer wieder. Im Jahr 1990 wurde er durch Massenproteste dazu gezwungen. Nepal erhielt eine Verfassung nach britischem Muster.

Der politische Umbruch löste auch im Khumbu einen Wandel aus. Ein neuer Warden, Surya Bahadur Pandey, wollte die Parkverwaltung demokratischer organisieren. Er regte die Wahl von Dorfräten an, die über die Forstnutzung wachen sollten. Pandey wurde jedoch vom Direktor des DNPWC, Biswa N. Upreti, gemaßregelt und versetzt. Die alten Bestimmungen wurden erneut in Kraft gesetzt und damit auch die Frontstellung zwischen Sherpas und Parkverwaltung wieder hergestellt.

Für Nepal endete der demokratische Aufbruch in einer Katastrophe. Die gemäßigten Parteien brachten keine stabilen Regierungen zustande; die Maoisten lehnten das parlamentarische System ab und entfesselten 1996 einen Bürgerkrieg, der bis 2006 dauerte und 16.000 Tote forderte.

Während des Bürgerkrieges löschte sich das Königshaus selbst aus. Thronfolger Dipendra erschoss bei einem Familientreffen am 1. Juni 2001 nach einem Streit seinen Vater und seine Mutter sowie acht weitere Mitglieder der Königsfamilie, ehe er sich selbst tödlich verletzte. Gyanendra, der bei der Zusammenkunft nicht anwesend war, bestieg als höchstrangiger Überlebender den Thron. Im Februar 2005 erklärte er den Ausnahmezustand und übernahm die Regierungsgewalt, musste nach Massenprotesten aber einlenken und wieder Wahlen zulassen. Nach Beendigung des Bürgerkriegs im November 2006 und vielen politischen Manövern wurde schließlich im April 2008 eine Verfassunggebende Versammlung gewählt, die in ihrer ersten Sitzung am 28. Mai 2008 die Monarchie abschaffte und beschloss, eine Verfassung für einen demokratischen Bundesstaat auszuarbeiten. Darum ringen die politischen Parteien bis heute.

Abgesehen von einem zwischenzeitlichen Rückgang der Touristenzahlen, wurde das Khumbu vom Bürgerkrieg nicht in Mitleidenschaft gezogen. Das Hochgebirge verhinderte ein Einsickern der Maoisten und den einzigen Zugang von Süden her konnte die Armee abriegeln. Die Parkverwaltung allerdings erlahmte immer mehr, weil das Herrscherhaus durch andere Aufgaben als den Naturschutz in Anspruch genommen war. Nach dem endgültigen Verschwinden der beiden obersten Naturschützer ging jegliche Motivation verloren. Im Khumbu hörte die Parkverwaltung praktisch auf zu funktionieren. Im Frühjahr 2014 bestand ihre einzige erkennbare Aktivität darin, am Parkeingang die Gebühr von 1000 Rupien, ca. 30 Euro, zu kassieren und dort sowie an anderen Kontrollpunkten die Daten aus dem Trekking Permit in dicke Kladden zu übertragen. Am völlig vernachlässigten Sitz der Parkverwaltung auf dem Hügel über Namche waren keine Anzeichen von Bürotätigkeit festzustellen.

Das ursprüngliche Ziel, die Verwaltung des Parks den Sherpas zu übertragen, hat sich in Nichts aufgelöst. Seit Mingma Norbu und Lhakpa Norbu hat kein Sherpa mehr den Posten des Wardens bekleidet. Auch in der Belegschaft sind sie kaum vertreten. Das liegt zum einen daran, dass im Trekking- und Expeditionswesen mehr zu verdienen ist, aber die eigentliche Ursache dürfte sein, dass kein Sherpa gegenüber seinen eigenen Leuten Anweisungen von Bürokraten aus Kathmandu durchsetzen möchte.

Angesichts dieser Zustände wäre es nicht verwunderlich, wenn aus dem Khumbu, wie von Hillary befürchtet, eine „baumlose Wüste" geworden wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Rodney Garrard vom Geographischen Institut der Universität Bern hat in Fortführung der Arbeiten von Byers alte Fotos mit aktuellen Aufnahmen verglichen und kommt zu dem Ergebnis: „An nahezu allen Standorten, die wir untersuchten, zeigte sich eine Zunahme der Vegetation von 1956 bis 2011." Das ist umso erstaunlicher, als die Einwohnerzahl des Khumbu durch auswärtige Arbeitskräfte von 3000 auf 6000 gestiegen ist und die Zahl der Trekker die

Marke von 35.000 erreicht hat. Dass es trotzdem zu keinem Raubbau an den Wäldern gekommen ist, ist laut Stevens den Sherpas zu verdanken. Nach der faktischen Abdankung der Parkverwaltung haben sie den Schutz der Wälder wieder selbst in die Hand genommen. Allein das hätte aber nicht gereicht. Entscheidend war, dass Alternativen zum Feuerholz gefunden wurden.

Der Himalaya Trust hat Aufforstungen vorgenommen. So sind an den kahlen Hängen über Namche zwei ansehnliche Waldstücke entstanden. Damit sind aber nicht Schäden geheilt worden, die auf den Tourismus zurückgehen, sondern ein Gebiet, das die Sherpas seit Generationen als Yakweide nutzen, ist nach westlichen Vorstellungen umgestaltet worden.

Alternativen zum Feuerholz

Mit österreichischer Entwicklungshilfe war schon in den Achtzigerjahren am Bhote Kosi zwischen Namche und Thame ein Laufwasserkraftwerk in Angriff genommen worden, das Strom zum Kochen liefern sollte. Unglücklicherweise wurde die Baustelle im August 1985 durch die Flutwelle aus einem geborstenen Gletschersee zerstört. Weil das in einer frühen Bauphase geschah, hielten sich die finanziellen Verluste in Grenzen, und so konnte in einem Seitental, das vor Flutwellen sicher war, ein anderer Typ von Kraftwerk gebaut werden. Es hat einen geringeren Durchfluss, gewinnt dafür aber aus der großen Fallhöhe des Wassers genügend Energie. Über ein Speicherbecken bei Thame wird die Wasserzufuhr geregelt.

Im Sommer 1993 übernahm Öko Himal die Leitung des Projekts. Der Nichtregierungsorganisation gelang es durch beharrliches Verhandeln, die Stromversorgung des Khumbu der staatlichen Nepal Electricity Authority (NEA) zu entziehen und stattdessen die Khumbu Bijuli Company (KBC) zu gründen, die zu 85 Prozent im Besitz von drei Dorfgenossenschaften ist, die NEA hält lediglich 15 Prozent. Zehn junge Sherpas wurden für den Betrieb des Kraftwerks und die Wartung des Netzes ausgebildet. Sie und neu Hinzugekommene haben bis heute eine zuverlässige Stromversorgung für Thame, Khumjung, Khunde und Namche gewährleistet.

Wenn das Kraftwerk mit voller Leistung von 620 Kilowatt läuft, lassen sich 620 Kochplatten à







Blick über Namche zum Kloster von Namche am oberen Ortsrand im Jahr 1978 (oben) und 2015 (Mitte). Damals gab es nur eine Handvoll Lodges im Ortszentrum, erkennbar an den Blechdächern. Heute ist fast jedes Haus ein mehrstöckiges Hotel. Der Hang oberhalb des Klosters ist vom Himalaya Trust aufgeforstet worden. Er hatte seinen Baumbestand aber nicht nach dem Einsetzen des Tourismus verloren, sondern die Sherpas hatten ihn schon lange vorher entwaldet und als Yakweide genutzt.

Unten: Blick in entgegengesetzter Richtung, von einem Standpunkt oberhalb des aufgeforsteten Waldstücks, zum Armeelager und der Parkverwaltung über dem Ort.

© H. Sauer, W. Nairz (Mitte)





Die „Kläranlage“ von Namche. Die gesammelten Abwässer der Lodges gelangen 100 Meter unterhalb des Ortes in dieses gemauerte Becken und fließen von dort ohne jegliche Reinigung in den nahen Bach.

Rechts: Dank der Müllhäuschen, die das Sagarmatha Pollution Control Committee (SPCC) entlang der Trekkingrouten errichtet hat, werden keine Abfälle mehr in die Landschaft geworfen.

© H. Sauer

1 Kilowatt betreiben. Das sparte anfangs Feuerholz, reicht heute aber bei Weitem nicht mehr aus, um den Bedarf all der Lodges zu decken. Hauptsächlich wird jetzt mit Propangas gekocht. Von Paphlu aus, wo eine Stichstraße aus dem Terai endet, sind ständig Mulikarawanen mit Gasflaschen unterwegs, damit die Küchen nicht kalt bleiben.

Die Furcht vor der Entwaldung bescherte den Sherpas früher als anderen Gegenden Nepals, die vielfach immer noch darauf warten, eine Stromversorgung, die sogar besser ist als die in Kathmandu, wo Stromabschaltungen an der Tagesordnung sind. Für all den Ärger, den ihnen die Parkverwaltung bei der Forstnutzung machte, sind sie damit mehr als entschädigt worden.

Der Hauptnutzen der Elektrifizierung war nicht die Einsparung von Feuerholz, sondern zuvorderst elektrische Beleuchtung, deren Beitrag zur Hebung der Lebensqualität gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, und des Weiteren dann all die Möglichkeiten, die erst durch Strom gewährleistet werden wie medizinische Geräte, Computer und Internet. Seit neuestem haben unternehmerisch veranlagte Sherpas hochmoderne Wasserreinigungsanlagen installiert, um „Mineralwasser“ zu produzieren, die Plastikflaschen beziehen sie von Tshering Phinjo in Syangboche.

Müll und Abwasser

Neben der befürchteten Entwaldung machte die Verschandelung der Landschaft durch Müll große Sorgen. Das ist Vergangenheit, das Khumbu sieht sauber aus. Das Sagarmatha Pollution Control Committee (SPCC) hat überall an den Trekkingrouten Müllhäuschen aufgestellt, so dass niemand in Versuchung kommt, Abfälle einfach wegzuwerfen. In Namche wird der Müll von den Lodges eingesammelt. Die Entsorgung lässt allerdings zu wünschen übrig. Das Mülldepot bei Namche war im Frühjahr 2014 voll unsortierter Abfälle, und der erst vor eineinhalb Jahren installierte moderne Verbrennungsofen zeigte bereits deutliche Verschleißerscheinungen. Müll fällt inzwischen in solchen Mengen an, dass SPCC als Nichtregierungsorganisation mit der fachgerechten Behandlung und Entsorgung überfordert scheint. Aber ein Unternehmen nach dem Muster der Elektrizitätsgesellschaft KBC sollte der Aufgabe gewachsen sein.

Zum größten Umweltproblem des Khumbu hat sich die Wasserverschmutzung ausgewachsen, obwohl es nirgends Industrie oder Gewerbe gibt, sie resultiert einfach aus einem menschlichen Grundbedürfnis. In der traditionellen Sherpa-Gesellschaft wurden die menschlichen Exkremente zu Dünger verarbeitet, indem in einem Abort abseits des Wohnhauses mittels Zugabe von Laub nach einer Verweilzeit von einigen Monaten eine Art Kompost erzeugt wurde, der dann auf die Felder kam. In Privathaushalten geschieht das immer noch.

In Namche war schon sehr früh abzusehen, dass dieses System bald an seine Grenzen stoßen würde, da die wenigen Felder das Überangebot an Dünger von den vielen Touristen gar nicht aufnehmen konnten. Die Einführung von WCs machte die Situation vollends unhaltbar. Trotzdem wurde nichts unternommen und so gelangten immer mehr Sickerwässer in den Untergrund, bis schließ-





Für die Zukunft des Nationalparks wird nicht zuletzt der weitere Umgang mit dem Everest-Geschäft wegweisend sein.

Links: Ein Beispiel für den Unternehmergeist der Sherpas: Tsering Phinjo und sein Geschäftspartner vor einer aus China importierten Maschine, mit der aus recyceltem Material wieder Plastikflaschen hergestellt werden. Phinjo liefert sie an die Abfüller von „Mineralwasser" im Khumbu.

© www.fotolia.com (rechts), H. Sauer

lich die Quelle, aus der Namche sein Trinkwasser bezog, vollkommen verseucht war, so dass eine Wasserleitung zum Ort gelegt werden musste.

Mittlerweile hat Namche eine Kanalisation, aber dadurch wird das Problem nur verlagert. Die Abwässer der Lodges fließen über eine Sammelleitung in ein gemauertes Becken unterhalb des Ortes, aus dem das Schmutzwasser ohne jegliche Reinigung in den nahen Bach gelangt. Wenn auch nicht so massiv wie in Namche, das Problem stellt sich überall, wo eine Ansammlung von Lodges steht, wie beispielsweise in Gokyo, wo die Abwässer in den nahen See sickern. Dass bislang nichts gegen die Wasserverschmutzung unternommen wurde, ist nicht direkt der Parkverwaltung anzulasten, denn die Siedlungen unterstehen nicht ihrem Verantwortungsbereich. Aber sie hätte schon längst Alarm schlagen müssen, schließlich verschmutzen die Abwässer den Nationalpark.

Der Bau und der Betrieb von Kläranlagen im Khumbu ist eine enorme Herausforderung, aber was in den Alpen gelang, müsste auch im Himalaya möglich sein. Die hohen Kosten sind kein Hinderungsgrund: Sie sind von den Touristen über die Zahlungen für Kost und Logis in den Lodges aufzubringen.

Die Folgen des Everest-Geschäfts

Nach den großen Expeditionen hielt auch am Everest der Alpinstil Einzug und es begann eine ruhigere Phase. Doch gegen Ende der Neunzigerjahre setzten die kommerziellen Besteigungen ein. Die Route wurde mit Fixseilen bis zum Gipfel versichert und Flaschensauerstoff atmend, unterstützt von einer umfangreichen Hilfsmannschaft, gelangten immer mehr Kunden der Agenturen auf den Gipfel. Bei günstigen Wetterbedingungen waren es pro Saison 400 und mehr. Der Massenandrang hatte die sattsam bekannten Folgen, Staus an Schlüsselstellen und spektakuläre Unglücksfälle. Doch das tat dem Geschäftsmodell keinen Abbruch.

Ein Aspekt wird dabei meistens ausgeblendet. Mit einem Todesrisiko von gut einem Prozent üben Sherpa sowie Träger von anderen Volksgruppen die gefährlichste nicht-militärische Tätigkeit der Welt aus. Climbing Sherpas, die ihre Klienten begleiten, sind wie Bergführer in den Alpen über die Risiken im Bilde und halten das Heft des Handelns in der Hand. Auf die Träger, die den Lastentransport bewältigen, und dazu in der Saison zwanzig- bis dreißigmal den überaus gefährlichen Khumbu-Eisbruch durchsteigen müssen, trifft das nicht zu. Sie stehen als Angestellte der Agenturen in einem abhängigen Arbeitsverhältnis. Ist es vertretbar, dass sie für wohlhabende Menschen ihr Leben riskieren, damit diese sich einen „Lebenstraum" erfüllen können? In den Alpen hätte ein Unfall wie der am Karfreitag 2014, als eine Eislawine sechzehn Träger erschlug, den Staatsanwalt auf den Plan gerufen.

Abgesehen davon sind die Zustände nicht mit dem Status eines Nationalparks und einer Welterbestätte zu vereinbaren. Das Basislager hat zum Höhepunkt der Saison mehr als tausend Insassen. Deren Exkremente verschwanden all die Jahre in Gletscherspalten, neuerdings werden sie in die Umgebung von Gorak Shep befördert, irgendwo vergraben und verseuchen nun dort das Wasser.



Abort und Dusche am Tawa Lodge 1976. Schon seinerzeit war abzusehen, dass die traditionelle Komposttoilette mit zunehmender Besucherzahl bald an ihre Grenzen stoßen würde.
© H. Sauer

In den Alpen sähe eine vergleichbare Situation so aus: Im Nationalpark Berchtesgaden wird die Watzmann-Ostwand mit Fixseilen versichert und für den Ansturm von Bergsteigern, die aufgrund dieser Hilfestellung nun die Wand leicht meistern können, wird hinter St. Bartholomä ein Zeltlager aufgebaut, aus dessen Klohäuschen die Abwässer in den Königssee sickern.

Das Tourismusministerium könnte dem Treiben am Everest mit einem Federstrich ein Ende machen, schließlich erteilt es die Genehmigungen. Doch das wird nicht geschehen. Durch die Gipfelgebühr von 10.000 Dollar pro Teilnehmer kommen jährlich vier bis fünf Millionen Euro in seine Kasse. Der Druck müsste von außen kommen, vom IUCN und dem World Heritage Committee (WHC), die über die Standards von Nationalparks und Welterbestätten wachen. Aber diese Gremien haben sich bislang nur zu diplomatisch verbrämten Ermahnungen durchgerungen. Wenn sie darauf hingewiesen werden, wie gravierend die Missstände sind, stellen sie sich taub.

Dem „weltfremden" Ansinnen, die kommerziellen Besteigungen des Everest stark zu reduzieren oder gar ganz einzustellen, wird entgegengehalten, das arme Nepal könne auf diese Geldquelle nicht verzichten. Dazu ein paar Zahlen: Insgesamt fließen Nepal durch den Tourismus, auf Euro umgerechnet, jährlich 250 Millionen an Devisen zu. Das Everest-Geschäft liefert dazu schätzungsweise einen Beitrag von 15 Millionen. (In der Summe sind die Gipfelgebühren enthalten. Diese und die folgenden Zahlen stammen aus dem letzten Jahr vor dem Unglück im Khumbu-Eisbruch.) Das Everest-Geschäft hat für Nepal als Ganzes also nicht die Bedeutung, wie gemeinhin angenommen. Für das Khumbu allerdings ist es ein wichtiger Wirtschaftsfaktor geworden, wenn auch nicht so bedeutend wie der Trekkingtourismus.

Die 35.000 Besucher dürften, ausgehend von den eigenen Erfahrungen, für Übernachtung, Essen und Getränke umgerechnet etwa 20 Millionen Euro ausgeben. Die Everestbesteigungen bringen schätzungsweise sieben bis acht Millionen Euro. Die bestverdienenden Sherpas sind die Climbing Sherpas, die auf 4000 Euro und mehr kommen. Viele „summiteers", die mehrmals auf dem Everest oder anderen Achttausendern standen, haben mit dem Geld eine Lodge gebaut und so die wirtschaftliche Existenz der Familie gesichert.

Bei einer Einstellung des Everest-Geschäfts stellt sich die Frage nach anderen Einkommensquellen. Eine Alternative liegt auf der Hand: die Leitung und Verwaltung des Parks. Sherpas würden diese Aufgaben weitaus besser erledigen als die Beamten und Angestellten von auswärts und sie wären auch bessere Parkranger als die Soldaten. Die so erzielten Einkommen könnten aber aufs Ganze gesehen den Wegfall der Einnahmen vom Everest nur zu einem geringen Teil wettmachen. Sind die Sherpas also unabdingbar auf den Everest angewiesen? Das trifft nur bedingt zu. Die relativ hohen Verdienstmöglichkeiten haben eine Schieflage, die schon durch den Trekkingtourismus gegeben ist, noch verstärkt. Andere Berufe sind wegen geringerer Verdienstmöglichkeiten unattraktiv. So ist unter den 300 Lehrern im Khumbu kaum ein Sherpa zu finden. Die Frage lässt sich also auch anders stellen. Ist das Everest-Geschäft nicht zu übermächtig geworden?

Autonomie für die Sherpas

Selbstredend sollte es allein den Sherpas zustehen, darüber zu entscheiden, wie es am Everest und im Khumbu weitergeht. Doch dazu müssten zunächst Strukturen für eine funktionierende Selbstverwaltung aufgebaut werden, damit alle Sherpas ihre Stimme zur Geltung bringen. Das wird bislang von der Regierung in Kathmandu blockiert, obwohl sie damit gegen internationales Recht verstößt. Die Vereinten Nationen haben 2007 eine Deklaration verabschiedet, die „indigenen Völkern" weitgehende Rechte der Selbstver-

waltung einräumt (UNDRIP). Unter Berufung auf UNDRIP haben Sprecher der Sherpas 2008 verlangt, das Khumbu als ein „indigenes Territorium" anzuerkennen, in dem ihre herkömmlichen Rechte gelten. Doch das Ansinnen wurde von DNPWC brüsk zurückgewiesen. Auf die Kritik des UN-Beauftragten für „indigene Völker", James Anaya, die in den Nationalparks verfolgte Politik stehe nicht im Einklang mit den UN-Normen, hat die nepalesische Regierung nicht einmal reagiert.

In dieser Frage geht es nicht um Sonderrechte für die Sherpas. Es handelt sich um ein Kernproblem des Landes. Die Sherpas sind nur eine der vielen Volksgruppen in Nepal, denen mehr Autonomie zusteht. Nach Ansicht von Stevens müsste das in einer neuen Verfassung verankert werden. Bislang gab es in dieser Frage allerdings keine Fortschritte. Doch nun scheinen die Politiker zur Vernunft gekommen zu sein. Am 25. Juni schrieb „Republica", eine der englischsprachigen Zeitungen Nepals: „Vor dem verheerenden Erdbeben hatten die Nepalis nahezu alle Hoffnung aufgegeben, dass die Verfassunggebende Versammlung zu einer Einigung kommen könne." Nun sei das Ziel nur noch einige Monate entfernt. Sollte sich diese Prognose bewahrheiten, hätte Nepal einen ganz wichtigen Schritt in eine bessere Zukunft getan.

Literatur

Barbara Brower: Sherpa of Khumbu, Oxford University Press 1991.

Edmund Hillary: Nothing Venture, Nothing Win, Hodder and Stoughton 1975.

Edmund Hillary: Preserving a Mountain Heritage, in: National Geographic June 1982.

Dieter Rauchbauer: Energy from the Top of the World, Eco Himal Salzburg 2001.

Stanley F. Stevens: Claiming the High Ground, University of California Press 1993.

Stan Stevens: Indigenous Peoples and the Community Conserved Territories and Areas in the High Himalaya, in: Indigenous Peoples, National Parks and Protected Areas, The University of Arizona Press 2014.

Nach dem großen Beben: Zukunftsperspektiven für Nepal

Mehr als 8000 Tote, 22.000 Verletzte, über eine Million Obdachlose – das Erdbeben in Nepal erschütterte die Welt. Am 25. April 2015 warfen ein Erdstoß der Richter-Stärke 7,8 und weitere Nachbeben das Traumland vieler Trekker und Bergsteiger um Jahre zurück. Nepal belegt Rang 16 der ärmsten Länder, 40 Prozent der 26 Millionen Einwohner leben unter der Armutsgrenze, das Durchschnittseinkommen liegt bei 50 Euro pro Monat. Die aus Steinen und Lehm-Mörtel gebauten einfachen Häuser fielen in sich zusammen, ganze Ortschaften wurden zu Trümmerfeldern, heftige Regenfälle lösten Erdrutsche und Lawinen aus, Talschaften waren komplett von der Umwelt abgeschnitten.

Die tiefe Betroffenheit, gerade auch unter Bergfreunden, löste eine großartige Welle von Spenden und Hilfsbereitschaft aus. Hilfe zur Soforthilfe kam aus aller Welt und von vielen kleinen Hilfsorganisationen. So hat z. B. allein die NepalHilfe Tirol Euro 85.000,- an verlässliche NGO-Partner in Nepal überwiesen, damit das Geld direkt ohne jede Umwege dort ankommt, wo es notwendig ist. Der Österreichische Alpenverein beteiligte sich mit einer beträchtlichen Summe an dieser Aktion. Unser Autor Rudolf Alexander Mayr (siehe Beitrag Seite 52 ff.) sammelte um die 80.000 Euro, flog mit Medikamenten und Verbandsmaterial nach Kathmandu und konnte so mehr als 1000 Familien erste Hilfe zu bringen. Die DAV-Sektionen München und Oberland spendeten 50.000 Euro, der DAV-Bundesverband brachte nochmal die gleiche Summe ein.


© R. Dujmovits

Diese Unterstützung, die weiterhin durch Sektions- und Privatspenden aufgestockt werden soll, kam bislang der Kinderhilfe Nepal e. V. (für Schul- und Berufsausbildung und Soforthilfe), dem Himalayan Project e. V. (für Aus- und Weiterbildung und Hilfe zur Selbsthilfe) sowie Humedica e. V. (für medizinische Hilfe durch ehrenamtliche Ärzte) zugute. Gemeinsam mit einer großen Hilfsorganisation sollen zudem Wiederaufbau-Projekte im Langtang-Himal aufgesetzt werden. Der Alpenverein Südtirol fördert bereits seit Jahren im Rahmen seines Patenschaftsprojekts „Schulausbildung für Sherpamädchen" junge Menschen in Nepal. Die nach dem Erdbeben ins Leben gerufene Spendensammlung kommt über Vertrauenspersonen vor Ort Familien im Kumbhugebiet und der Region Langtang zugute.

Denn die große Aufgabe beginnt nun, da Nepal wieder aus den Schlagzeilen verschwunden ist. Jetzt ist Hilfe gefragt, die es den Menschen ermöglicht, eine langfristige Zukunftsperspektive aufzubauen. Dabei spielt der Tourismus eine zentrale Rolle, denn die fast eine Million Gäste jährlich bildet für sehr viele Familien das Haupteinkommen. Wer Nepal jetzt besucht, hilft dem Land auch, langsam wieder unabhängig zu werden von den immer noch notwendigen Spenden.

Unterstützen Sie die Nepalhilfe des Alpenvereins:
Nepalhilfe DAV: IBAN: DE17 7002 0270 0667 9074 97 /
BIC: HYVEDEMMXXX / Verwendungszweck: Nepalhilfe
NepalHilfe Tirol: IBAN: AT86 3600 0000 0064 5895 / BIC: RZTIAT22
Schulausbildung für Sherpamädchen: IBAN: IT 33 G 08081 11605 000305003601 / Stichwort „Erdbeben Nepal"
Erdbebenhilfe Waisenkinder Nepal: IBAN: AT18 2050 3033 0164 7602 / BIC: SPIHAT22XXX

Konstant im Rätselmodus

Das Spannungsfeld von Scheitern und Gelingen als pädagogisches Potenzial des Klettersports

>> Sabina Dopczynska



Ob beim Alpinklettern, in Sportkletterrouten, in der Halle oder am Fels: In kaum einem anderen Sport wird der Dualismus von Siegen und Verlieren, Mut und Verzweiflung, Triumph und Niederlage so spürbar wie beim Klettern. Kein Wunder, dass dieses immense emotionale Spannungsfeld weit größere Entwicklungspotenziale eröffnet als viele andere Sportarten.

Die Wettkampfsaison 2014 hinterließ zumindest in Deutschland glückliche Gesichter. Jule Wurms grandioser Siegeszug bei der WM in München hat nicht nur sie zum Strahlen gebracht und ihr Freudentränen entlockt, sondern auch bei den Zuschauern für reichlichen Serotonin-Überschuss gesorgt und der Klettergemeinde in Deutschland ein euphorisches Wir-sind-Weltmeister-Gefühl verpasst. Doch was käme zur Sprache, wenn man die Weltmeisterin nach Rückschlägen und Misserfolgen fragen würde? Unbezwungene Wettkampfboulder, mehrmalige verzweifelte Durchstiegsversuche, mühselige und krampfhafte Trainings-Sessions, und ja, natürlich verlorene Wettkämpfe, nicht wieder gutzumachende Patzer, falsche taktische Entscheidungen … Die Liste ließe sich beliebig fortführen. Letztlich stellen Siege und Erfolge nur kurze und seltene Momente in der sportlichen Laufbahn dar und geraten nach Misserfolgen viel zu schnell wieder in Vergessenheit.

Zwischen Leistungsstagnation und Entwicklungspush

Jeder Klettersportler (zwischen Klettern und Bouldern wird hier und im Weiteren nicht eigens unterschieden), ob Indoor oder Outdoor, kennt die Alltagsrealität: Neben den ersehnten Momenten der Erfolge, Siege und Triumphe steht stets auch die Möglichkeit von plötzlichen Niederlagen und schmerzhaften Misserfolgen, weil sich auf dem sportlichen Verlaufspfad plötzlich unerwartete Hindernisse in den Weg stellen, die den steilen Erfolgskurs abrupt ins Stocken bringen. Mit dem fahlen Beigeschmack des Scheiterns. Ein immerwährender erster Platz und das Siegeslächeln auf dem Podiumstreppchen ist kein Dauerzustand, sondern außergewöhnlich und gehört zu den zu zelebrierenden seltenen Sternstunden im Leben.

Wenn wir nun aber die Möglichkeit des Scheiterns als Tatsache und gegebene Wirklichkeit annehmen und mitdenken müssen – egal ob in der Rolle als Top-Athlet, als ehrgeiziger Freizeit-Kletterer oder Hobby-Boulderer einerseits, oder als Trainer im Kontext der Sektionsarbeit, auf Landes- oder gar Bundesebene oder im pädagogischen Umfeld andererseits –, müssten wir dann nicht folgerichtig auch den Umgang mit Misserfolgen und Niederlagen ändern? Würden wir dann womöglich im Scheitern selbst positive Aspekte und vorantreibende Potenziale erkennen können?

Ever tried. Ever failed. No matter.
***Try again.** Fail again. Fail better.*

Samuel Beckett

Höher, schneller, stärker – gescheitert?

Der Klettersport, mittlerweile der perfekte „Lifetimesport" schlechthin, ist geradezu prädestiniert, die Thematik des Scheiterns aufzugreifen und erstrebenswerte Strategien im Umgang damit zu entwickeln. Die Spannung, die aus der Ungewissheit resultiert, ob die Begehung einer Kletterroute gelingt oder im wahrsten Sinne auf der Kippe steht, und damit die Möglichkeit zu scheitern, liegt dem Klettersport strukturell zugrunde. Denn wer weiß schon, ob der abschüssige Tritt auch sauber mit der Fußspitze erwischt wird, ob der abdrängende *Sloper* mit der notwendigen Präzision gegriffen wird und ob die Schlüsselstelle in der projektierten Route endlich sitzt. Nicht umsonst zählt man den Klettersport zu den Risikosportarten. Das immense Potenzial dieser Sportarten liegt gerade in der Möglichkeit zu scheitern.

Hinzu kommt der hohe Aufforderungscharakter im Klettersport. Von den manchmal scheinbar so willkürlich angeordneten bunten Tritt- und Griffabfolgen in der Kletterhalle oder den atemberaubenden Linien am Fels geht ein Reiz aus, dem fast nicht zu widerstehen ist. Diese Herausforderungen anzunehmen scheint sehr befriedigend

Der Weg zum Ziel oder der Weg als Ziel: das ist die Gretchenfrage beim Klettern.
© A. Wilfert



Zwischen Punktlandung und Sturzflügen: Ein weites emotionales Spannungsfeld ist die Alltagsrealität eines jeden Kletterers.
© Ch. Deinet

zu sein – trotz oder gerade wegen der Möglichkeit zu scheitern. *Boulderer sind im konstanten Rätselmodus*[1]. Nach intensivem Klettern oder Bouldern sei man *„viel organisierter im Nachdenken über die Problemlösung"*. Diese Erfahrung, *„dieses Erkunden von nicht möglich zu möglich"*, fördert eine Haltung, die ungemein antreibt, auch in Zeiten, die geprägt sind durch Rückschläge.

Diese Aussagen könnte man unter dem Begriff Problemmanagement zusammenfassen: *„praktisch ein Prozess, ein Jahr intensives Nachdenken, wie du das [Boulderproblem; Anm. d. Verf.] lösen kannst, und das ist Empowering. Da hast du am Schluss schon das Gefühl, du bist jetzt wirklich jemand anders."*

In diesem Entwicklungsprozess tut sich nicht nur die Chance auf den sichtbaren Erfolg auf, der immense Mehrwert liegt im Erfahren eigener Grenzüberschreitungen und aufgebrachter Mutbereitschaft in ungewissen und heiklen Situationen, die umsichtiges, reflektiertes und bedachtes Handeln notwendig machen. Da gilt es *„Schwebezustände"* zu ertragen und sich ihnen zu stellen. Nach Aussage eines befragten Profikletterers zeichnet sich das Klettern und Bouldern vor allem auch dadurch aus, dass *„Kontrollverlust zwingend"* ist: *Dass du einfach gehen musst, also ein Sprung auf ein Volumen und dann da raus und dann weißt du nicht genau, was da kommt … weil du den Griff nicht [kennst], und das tiefe Selbstvertrauen, ja egal was da kommt, wenn ich das in der Hand hab, da weiß ich schon, was richtig zu machen ist.*

Das pädagogische Potenzial im Klettersport liegt im Spannungsverhältnis zwischen Unsicherheit und Sicherheitszugewinn, zwischen Risiko und Bewältigungsfähigkeit, zwischen Kontrollverlust und Kompetenzerwerb und in der prozesshaften Erfahrung, zugunsten der jeweils letztgenannten Option gehandelt zu haben. Das impliziert Eigenverantwortung, Planungsumsicht, effektives und reaktionsschnelles Handeln, Mut und Wagnisbereitschaft. Die Erfahrung dieser Grenzüberschreitung und die dazu notwendige Reflexionsfähigkeit lassen das tiefe Erleben eigenen Durchhaltevermögens zu, das letztlich maßgeblich zur Charakterstärkung und Persönlichkeitsbildung beitragen kann.

Statt Teil des Problems Teil der Lösung sein

Fragt man nun nach konkreten Ratschlägen und Hilfestellungen für die alltägliche Sportpraxis, zeigen sich unterschiedliche Möglichkeiten für ambitionierte Breitensportler, Athleten oder Trainer.

1 Die kursiv gekennzeichneten Aussagen stammen aus Interviews mit Wettkampfkletterern und Trainern, die die Autorin im Jahr 2013 im Rahmen ihrer Masterarbeit zum Thema „Das Scheitern im Klettern als pädagogisches Potential" (2014) an der Philipps-Universität in Marburg durchgeführt hat.



Ansteuern und durchführen: Wer oben ankommen will, muss entschlossen und fokussiert sein. Ob im Wettkampf oder wie hier am Kaitersberg (Bayerischer Wald).
© M. Wutz

Als Trainer kann man zur Bewusstseinsbildung beitragen, indem man den Athleten vermittelt, *„dass es nicht immer um Grade und Leistungen geht, die man im Wettkampf macht, sondern mehr um den Prozess, den man beim Wettkampf erlebt"*. Und wenn dem Sportler nun ein nicht mehr gutzumachender Verhauer passiert, geht es darum, *„aus Fehlern lernen und … Scheitern umdeuten zu können"*. Im ernsthaften und doch spielerischen Umgang mit diesem manchmal recht delikaten Thema zeigen sich Kompetenz und Feingefühl der betreuenden Trainerin oder des Trainers. Es geht darum, *„gemeinsam Wege zu suchen, wie man das vielleicht das nächste Mal besser machen kann"*. Und manchmal muss der Trainer den Athleten auch *„mit Unmöglichkeiten konfrontieren"*.

Aber wissen Trainer und Betreuer überhaupt immer so genau, was die Athleten jeweils individuell als Scheitern empfinden? Darüber in Dialog zu treten könnte der erste Schritt sein, das Potenzial des Scheiterns zu erkennen und aktiv zu nutzen.

Für jeden einzelnen Sportler gibt es im Kletteralltag genügend Gelegenheiten und Möglichkeiten, die eigenen Potenziale zu entfalten, ob man nun am Boulderproblem lang genug herumknobelt oder beim Routenprojektieren mit Durchhaltevermögen und Geduld die herausfordernde Schlüsselsequenz bis zur Perfektion einstudiert. Was zählt, ist, *„dass man persönlich entschlossen ist, motiviert, und einen Willen hat"*. Da hilft es oft, *„an den mentalen Fähigkeiten zu trainieren"*.

Egal ob auf Topniveau, im soliden Mittelklassenbereich, im Kontext der Vereins- oder Schularbeit: Der mit dem Scheitern verbundene Entwicklungsprozess und der persönliche Umgang mit Misserfolgen und Niederlagen sind letztendlich entscheidende Erfolgskriterien – im Klettern wie im richtigen Leben. Klettern offenbart in dieser Hinsicht ein immenses Entwicklungsspektrum: *Was man jedem Menschen eigentlich wünschen würde, ist, dass er das Gefühl hat, dass er, wenn er genug bastelt und nochmal vielleicht eine Nacht drüber schläft und … darüber nachdenkt, wie er diese Situation bewältigen kann, dass er dann auch über diesen Weg zum Erfolgserlebnis kommt. … Du merkst einem guten Kletterer schon an, dass er einfach gewöhnt ist, dass sich die Probleme am Anfang sehr schwer anfühlen, aber durch diese Auseinandersetzung dann doch machbar sind. Und dieser Prozess ist [es], was man jedem Menschen wünschen würde.*

Literatur

Junge, Matthias/Lechner, Götz: Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004.

Arzberger, Klaus: Über die Ursprünge und Entwicklungsbedingungen der Leistungsgesellschaft, Westdeutscher Verlag, 1988.

Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, Suhrkamp Taschenbuch Verlag, 7. Aufl. 1980.

Warwitz, Siegbert: Sinnsuche und Sinnerleben im Wagnis. Leben in wachsenden Ringen, Schneider Verlag Hohengehren, 2001.



Am Anfang kam der Jäger

Die Nutzung der Alpen in der Urgeschichte

>> Andreas Putzer

Angeregt durch den Fund des Ötzi und begünstigt durch den Rückgang der Gletscher hat sich die Archäologie in den letzten zwanzig Jahren verstärkt dem Hochgebirge zugewandt. Sensationelle Funde auf Hochweiden und Pässen in Südtirol und der Schweiz beweisen, dass die hochalpinen Regionen viel länger und umfassender vom Menschen genutzt werden, als lange geglaubt.

Alles begann am 19. 9. 1991 mit der Entdeckung des Ötzi am Tisenjoch in den Ötztaler Alpen. Zwei Touristen aus Nürnberg fanden auf ihrem Weg zur Similaunhütte auf 3210 Meter Seehöhe eine über 5000 Jahre alte Mumie und ihre Ausrüstung. Dieser „Mann aus dem Eis" fasziniert Wissenschaftler wie Laien bis heute, entsprechen groß ist das mediale Echo. Der sensationelle Fund des schmächtigen Tiroler Ureinwohners hat nicht nur die Verbreitung archäologischen Fachwissens gefördert, sondern ein bis dato unbekanntes Fenster in die Vergangenheit aufgestoßen. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Wissenschaft nämlich der Meinung, dass der Mensch der Vorzeit das Hochgebirge aufgrund der schweren Begehbarkeit und den unwirtlichen Bedingungen mied. Erst Ötzi hat die Wissenschaft eines Besseren belehrt und sie zum Umdenken gezwungen. Die sensationelle Entdeckung war die Geburtsstunde eines neuen Forschungszweigs der Archäologie, die sich nun veranlasst sah, ihr Augenmerk auch auf das Hochgebirge und dort sogar auf die Gletscherregionen zu richten.

Am Anfang war die Jagd

Nach dem Ende der letzten Eiszeit vor 12.000 Jahren sind die Ostalpen sehr bald vom Menschen erobert worden. Durch das Abschmelzen der Gletscher in Folge der Klimaerwärmung entwickelte sich eine menschenfreundlichere Naturlandschaft. Die nun wärmeren und feuchteren Sommer begünstigten die Ausbreitung verschiedenster Pflanzenarten und in der Folge der Tierwelt. Der bisher unwirtliche Lebensraum in den Bergen geriet in den Fokus nomadisierender Gruppen, die meist vom Süden aus auf der Suche nach Wild, Fisch und Früchten bis in den Alpenraum vorstießen. Saisonal genutzte Jagdcamps auf über 2000 Meter Meereshöhe zeugen davon, dass der Mensch als Jäger dem Wild bis ins Hochgebirge folgte. Einfache Lager aus Zeltstangen und Fellen (Abb. rechts) werden errichtet, um die Sommermonate direkt im Jagdrevier zu verbringen. Die Standorte scheinen gut gewählt, sie finden sich meist in der Nähe von stehenden Gewässern, die vom Wild als Tränke genutzt wurden, oder aber in exponierter Lage mit optimaler Aussicht zum Beobachten des Wildwechsels. Die Jäger der Mittelsteinzeit (ca. 10.000–6000 v. Chr.) machten auch



Der Fundort Ötzis am Tisenjoch/Ötztaler Alpen.

© Südtiroler Archäologiemuseum

vor dem Alpenhauptkamm nicht Halt. Die höchstgelegene Fundstelle liegt am Tisenjoch und bezeugt menschliche Anwesenheit bereits vor Ötzis Zeit. Von Interesse war die Jagd auf Steinbock und Gämse, die sich heute wie damals dort aufhielten. Pfeilaufsätze, sogenannte Mikrolithen, aus Feuerstein, der aus dem Süden von den Jägern mitgebracht wurde, finden sich ebenso nördlich des Alpenhauptkamms und bezeugen den weiten Aktionsradius dieser nomadisierenden Gruppen.

Innovation kontra Tradition

Durch das Sesshaftwerden des Menschen im 6. Jahrtausend v. Chr. und die damit verbundenen Veränderungen der Lebensweise verliert das Hochgebirge als Wirtschaftsraum zunächst an Be-



Modell des Jagdlagers Plan de Frea am Grödner Joch/Südtirol.

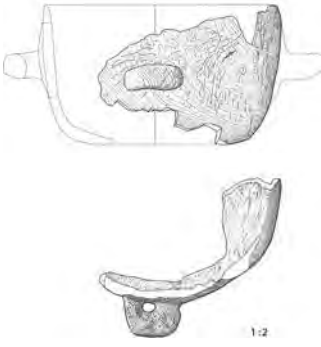
Linke Seite: Schnidejoch im Berner Oberland (Kanton Bern/Schweiz).

© Südtiroler Archäologiemuseum (oben), Archäologischer Dienst Kanton Bern (links)



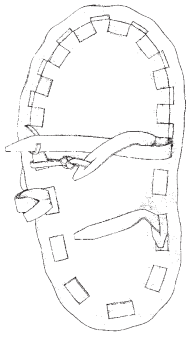
Jungsteinzeitliche Pfeilspitze aus Feuerstein (3950–3660 v. Chr.).

© Amt für Bodendenkmäler Bozen



Tasse aus Ulmenholz (4500–4300 v. Chr.).

© Archäologischer Dienst Kanton Bern



Unterseite des rechten Schuhs von Ötzi (3370–3100 v. Chr.).

© Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz

deutung. Nicht die Jagd stellt fortan die Lebensgrundlage, sondern Ackerbau und Viehzucht. Diese Entwicklung spiegelt der Rückgang an archäologischen Funden im Hochgebirge und eine entsprechende Zunahme in den Talniederungen wider. Der Anbau von Getreide und dessen Lagerung ermöglicht eine langfristige und gesicherte Versorgung, die zusätzlich gehaltenen Herden sichern den Fleischbedarf. Die Siedlungsräume bieten ausreichend Platz für die Beweidung durch kleine Herden, die vor allem aus Schafen und Ziegen bestehen. Auch wenn die klimatischen Bedingungen im 6.– 5. Jahrtausend optimal für die Nutzung des Hochgebirges waren, so scheinen die über der Waldgrenze gelegenen Weidegebiete noch nicht vom Menschen genutzt worden zu sein. Sporadische Funde von Pfeilspitzen aus Feuerstein (Abb. oben) zeugen von nur gelegentlicher Jagd, was mit einhergehenden Klimaschwankungen zusammenhängt. Auch wenn wir seit der letzten Eiszeit in einer Phase der Klimaerwärmung leben, so hat es in der Vergangenheit immer wieder Zeiten gegeben, die von kühleren Temperaturen und Gletschervorstößen geprägt waren. Genau in diesen relativ kühlen Phasen begibt sich der Mensch erneut ins Hochgebirge. Er sucht genau die Jagdcamps auf, die bereits von steinzeitlichen Jägern genutzt wurden, um Steinwild nachzustellen. Der Mensch scheint aufgrund der Klimaverschlechterungen gezwungen, altbewährte Traditionen wieder aufzunehmen, um die durch Missernten verloren gegangenen Hauptnahrungsmittel wie Einkorn, Emmer und Gerste zu kompensieren.

Über die Alpen

Die im 4. Jahrtausend stattfindende Verdichtung des Siedlungsraumes in den Talböden und der zunehmende überregionale Handelskontakt zwischen den Kulturgruppen nördlich wie südlich des Alpenhauptkamms führen zu einer erneuten Nutzung des Hochgebirges, allen voran der Pässe. Rohmaterialien wie Feuerstein oder Muscheln aus dem Mittelmeerraum sowie Steinbeile aus dem Norden finden eine weite Verbreitung und werden zum Teil über inneralpine Hochpässe verhandelt. Der wohl älteste Passübergang der Alpen liegt am Lenk-Schnidejoch (2756 m) im Berner Oberland, er wird vom Menschen seit über 6000 Jahren genutzt. Durch den starken Rückgang der Eisfläche in den vergangenen Jahrzehnten wurden dort über 300 Artefakte freigegeben. Der älteste Fund ist eine Tasse aus Ulmenholz (Abb. links Mitte) und datiert in die Zeit um 4500–4300 v. Chr. Kleidungsstücke aus Leder und Fell sowie Waffen wie Pfeil und Bogen bezeugen die Nutzung des Passübergangs durch den Menschen auch in den folgenden Jahrtausenden. Die jüngsten Funde am Schnidejoch hinterließen das Schweizer Militär und Alpinisten des 20. Jahrhunderts. Die Passgeschichte ist eng verbunden mit den wechselnden Klimabedingungen, denn nur in Wärmeperioden war es möglich, das Joch zu überschreiten. Von Bedeutung war das Schnidejoch, weil es einen der kürzesten Verbindungswege von Oberitalien ins schweizerische Mittelland darstellt.

Eine analoge Fundsituation findet man im Schnalstal: Auch dort scheint der Tisenpass über einen längeren Zeitraum genutzt worden zu sein. Ein Beilholm, der nicht unweit von Ötzis Fundstelle entdeckt wurde, aber ca. 600 Jahre jünger ist, bestätigt die Nutzung dieses hochalpinen Passes als Verbindungsweg ins hintere Ötztal und in der Folge über das Pitztal weiter ins Unterinntal. Der Mensch scheute keineswegs diese hochalpinen Übergänge, da sie häufig die Handelswege um viele Kilometer verkürzten. In den seltensten Fällen finden sich – so wie bei Ötzi – auch die Besitzer der gefundenen Gegenstände. Auch wenn einerseits die Lagerung im Eis optimal für die Konservierung von organischem Material ist, so sind andererseits häufig die Schubkräfte des Gletschers dafür verantwortlich, dass ein menschlicher Körper oder Fundstücke zerstört werden. Die Einzigartigkeit dieser „tiefgekühlten" organischen Objekte aus Leder, Holz oder Pflanzenmaterial besteht darin, dass archäologische Grabungen diese Materialien normalerweise nicht zutage bringen. Gerade die Gegenstände des täglichen Gebrauchs sind von besonderer Bedeutung, da sie uns eine Vorstellung vom Alltagsleben in der Vergangenheit vermitteln. Ötzi ist dafür sicher das Paradebeispiel. Dank seiner Kleidung konnte die Wissenschaft sich erstmals vorstellen, wie die Menschen im Alpenraum vor über 5000 Jahren gekleidet waren. Sein dem Hochgebirge angepasstes Schuhwerk vermittelt einen hohen Grad an technischem Knowhow. Dieser älteste Bergschuh der





Welt (Abb. linke Seite unten) mit einer Sohle aus widerstandsfähigem Bärenfell wurde mit der Fellseite nach innen getragen, um den Fuß warm zu halten. Die Nähte an der Sohle waren bewusst grob gehalten und ergaben so ein Profil, das die Trittsicherheit in unwegsamem Gelände gewährleistete. Ötzis gesamte Ausrüstung war dem hochalpinen Klima angepasst und für einen längeren Aufenthalt im Gebirge entwickelt.

Ein permanenter Wirtschaftsraum

Über Jahrtausende hat der Mensch das Gebirge nur sporadisch zum Jagen oder als Transitroute zum Verhandeln von Wirtschaftsgütern aufgesucht. Im 2. Jahrtausend v. Chr. wird das Hochgebirge zum permanenten Wirtschaftsraum. Grund dafür ist ein Bevölkerungsanstieg und die damit verbundene Verknappung von Lebens- bzw. Wirtschaftsraum in den Talniederungen. Die alpinen Haupttäler sind zu jener Zeit noch großteils von Feuchtgebieten und Sümpfen überzogen, was ein Siedeln nur auf Hangterrassen oder Kuppen ermöglicht. Der erhöhte Bedarf an Lebensmitteln und Wirtschaftsflächen zwingt den Menschen, das Hochgebirge die Sommermonate über zu nutzen. Das Vieh – vor allem Schafe und Ziegen – wird den Sommer über auf die Hochweide getrieben, um die Weideflächen im Tal zu entlasten oder vermehrt Ackerland zu kultivieren. Damit beginnt der menschliche Eingriff in die hochalpine Naturlandschaft und die Entstehung der einmaligen Kulturlandschaft der Alpen. Mensch und Tier beeinflussen seit 4000 Jahren die Vegetation im Hochgebirge. Die Folge sind ein Anstieg sogenannter Weidezeiger wie Beifuß (*Artemisia* sp.), Gänsefußgewächse (*Chenopodiaceae*), Kreuzblütengewächse (*Brassicaceae*) und Zungenblütler (*Cichorioideae*), die bereits Teil der natürlichen Vegetation sind und von einer zusätzlichen Beweidung durch Haustiere profitieren. Begleitet wird dies durch einen Rückgang der Baumarten.

Archäologisch lassen sich in dieser Zeit die ersten Strukturen nachweisen, die zur Unterbringung von Hirten und Vieh angelegt wurden. Weit verbreitet im Alpenraum sind Viehpferche (Abb. oben rechts), in denen in der Vergangenheit das Vieh vor allem während der Nacht vor Raubtieren geschützt wurde und die bis in die heutige Zeit zum Melken genutzt werden. Die ältesten Strukturen Südtirols finden sich im Schnalstal und dort in der Nähe des heutigen Finailhofs. Seit 4000 Jahren nutzt der Mensch die Gegend um den Finailhof (1997 m) und die anschließenden Seitentäler Finail- und Tisental zu weidewirtschaftlichen Zwecken. In der Nähe des Finailhofs fand sich ein Viehpferch (Abb. oben), der Mitte des 2. Jahrtausends dort angelegt wurde und damals wie heute aus zusammengetragenen Steinen bestand. In unmittelbarer Nähe lag die Hütte für die Hirten.

Eine relativ gut erhaltene Hirtenhütte fand sich am Schwarzboden im Schlandrauntal. Die Struktur stammt aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. (Abb. oben links), lässt Rückschlüsse auf die Bauweise der Hirtenunterkünfte zu. Sie unterscheidet sich kaum von den heute noch erhaltenen Almhütten, die zum Großteil aus Holz bestehen, das auf eine



Viehpferch am Finailhof (1530–1400 v. Chr.).

Oben: Viehpferch im Penaudtal (16. Jh.).

Oben links: Grundriss einer Hütte im Schlandrauntal (5.–2. Jh. v. Chr.).

© A. Putzer



Opferplatz am Burgstall/ Schlern.

© Amt für Bodendenkmäler Bozen

Reihe von Steinplatten aufbaut. Die Dächer wurden ähnlich wie heute aus Holzschindeln gefertigt, dies bezeugen sehr eindrucksvolle Neufunde vom Langgrubenjoch (3017 m), einem Übergang, der das hintere Matscher Tal mit dem Schnalstal verbindet. Die von deutschen Urlaubern gefundenen Schindeln aus Zirbenholz (Abb. links) konnten dank der Dendrochronologie aufs Jahr genau zeitlich bestimmt werden: Sie wurden 1290 v. Chr. am Langgrubenjoch vermutlich als Überdachung für einen Hirtenunterstand verwendet.

Rechts: Hirtenunterstand in Salzburg (1950).

Unten: Dachschindel aus Zirbenholz vom Langgrubenjoch (1290 v. Chr.).

© M. Rainer (rechts), Amt für Bodendenkmäler Bozen (unten)





Gaben an die Götter

Die Präsenz des Menschen im Hochgebirge ist nicht nur durch Strukturen bezeugt, die zur Nutzung der Weidegebiete dienten, es finden sich im Südtiroler Raum auch zahlreiche Belege ritueller Handlungen im Hochgebirge. Durch die Hinterlegung von Gaben bat der Mensch die Götter um Beistand. Hirten opferten für eine üppige Weidesaison, Händler für das Gelingen einer Passüberquerung. So finden sich im Hochgebirge Kultanlagen, sogenannte Brandopferplätze, die zur Darbringung dieser Gaben dienten. Dabei wurden keine Mühen gescheut, um die Gnade der Götter zu erlangen. So wurden Opferplätze auch auf Berggipfeln errichtet, z. B. am Burgstall auf dem Schlern (Abb. oben), wo ab der Mittleren Bronzezeit (ca. 1500 v. Chr.) bis in die Römerzeit (3.–4. Jh. n. Chr.) Opferhandlungen erfolgten. Den Göttern wurden dabei Gaben in Form von Speisen und Sachgütern dargebracht, die auf Altären verbrannt wurden, damit der Rauch sie gegen den Himmel trägt.

Das eindrucksvolle Beispiel eines Opferplatzes konnte im Finailtal vor einigen Jahren entdeckt und teilweise ausgegraben werden. Dabei zeigte sich, wie vielfältig und komplex die rituellen Handlungen unserer Vorfahren waren. Auf 2457

Meter Seehöhe liegt die im Volksmund als Finailgrube (Abb. rechts) bezeichnete Lokalität. Neuzeitliche Strukturen wie Hüttengrundrisse und ein Viehpferch sowie eine jüngst errichtete Holzhütte bezeugen die Nutzung des Fundortes zu weidewirtschaftlichen Zwecken. Die Erbauer dieser Strukturen haben vermutlich nicht geahnt, dass der Ort bereits Jahrtausende vor ihrer Zeit vom Menschen aufgesucht wurde. Im Laufe der Ausgrabungen konnten ein Altar und mehrere sogenannte Erdöfen (Abb. rechts) für die Zubereitung der Opferspeisen entdeckt werden. Der Opferplatz war ab der Mitte des 2. Jahrtausends in Benutzung und wurde im 9. Jahrhundert v. Chr. aufgelassen. Die Sachgüter, die den Göttern als Gaben geopfert wurden, waren unter anderem vierzig Bernstein- bzw. Glasperlen, die vermutlich Teil einer Halskette waren. Der Fund von Bernstein- und Glasperlen auf 2500 Metern bezeugt die bereits in der Bronzezeit weitreichenden Kontakte der einzelnen Kulturgruppen. Der für die Perlen verwendete Bernstein stammt aus dem Baltikum und wurde schon damals weit verhandelt. Die Glasperlen stammen hingegen aus der Poebene, wo die Herstellung derselben nachgewiesen ist. Die Funde lassen Rückschlüsse auf die Rolle der Frau in der Alm- bzw. Weidewirtschaft zu. Glas- und Bernsteinperlen finden sich fast ausschließlich in Frauengräbern jener Zeit, und zwar in reich ausgestatteten. Frauen spielten und spielen heute noch eine bedeutende Rolle in der Weiterverarbeitung der anfallenden Sekundärprodukte der Almwirtschaft wie Milch und Wolle. Der Fund eines steinernen Webgewichtes für das Aufspannen der Fäden am Webstuhl unterstreicht die Bedeutung der Wollverarbeitung, die den Frauen oblag. Die Weiterverarbeitung der Wolle scheint im Schnalstal auf eine lange Tradition zurückblicken zu können. Die Wolle der Schnalser Schafe war wegen ihrer hochwertigen Qualität sehr geschätzt und wurde zu „Grauem Tuch" (Loden) weiterverarbeitet, wie dies eine Urkunde aus dem Jahre 1354 bezeugt.

Die heute im Alpenraum anzutreffende Kulturlandschaft ist über Jahrtausende durch den Einfluss des Menschen auf den Naturraum Hochgebirge entstanden. Ausschlaggebend dafür war vor allem die Alm- bzw. Weidewirtschaft, die keine Errungenschaft der Neuzeit ist, sondern seit 4000 Jahren praktiziert wird. Mindestens genauso alt ist das menschliche Verlangen, am Berg den Kontakt zu höheren Mächten zu suchen, wie dies prähistorische Brandopferplätze und die Gipfelkreuze der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit bezeugen.





Finailgrube im Finailtal/ Schnals.

Links: Erdofen für die Zubereitung der Opferspeisen (1300–1200 v. Chr.).

© A. Putzer

Literatur

M. Egg/K. Spindler: Kleidung und Ausrüstung der kupferzeitlichen Gletschermumie aus den Ötztaler Alpen. Röm. Germ. Forsch. 77, Mainz 2009.

D. Festi/A. Putzer/K. Oeggl: Mid and late Holocene land-use changes in the Ötztal Alps, territory of the Neolithic Iceman 'Ötzi'. Quaternary International 353: 17–33, 2014.

A. Putzer: Eine prähistorische Almhütte auf dem Schwarzboden im Maneidtal, Südtirol/Vinschgau. Archaeologia Austriaca 93, 26–59, 2009.

A. Putzer: Königinnen der Almen – Prähistorische Weidewirtschaft im Schnalstal. Der Schlern 87, 3–33, 2013.

P. Haupt: Bronzezeitliche Erdöfen auf dem Schlern. Der Schlern 84, 3–18, 2010.

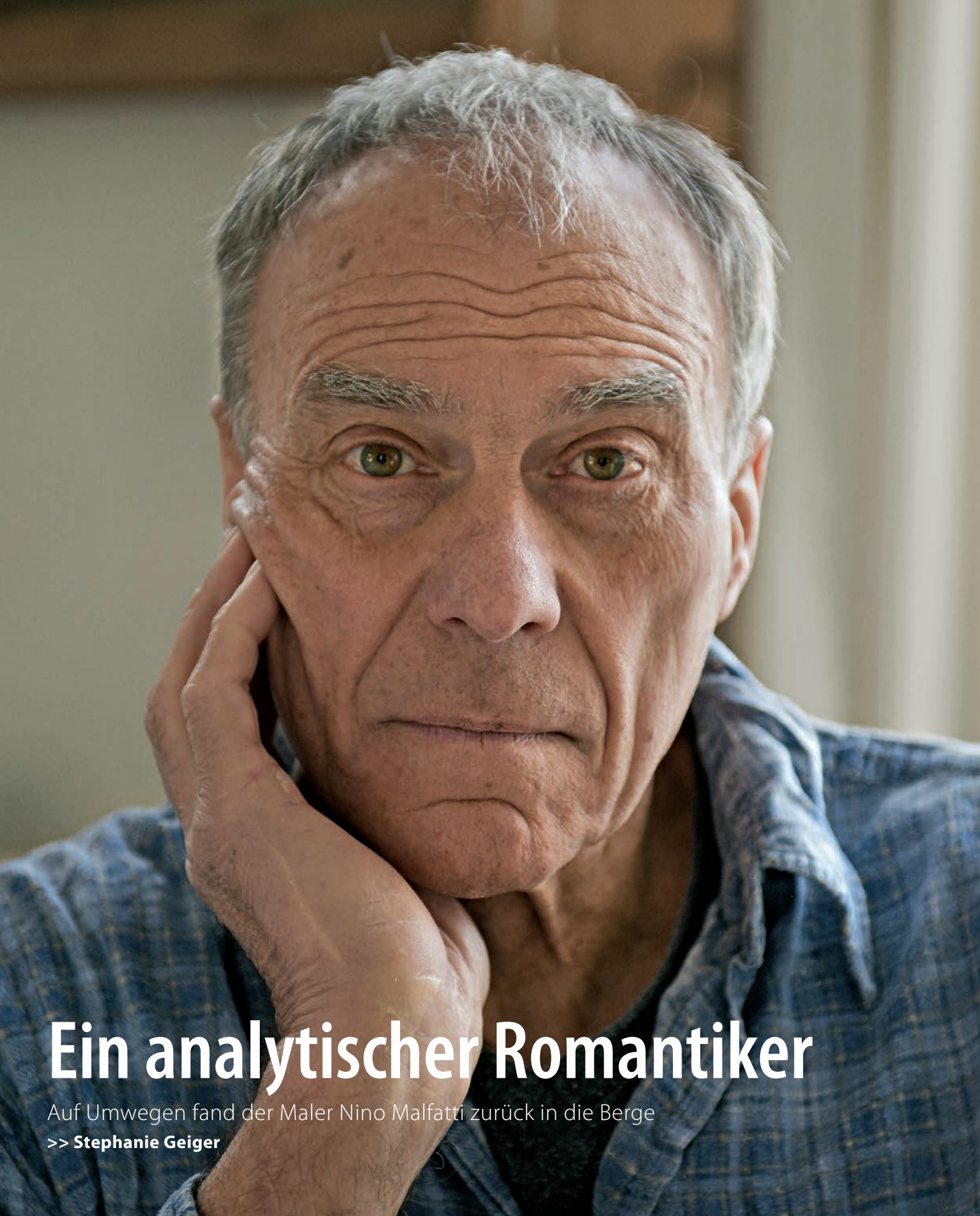




© N. Malfatti

BergKultur

„Weiß fast alles“ lautet der Titel dieses 2009 entstandenen, 190 x 320 cm großen Ölbildes von Nino Malfatti. „Ich und die Berge sind riesige Freunde“ nannte der Künstler eine Ausstellung, in der u. a. auch dieses Bild zu sehen war. Zu dieser Freundschaft bekannte er sich nicht immer so. Mehr dazu im folgenden Porträt.



Ein analytischer Romantiker

Auf Umwegen fand der Maler Nino Malfatti zurück in die Berge

>> Stephanie Geiger

Sommer 1992, Piz Badile, Nordostwand. Die „Cassin". Eine der klassischen Routen durch eine der großen Nordwände der Alpen. Eine Sehnsuchtsroute. 800 Höhenmeter, Schwierigkeitsgrad VI+. Als ihn ein Freund dorthin mitnahm, war Nino Malfatti schon viele Jahre nicht mehr beim Klettern gewesen. Euphorisch sei er den Fels hinaufgeschwebt, wird Malfatti später erzählen. Und dann passierte genau das, womit der Maler zu diesem Zeitpunkt auf gar keinen Fall gerechnet hatte. Er fand im Badilegranit, wonach er sein ganzes künstlerisches Schaffen über auf der Suche war: Felsstrukturen.

Eine schicksalhafte Entdeckung. Ein Theologe könnte darin ein Erweckungserlebnis sehen. Vier Jahrzehnte war Malfatti als Maler auf der Suche nach der perfekten Struktur, malte deshalb Draht-Kleiderbügel, zeichnete Dosenöffner, Fleischerhauen und Treppengeländer. Am Ende fand er den Inhalt seiner Arbeit aber doch dort, wo er ihn vorher nie vermutet hatte: in den Bergen. Dort, wo er herkommt. Da war er schon in den Fünfzigern. Seitdem ist der Maler von diesem Sujet nicht mehr losgekommen.

Nino Malfatti, ein Name, wie für einen Künstler erfunden. Jahrgang 1940. Seine Großmutter war eine Gräfin, der Vater der Herr Apotheker, seine Mutter, die bis ins hohe Alter selbst viel in den Bergen unterwegs war, entstammte dem rumänischen Hochadel. Aufgewachsen ist Nino Malfatti in der Innsbrucker Innstraße. Dass er sich von den Graten der Nordkette angezogen fühlte, ist für ihn noch heute eine logische Folge davon: „Wenn du jeden Tag zur Frau Hitt hinaufschaust, dann willst du irgendwann auch einmal selbst dort oben stehen."

Schwierige Touren hat er gemacht. Demut vor dem Gebirge haben sie ihn gelehrt. In der Civetta-Nordwestwand war er in der „Solleder" unterwegs, als ein Steinschlag das Seil abschlug. Am Grand Capucin, dem gewaltigen Felsgendarm im Mont-Blanc-Massiv, zwang ihn ein Wettersturz zum Rückzug. Dass er es nie auf den Mont Blanc geschafft hat, empfindet Malfatti als eines seiner größten bergsteigerischen Defizite.

So früh wie es ihn in die Berge zog, so früh begann Malfatti mit dem Malen. Eines Tages zeichnete er einen Baum, der im Garten des Elternhauses wuchs. Und auf die Frage, was er einmal werden wolle, antwortete der Knirps im Brustton tiefster Überzeugung: „Maler". So sollte es kommen. Heute ist er „Bergmaler". Der schweizerische Schriftsteller Adolf Muschg schwärmte einmal über seinen Freund, dieser mache nicht Berge malerisch, bei ihm werde Malerei bergförmig. Und auch Reinhold Messner ist begeistert von Malfattis Kunst. Neun seiner Arbeiten hängen in seinen Museen. Der Ästhet Messner habe sich bewusst dafür entschieden, weil diese Werke von sich aus erzählen würden, der Betrachter der Struktur des Felsens näherkomme, dem Auge des Kletterers nahe sei, wie Agathe Fischnaller, die Kuratorin von Messners Museen, erklärt.

Als Kitsch verschrien

Nino Malfatti ist keiner von denen, die mit farbegetränkten Schwämmen Leinwände bearbeiten, um Berge entstehen zu lassen, er verkünstelt Berge auch nicht, indem er einen mystischen Schleier über sie legt, der Betrachter hat vielmehr das Gefühl, dass Malfatti die Berge Pinselstrich für Pinselstrich liebkost. Wie der Kletterer, der nichts dem Zufall überlässt und beim Anblick der Wand nach der Route sucht, seziert er seine Berge und legt in schöpferischer Leidenschaft die Strukturen frei. Ganz im Sinne Paul Klees, der einmal sagte, Kunst gebe nicht das Sichtbare wieder, sondern mache sichtbar. Die Bilder von Felsstrukturen lassen den kletternden Betrachter mit den Augen den Fels nach Griffen und Tritten abtasten und das Bedürfnis aufkommen, selbst hinaufsteigen zu wollen.

Dabei wären Malfatti Berge als Gegenstand seiner Arbeit in jungen Jahren nicht in den Sinn gekommen. 1969 wurde er gebeten, die Nordkette über Innsbruck zu malen. Mittlerweile hat er sie längst in einer Radierung verewigt, damals lehnte er das rigoros ab. Bergmalerei war tabu, als Kitsch verschrien. In der Kunst kamen nach dem Krieg Berge nicht vor, zu tief saß noch die Erinnerung an das, was die nationalsozialistische Propaganda mit und aus den Bergen gemacht hatte. Den ästhetischen Maßstab setzten zu dieser Zeit themenlose Abstrakte, Popart, die Minimal- und Konzeptkunst. In Berlin kam in den 1960er-Jahren der Neoexpressionismus mit Protagonisten wie Georg Baselitz und Eugen Schönebeck auf. Berge hätten gut dazu gepasst. Aber wer wollte und konnte in Berlin damals schon Berge malen? Erst

Malender Bergsteiger, bergsteigender Maler: Nino Malfatti in seinem Atelier in Berlin
© K. Gabl





In seinem Atelier ist Nino Malfatti von Bergen in den verschiedensten Ausformungen umgeben. „Jedes Bild ist total spannend. Und je weiter es gedeiht, desto spannender wird's."

Alle Fotos © K. Gabl

Nino Malfatti wagte sich Jahre später an dieses Sujet und tat es Malern wie Caspar David Friedrich und Carl Rottmann gleich, die im 19. Jahrhundert aus den Städten hinausströmten, um die Berge zu entdecken.

Zunächst aber ging Malfatti den umgekehrten Weg und verließ nach der Kunstgewerbeschule mit dem Meisterbrief in der Hand Innsbruck. 1962 Umzug nach Wien, Ausbildung zum Restaurator an der Akademie der bildenden Künste. „Wien habe ich nicht ausgehalten. Ich bin geflüchtet aus der Stadt", erzählt er. Nächste Station: Karlsruhe, Kunststudium an der dortigen Staatlichen Akademie der bildenden Künste. Ein Jahr mit Stipendium in Florenz. 1974 schließlich Berlin. Freunde rieten ihm dazu. Die Freunde haben heute große Namen. Es waren Georg Baselitz und Markus Lüpertz.

Weit weg von den Bergen

In den 1970er-Jahren schaute die Welt noch nicht so sehr wegen der Kunst nach Berlin, wie sie es heute tut, damals wurden dort noch nicht die großen Deals eingefädelt, war die Linienstraße noch nicht der Galeristen-Hotspot der Welt. Die Siebziger waren die Zeit von Kaltem Krieg und Eisernem Vorhang. Junge Männer aus Westdeutschland kamen nach Berlin, weil sie so dem Wehrdienst entrinnen konnten. Malfatti kam, weil ihn die Arroganz Wiens anwiderte und weil er Karlsruhe zu provinziell fand. Er ließ sich aber nicht im Postzustellbezirk SO 36 nieder, der nach den Studentenprotesten 1968 das Zentrum der Alternativszene und Sehnsuchtsziel vieler Studenten und Künstler war. „Kreuzberg war für mich ausdiskutiert", sagt er. Zu abgegammelt sei es ihm dort gewesen. Er wollte es gediegener, lebt noch heute in Charlottenburg-Wilmersdorf.

Fünf Jahre wollte Nino Malfatti in Berlin bleiben. Doch dann lernte er eine Frau kennen, wurde Vater. „In den Achtzigern hatte ich sogar richtig die Schnauze voll von der Stadt", sagt er in dieser typisch berlinerischen schlechtgelaunten Schnoddrigkeit, die auch er sich ein Stück weit angeeignet hat. Ein Angebot für eine Professur in Düsseldorf lehnte er trotzdem ab. „Was will ich denn im Ruhrgebiet?", fragt der Tiroler abfällig. Wobei er sich mit Berlin auch schwertat. Dreißig Jahre lang habe er sich in der Stadt als Tourist gefühlt, erzählt er. Und obwohl er mittlerweile schon mehr als vierzig Jahre in Berlin lebt, ist er dort noch immer nicht richtig angekommen. Er sagt zwar „nich" oder spricht vom „Kleenen", wenn er davon erzählt, wie er zu Zeiten des Eisernen Vorhangs am Ferienbeginn seinen Sohn direkt von der Schule abholte und die Familie auf der Transitautobahn durch die DDR in den Urlaub nach Frankreich oder Spanien fuhr. Doch die Bindung an die Heimat ist noch immer eng.

Malfatti ist der Wanderer zwischen den Welten. Er pendelt von den Betonschluchten der Großstadt zu den Kalkstein- und Granitwänden der Al-





pen und zurück. Er vermisst das eine, wenn er das andere hat, und umgekehrt. Alle paar Wochen fährt er nach Tirol. Das braucht er für sein Wohlbefinden. Von seinem Haus samt Atelier in Sautens am Eingang zum Ötztal hat er den Acherkogel immer im Blick. Dort redet er, wie die Menschen es dort eben tun und wie es ihm selbst seit seiner Kindheit vertraut ist. Das „s" wird zu einem „sch". In diesem kehligen Tirolerisch erzählt er auch von dem Spanienurlaub, der wegweisend hätte werden können, weil Malfatti um ein Haar mit dem großen Salvador Dalí zusammengetroffen wäre, hätte er damals nicht im Anflug von Künstlerarroganz erklärt, dass ihn dieser Dalí nun wirklich nicht interessiere. Beschreibt er die wallenden Gewänder, in die Dalís Assistent damals gehüllt war, macht Malfatti weit ausladende Bewegungen mit seinen Armen, als würde er dirigieren. Wie er überhaupt oft das, was er sagt, mit Händen und Armen anschaulich macht. Worte, die ihm besonders wichtig sind, zelebriert er, haucht sie aus und lässt ihren Nachhall im Raum stehen. Er ist ein tiefgründiger Erzähler, der seine Zuhörer in den Bann zieht.

Besuch bei Nino Malfatti in Berlin: Sein Atelier liegt im Norden der Stadt. Dort ist Berlin weit weg von Alex-Trubel, Kudamm-Schick und den Nerds aus Mitte. Berlin ist dort im Norden zwar nicht ganz arm, aber ärmlich und auf gar keinen Fall sexy. Nach der Tour durch das Treppengewirr des U-Bahn-Tunnels fällt es schwer, in dem Hochhaus-Einheitsbrei – sieben Stockwerke hoch, die meisten sandgrau oder sandgrau mit ocker abgesetzt oder ocker mit graublau –, den Weg zu finden. Kein Mensch ist zu sehen. Und als dann doch zufällig eine Frau vorbeikommt, die den Weg kennen könnte, weist sie prompt in die falsche Richtung.

Weiter weg von den Bergen wie Malfattis Atelier geht nicht. Hinter Gewerbegebietstristesse und einer Brücke hat der Maler sich in einem alten Backsteinbau auf einer Insel im Spreekanal eingemietet. Das laute Rauschen ist kein Gebirgsbach. Einer der meistbefahrenen Autobahnabschnitte Deutschlands ist scheinbar nur eine Seillänge entfernt. 200.000 Autos und Laster rollen hier täglich vorbei. Es heißt, die Insel, eine jahrzehntelang vernachlässigte Kulturbrache, soll die hässlichste Insel Berlins sein. Das stimmt. Und es stimmt auch nicht. Die Insel ist ein Ort, an dem kreative Prozes-

Aktuelle Ausstellungen

2. Juli bis Mitte September 2016
Villa Jauss, Fuggerpark 7, D-87561 Oberstdorf

19. Oktober bis 26. November 2016
Galerie Thomas Flora, Herzog-Friedrich-Str. 5,
A-6020 Innsbruck

23. April bis Mitte Juni 2017
Schloss Kastelbell, Schlossweg 1,
I-39020 Kastelbell-Tschars



Von Michael Zeno Diemer inspiriert: Malfattis „Chicago Project" – „Wiedererstandenes Bildnis einer Spitzengruppe, ungefähr hundert Jahre nach dem Ende eines Jahrhunderts" (Wildspitze), 1998/1999, 244 x 494 cm, Öl auf Leinwand.
© N. Malfatti

se zu einem Ende geführt werden, an dem das Schöne entsteht.

Zwanzig Maler und Bildhauer arbeiten in dem alten Gebäude, in dem Anfang des 20. Jahrhunderts Schuhputz- und Reinigungsmittel hergestellt wurden. Malfattis Berge entstehen in einem traumhaften Loft in der ersten Etage. Wer noch nie ein Künstleratelier besucht hat, stellt es sich so vor: Mehrere hundert Quadratmeter fokussierte Ruhe. Durch hohe Fenster flutet Licht in den Raum. An einer Wand sind ein paar Klettergriffe befestigt, davor eine große grüne Palme. Ein alter Sessel, ein großer Tisch, an dem Malfatti Gemälde restauriert, und die Staffelei mit einer weißen Leinwand stehen verstreut in der Weite des Raumes wie weidende Schafe auf einer Almwiese. Dazwischen der Künstler selbst in beigefarbener Cordhose und Holzfällerhemd. Von der Decke hängt ein Trapez. Dort trainiert er regelmäßig Klimmzüge. Er legt viel Wert auf seine Fitness, spielt oft Tennis und geht laufen. Für die Arbeit an der Staffelei braucht er Kondition. Um die Felsen in den unterschiedlichen Grauschattierungen zu zeigen, die er nach dem Badile-Erlebnis auf Leinwand gemalt hat, kraxelt er spontan das Depotregal drei Meter hinauf. Jeder Tritt und jeder Griff sitzen.

Daneben ist in raumhohen Bücherregalen die Kunstgeschichte versammelt. Hodler, Rottmann, Segantini, Turner, die Großen der Bergmalerei. Über alle hat Malfatti Literatur, zu allen kann er etwas erzählen. Edward Theodore Compton zum Beispiel bewundert er auch deshalb, weil jener im Mont-Blanc-Massiv auf ausgesetzte Grate kletterte, um dort oben zu aquarellieren. Und natürlich Zeno Diemer, den Schöpfer des Tirol-Panoramas, eines riesigen Rundgemäldes, das die entscheidende Schlacht im Tiroler Freiheitskampf am Bergisel zeigt. Diemer wurde für den Maler Malfatti zum Bergführer.

Obwohl er ihm seit seiner Jugend ein Begriff war, studierte Malfatti zum ersten Mal bewusst das Werk Diemers, nachdem er am Piz Badile die Felsstrukturen entdeckt hatte. Besonders das bis heute verschollene Gletscherpanorama, das Diemer 1893 für die Weltausstellung in Chicago angefertigt hatte – es zeigt den Weißkamm mit der Wildspitze und den umliegenden Bergen –, faszinierte ihn. Wies der Piz Badile Malfatti den Weg an den Fels, stieg er mit Diemer hinauf zu den Gip-

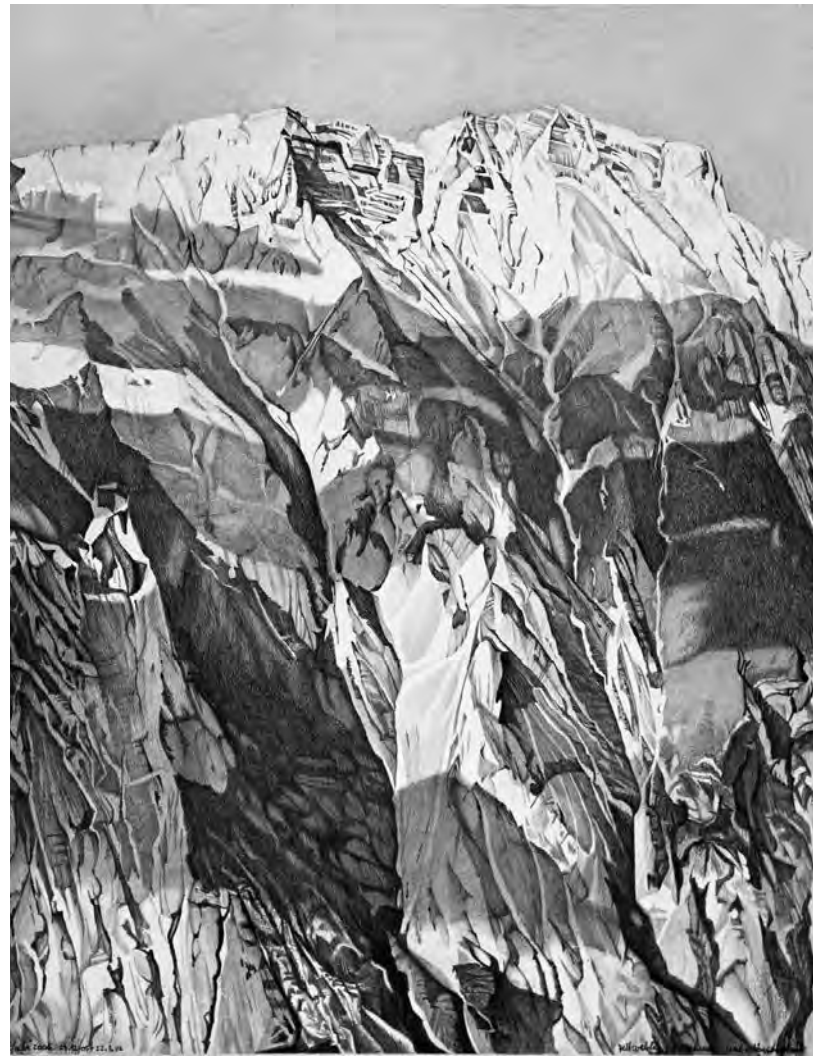
feln. Diemers schroffe, sehr steinern wirkende Spitzen und Wände fand er zwar zunächst „etwas illustrativ", die Ansicht des Ötztaler Weißkamms zog ihn an und stieß ihn zugleich ab, doch je länger er sich mit diesem Bild auseinandersetzte, desto näher und richtungsweisender wurde es ihm. Was darauf folgte, nennt der Künstler heute sein Chicago-Projekt: Er wollte Diemers verschollenes Panorama vom selben Standpunkt aus neu entstehen lassen – aus seiner eigenen Sicht und im Jetzt-Zustand.

Es war ein langer Weg, auf dem es ein ums andere Mal galt, die eigene Angst vor dem Kitsch zu überwinden und sich der Sinnhaftigkeit zu vergewissern, eine bis in den letzten Winkel erschlossene Landschaft noch einmal zu entdecken. Im Juni 1996 war Malfatti auf Diemers Arbeit gestoßen. Erst im Sommer 1997 stieg er zur Braunschweiger Hütte hinauf. Eine erste Annäherung. Im Sommer darauf ein weiteres Mal. Und schließlich wurde es Allerseelen 1998, bis der Maler den Keilrahmen, 2,44 Meter mal 4,94 Meter, erhielt. Einen Tag später grundierte er die Leinwand mit Knochenleim, strich sie dreimal mit Caparol, Litophone und Titanweiß und nahm mit Schleifpapier, Fäden, Krümel und Pinselhaare weg.

Malfatti komponiert die Berge neu

Da stand er nun vor der weißen Wand und hatte Respekt wie vor einer schwierigen Klettertour. Der Grat war schmal. Malfatti fürchtete, dass sein Bild kitschig werden könnte. Nichts überließ er dem Zufall, um den großen Raum zu schaffen, den er im Sommer auf den Steinen unterhalb der Braunschweiger Hütte erspürt hatte. Er teilte die Leinwand in Raster ein, zeichnete erst senkrechte Linien in gleichem Abstand, dann waagerechte. In die Rechtecke fügte er dann sein Panorama ein. Auf dem drei Meter langen Tisch links von der Leinwand, auf dem unzählige Pinsel mit hellen Borsten oder feinen braunen Härchen und Farbtuben aufeinander liegen wie Holzstapel nach einem großen Einschlag, mischte er auf einer Holzpalette die Farben, wie er sie brauchte. Aus Vandyckbraun, Neapelgelbrötlich, Kadmiumgelb und wie die Farbtöne alle heißen, erstanden Fernerkogel und Wildspitze, Gletscher und Wiesen. Mit der linken Hand hielt er den Malstock, mit der rechten, die er auf den Malstock gelegt hatte, führte er den Pinsel. Mehrere Pinsel hatte er gleichzeitig im Einsatz. Den er gerade nicht brauchte, fasste er mit den Zähnen.

Es dauerte, zog sich hin, Zweifel plagten ihn. „Oh Gott, was machst du da? Jetzt wirst du Kitschmaler. Meine Karriere ist zu Ende, dabei hat sie überhaupt noch nicht richtig angefangen …", durchfuhr es Malfatti immer wieder, als er begann, als Maler in den Bergen heimisch zu werden. Wie jemand, der sich Hals über Kopf verliebt habe, wohlwissend, dass dies totaler Schwachsinn sei, so habe er sich damals gefühlt, erzählt er. Die Landschaft habe ihn einfach überrannt. „Keine Frage, ich bin Romantiker, vielleicht ein analytischer", musste er sich irgendwann eingestehen. Erst am 15. Januar 1999 sollte er zufrieden sein:



Großer und Kleiner Bettelwurf im Karwendel oder „Zeitweilig bestehende Unbeständigkeit", 23. 12. 2005–22. 3. 2006, 46,7 x 37,6 cm, Bleistift auf Papier.
© N. Malfatti



„Grüne Silberspitze“, 6.–26. 4. 2004, 45 x 47 cm, Aquarell über Bleistift auf Papier.
© N. Malfatti

„Ich bin bei Null angelangt, und steige endgültig aus dem Bild aus“, notierte er. Vor ihm erhoben sich in voller Erhabenheit die Berge des Ötztals. Seine ersten Gipfel.

Aus der Ferne fand Malfatti zu den Bergen zurück. Doch nicht die Sehnsucht hat den Künstler die Berge ins Atelier holen lassen. Eine „Katharsis“ nennt er selbst die Entwicklung, die er gemacht hat. Es war ein langer Prozess, der ihn von den Dosenöffnern und Kleiderbügeln durch die „Cassin“ am Piz Badile und über die Braunschweiger Hütte in die Berge gebracht hat.

Manchmal ist er selbst erstaunt darüber, wie lange er nun schon dem einen Gegenstand verhaftet geblieben ist. Wie Prometheus, der der Sage nach an einen Fels gekettet wurde, so scheint auch Malfatti durch eine unsichtbare Fessel mit den Bergen verbunden. Sie lassen ihn nicht

los. Und er will es auch gar nicht. „Jedes Bild ist total spannend. Und je weiter es gedeiht, desto spannender wird's", schwärmt er.

Malfatti ist ein sensibler Beobachter. Wenn er auf Berge steigt, dann ist er ständig auf der Suche nach Motiven. Immer dabei hat er seine Digitalkamera, macht eine Aufnahme nach der anderen. Die Fotos dienen ihm im Atelier als Vorlage. Im Sommer wandert er durch das Ötztal, im Winter arbeitet er sich mit Tourenskiern an den Beinen hinauf. Hätte Alfons Walde 1930 ein Vorbild für den Skifahrer in seinem berühmten Gemälde „Aufstieg" gebraucht, er hätte ihn in Nino Malfatti und dessen kraftvollen ausladenden Bewegungen und den zwar energisch, aber dennoch elegant geführten Stöcken gefunden.

Was er im Atelier Raster für Raster in Szene setzt, ist in der Realität so aber nicht zu sehen. Das unterscheidet den Maler vom Fotografen. Der Fotograf müsste sich entscheiden: Verzichtet er auf den Hang unter der Hütte und hat dafür die Wildspitze im Bild, oder nimmt er den Hang ins Bild und lässt so die Wildspitze fast hinter dem Fernerkogel verschwinden? Malfatti dagegen komponiert die Berge neu: setzt Mittagskogel und den Grat höher, um rechts einen entsprechenden Abschluss zu haben, malt Steine in die Wiese, einen dunklen Wolkenstreifen und einige blaue Wolkenlöcher, um mit Farbakzenten Kontraste zu verlagern. Schneefeld oder apernde Wiesen? Was in der Natur nur ein kleiner Unterschied von ein paar Tagen ist, entscheidet in der Kunst maßgeblich über die Wirkung.

Wie der Bergsteiger, muss auch der Maler sich abmühen, Rückschläge verkraften und Grenzen überwinden. Und wie der Bergsteiger, der in einem Tourenbuch festhält, wann und wie er welchen Berg bestiegen hat, wie lange er dafür gebraucht hat und ob es irgendwelche Besonderheiten gab, notiert der Maler Malfatti die Zeiträume, in denen er seine Berge und Felsformationen hat entstehen lassen: „Schwefellicht, 22.–25. 11. 2000", „Die versunkene Masse, 14.–23. 01. 2005", „Stille himmelhoch, 21. 01.–07. 02. 2010".

Es ist eine unverbraucht berauschende Bergwelt. Malfatti benötigt dafür kein schlechtes Wetter, keinen Schneefall, keine tief hängenden Wolken, keinen Sturm. Malfattis Berge sind Sonnenscheinberge. Zweifellos. Aber in dieser Spannung aus strahlendem Licht und abweisender Schroffheit offenbaren sie ihre unerbittliche Plastizität, zeigen sie ihre ganze Dramatik. Mehr Berg geht nicht. Romantisch? Ganz gewiss. Harmlos? Ganz gewiss nicht.



„Kontur (L'uomo di sasso)", 1995, 214 x 121 cm, Öl auf Leinwand.
© N. Malfatti

Die Vermessung des Himmels

De Saussure, Humboldt und das Cyanometer

>> Barbara Schaefer (Text und Bilder)

Ist das Blau des Himmels im Gebirge intensiver als im Tal? Und wenn ja, warum? – Diese Frage trieb bereits bergsteigende Forschungsreisende im 18. Jahrhundert um. Mit innovativen Methoden kamen sie zu bis heute bemerkenswerten Ergebnissen.



Sonnenfinsternis am Orinoco! Während Aimé Bonpland den Projektionsschirm hält, richtet Alexander von Humboldt den Sextanten darauf und schielt mit dem anderen Auge auf das Chronometer. Dann kehrt das Licht zurück, die totale Sonnenfinsternis ist zu Ende. „Der Sonnenball strahlte auf, der Schatten löste sich von Hügeln, Erde, Horizont." Und Alexander von Humboldt fragt seinen Begleiter: Wie war's? Er habe es nicht gesehen, sagte Humboldt. Nur die Projektion. Er habe das Gestirn im Sextanten fixieren und auch noch die Uhr überwachen müssen. Zum Aufblicken sei keine Zeit gewesen. So beschreibt Daniel Kehlmann die Episode in seinem grandiosen Abenteuer- und Forscherroman „Die Vermessung der Welt".

Der Roman folgt zwei unterschiedlichen Genies, dem reisenden Forscher Alexander von Humboldt und dem Mathematiker Carl Friedrich Gauß. Vor allem aber geht es um die *Vermessung der Welt*, wie der Roman eben auch heißt. Um den Versuch, alles, was den Menschen umgibt, zu vermessen und zu katalogisieren, zu deuten und zu erklären. Was noch ausstand, war die Vermessung des Himmels.

In dieser Zeit der großen Forschungsreisen und der wissenschaftlichen Entdeckungen war auch der 1740 geborene Horace-Bénédict de Saussure zu Hause. De Saussure stand 1787 gemeinsam mit Jacques Balmat, dem Erstersteiger aus dem Vorjahr, auf dem Gipfel des Mont Blanc. Und so ähnlich wie am Orinoco darf man sich auch die Stunden vorstellen, die der Schweizer auf dem höchsten Berg von Mitteleuropa verbrachte. De Saussure schleppte zahlreiche Instrumente hinauf. Oder ließ schleppen, genauer gesagt, denn der 47-Jährige wurde begleitet von einem Diener und achtzehn Führern.

Unter anderem hatte er zwei Barometer im Gepäck. De Saussure hatte seinem Sohn in Chamonix und einem Kollegen in Genf aufgetragen, zur selben Stunde Daten zu sammeln. Im Vergleich konnte er anschließend die Berghöhe auf 30 Meter genau bestimmen. Auch ein Haar-Hygrometer war dabei. Ausgehend von der These, dass Haar in feuchter Luft länger wird und in trockener Luft hingegen schrumpfe, wurde die Luftfeuchtigkeit gemessen. Auch hier verglich er die Daten mit denen seiner Genfer Kollegen und befand, die Luft sei auf gut 4800 Metern sechsmal trockener als im Tal. Blondes Haar sei verlässlicher in der Messung, hatte de Saussure verkündet. Woraufhin gemutmaßt wurde, er habe Haare seiner Frau Albertine ins Messgerät eingespannt.

De Saussure war ein geradezu manischer Vermesser, und wenn etwas noch nicht vermessen werden konnte, erfand und baute er das entsprechende Instrument eben selbst. Bei seiner Forschung auf dem Berg erforschte er auch an sich die Auswirkung der Höhe. Er notierte, wenn er sich ruhig verhielt, habe er kaum etwas gefühlt außer einer kleinen Unpässlichkeit: *Wenn ich mir aber bey etwas Mühe gab, oder meine Aufmerksamkeit einige Augenblicke hinter einander anstrengte, und besonders wenn ich im Bükken die Brust zusammendrückte, so musste ich mich sezzen, und zwey bis drey Minuten nach Luft schnappen.*

Warum ist der Himmel blau?

Geplagt von der Höhe befand der Philosophie- und Physikprofessor, dass er dennoch nicht genug geforscht hatte. Vor allem mit seinem absonderlichsten Messinstrument, das er erfunden und gebastelt hatte: dem Cyanometer. Mithilfe blauer Farbtafeln vermaß er so das Himmelsblau. Ihn trieb die Frage um, ob der Himmel auf Bergeshöhe intensiver blau war als im Tal oder am Meer.

Über die Gründe für die Himmelsbläue war man sich nicht einig. Schon zum Ende des 15. Jahrhunderts erkannte Leonardo da Vinci, dass das Blau des Himmels keine eigene Farbe sein konnte. Und immerhin wusste man bald, dass das Licht an sich auch nicht weiß ist, sondern nur so erscheint. Nachgewiesen hatte dies 1704 Isaak Newton, der mit Prismen das Licht in Farben zerlegte und so bereits ein Himmelsphänomen erklären konnte: den Regenbogen.

De Saussure nahm an, das Himmelsblau entstehe dadurch, dass „opake Dünste" vom Sonnenlicht erhellt werden und so die Schwärze des Alls überdecken. Nur das blaue Licht werde durch diese opaken Dünste nicht weggefiltert. Das kommt der richtigen Erklärung ziemlich nahe. Tatsächlich treffen die Lichtstrahlen auf Stickstoff- und Sauerstoff-Moleküle und werden von ihnen abgelenkt. Da das kurzwellige blaue Licht dabei stärker gestreut wird, also mehr blaues Licht von den Teilchen in der Luft zurückgeworfen wird, wirkt der Himmel blau. De Saussure ging davon aus, dass die Luft auf den Bergen reiner sei, also weniger

Das Cyanometer in Aktion. Hier hält die Autorin ihr nachgebasteltes Instrument in den piemontesischen Himmel, aufgenommen am 19. Juli 2014 auf dem Coletto del Valasco.





Stolz wie Bolle: Das Cyanometer auf dem Jungfraujoch (3450 m), zu Besuch bei der hochmodernen Mess-Station im Sphinx-Observatorium.

Rechts: Begegnung mit Lenin im sibirischen Ulan-Ude.

von opaken Dünsten erfüllt, deshalb müsste der Himmel dort blauer sein.

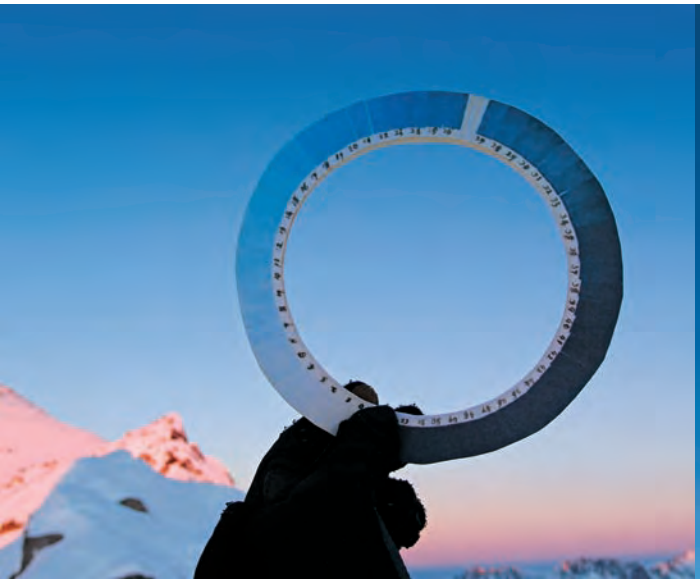
„Kein Gegenstand der bloßen Neugier"

Die Frage nach der Bläue des Himmels sei also *„kein Gegenstand der blossen Neugier"*, so de Saussure. Die genaue Bestimmung habe Einfluss auf *„die ganze Meteorologie, indem die Farbe des Himmels als der Maasstab der Menge undurchsichtiger Dünste oder Ausdünstungen, welche in der Luft schweben, angesehen werden kann."* Der Himmel würde *„durchaus schwarz erscheinen"*, wenn die Luft vollkommen durchsichtig, ohne Farbe, *„und ganz frey von opaken und gefärbten Dünsten wäre"*. Doch die Elemente der Luft reflektierten immer einige Lichtstrahlen, *„insbesondere die blauen; und von diesen reflectirten Strahlen rührt die blaue Farbe des Himmels her. Je reiner die Luft, je tiefer die Masse dieser reinen Luft ist, desto dunkler erscheint ihre Farbe."*

Als Cyanometer, manchmal auch Kyanometer, bezeichnte de Saussure eine Vorrichtung mit blauen Farbtafeln, die an den Himmel gehalten wurden. Die Annahme, der Erfinder habe also eine Art Farbfächer, wie sie heute im Baumarkt bei den Wandfarben hängen, mit auf den Mont Blanc genommen, ist zugleich richtig und falsch. Die Sache war komplexer. Zuerst musste geklärt werden, welche Farbe verwendet werden sollte. Also welcher Farbstoff, welches dingliche Material. De Saussure zeigte sich hierbei auf der Höhe der Zeit: Er verwendete den weltweit ersten synthetischen Farbstoff *Preußisch Blau*, auch *Berliner Blau* genannt (siehe Factbox).

Farbskalen, also fein abgestufte Töne derselben Farbe, waren schon in Manufakturen des 18. Jahrhunderts bekannt. Damit konnten Mischungsverhältnisse angegeben und wiederholt werden, um einen bestimmten Farbton zum Beispiel zum Einfärben von Kattun zu erzeugen. De Saussures bemerkenswerter Schritt aber war, dass er von der Künstlichkeit in die Natur ging. Er ging sozusagen den umgekehrten Weg wie die damals aufkommenden *Plein-Air*-Malerei: Stellten hierbei Künstler ihre Staffeleien an die frische Luft, um dann einen möglichst farbgetreuen Himmel zu malen, hielt Saussure die perfekte Farbe und ihre Abstufungen bereits in der Hand und maß den Himmel daran.

De Saussure war umfassend gebildet – und neugierig. Er erforschte die See-, Erd- und Lufttemperatur, versuchte, Wolken zu verstehen, besah sich Steine und Gestein, wo immer er hinkam, und beschäftigte sich mit Elektrizität. Im Jahr nach der Mont-Blanc-Ersteigung wurde er in den Bergen von einem Gewitter überrascht, mit seinem Sohn verzog er sich in ein Zelt. Dort hielt es ihn aber nicht lange, musste er doch nachsehen, wie die Sache im Messgerät stand. Blitze schlugen in der Nähe ein, und de Saussure betrachtete befriedigt, dass auch das von ihm erfundene Elektrome-





Ganz hoch oben! Höher war noch nie ein Cyanometer (nach Kenntnis der Autorin): am 22. September 2014 auf dem Gipfel des Mount Kilimandscharo (5895 m), Tansania.

Links: Hoch im Norden: am 16. Januar 2014, bei einer Skitour auf den Skittentinden, Tromsö, Norwegen.

ter hohe elektrische Spannung in der Luft anzeigte – in etwa so, wie wenn wir heute bei Regen auf die Wetter-App blicken und uns bestätigt fühlen, wenn dort Wolken zu sehen sind.

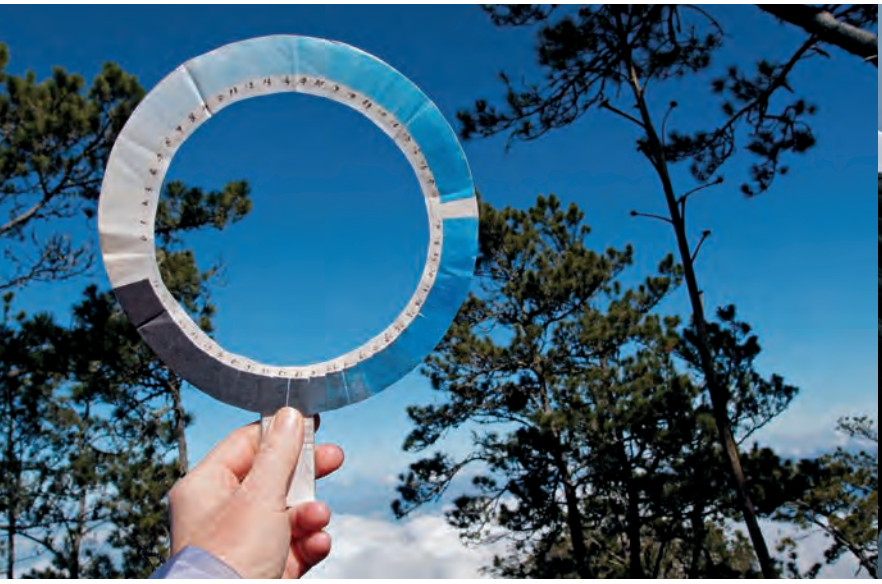
„… die Dunkelste vom Königsblau"

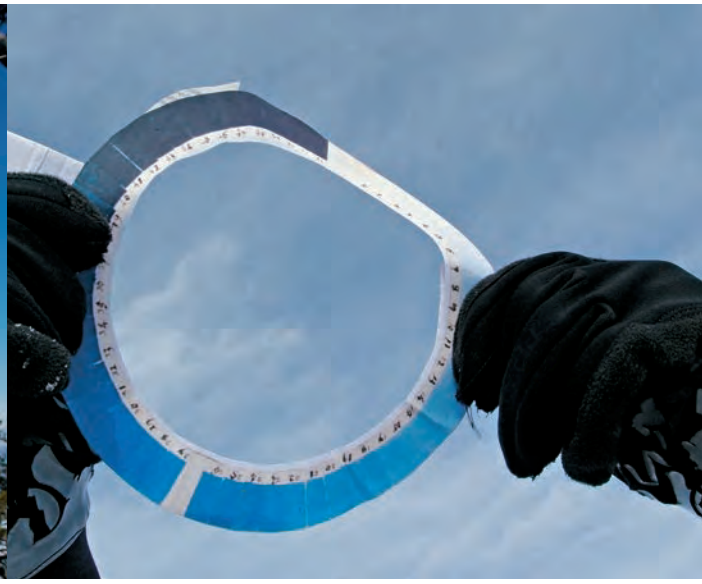
Saussures erstes Cyanometer, das er auf dem Gipfel des Mont Blanc dabeihatte, war ein einfaches Modell. Er schrieb dazu: *Ich hatte Streifen von Papier mit Himmelblau von sechzehn verschiedenen Abweichungen gefärbt, vom Dunkelsten an, das ich mit Nr. 1 bezeichnet hatte, bis zum möglichst bläßesten, das mit Nr. 16 bezeichnet war.* Von diesem Vorläufer seines späteren Cyanometers baute er gleich drei Stück, eines bekam wiederum sein Sohn, ein weiteres ein Kollege und eines kam mit auf den Berg. *Am dritten August Mittags schien der Himmel am Zenith zu Genf die siebende Abweichung, zu Chamouni die zwischen der fünften und sechsten, und auf dem Mont Blanc die zwischen der ersten und zweyten, das ist fast ganz die Dunkelste vom Königsblau zu haben.*

Danach wollte er es genauer wissen und schuf das bis heute bekannte ringförmige Cyanometer mit 53 Abstufungen, von Schwarz über sehr dunkles bis immer heller werdendes Blau bis zu Weiß. Die Anordnung erfolgte dabei nicht mathematisch berechnet, sondern empirisch. Anders als etwa ein Thermometer konnte ja das Cyanometer nicht objektiv eine Messzahl ausspucken. Es war eine Referenzskala, und der Beobachtende spielte dabei als subjektiver Faktor eine entscheidende Rolle. Das Blau lag im Auge des Betrachters.

De Saussure ging folgendermaßen vor (hier folgt nun der etwas umständliche Versuchsaufbau, aber so war damals eben Wissenschaft): Auf ein weißes Blatt Papier wurde ein vier Millimeter großer Kreis gemalt. Das Blatt wurde auf eine Staffelei gestellt, dann musste sich der derjenige, der das Cyanometer verwenden wollte, so weit davon entfernen, bis er den Punkt gerade nicht mehr erkennen konnte. Diese Entfernung wurde notiert. Daraufhin nahm ein Helfer vorbereitete Farbtafeln mit abgestuften Blautönen zur Hand. Ähnlich wie bei einer Sehkraftprüfung beim Augenarzt wurde eine sehr dunkle Farbtafel aufgestellt, daneben einige Täfelchen, die um Nuancen heller waren. Diejenige, die mit der Referenzentfernung so gerade eben als eine Spur heller erkannt wurde, war die richtige. So ging es fort, bis zum Weiß. Dieser Kreis mit dem blauen Farbverlauf wurde dann an den Himmel gehalten und das Blau, das dem momentanen Himmelsblau entsprach, notiert. Und dann wusste man – ja was eigentlich?

Dass der Himmel 39 Grad blau war. Diesen Graden war kein konkreter messbarer Gegenwert zugewiesen, 39 Grad sagte also nur aus, dass der Himmel diese (zuvor festgelegte) Farbe hatte. Nicht aber, wie viele Teilchen von de Saussures *„opaken Dünsten"* sich darin tummelten.





Karibisches Himmelsblau: auf dem höchsten Berg Haitis, dem Pic La Selle (2674 m), 20. November 2014.

Windige Angelegenheit: Aufgenommen auf der Hohen Veitsch (1981 m) in der Steiermark, 15. Februar 2014.

Schon 1840 war in einer „Zeitschrift für Physik" zu lesen, das Cyanometer sei außer von dem *„berühmten Erfinder nur von wenigen gebraucht, desto öfter aber citirt und (…) beschrieben, hat also mehr eine historische als practische Berühmtheit erlangt".*

Goethe jedoch, selbst ein Neugieriger, der wissen wollte, was die Welt im Innersten zusammenhält, war angetan von dem neuen Messinstrument. Die blaue Farbe des Himmels gehe eben nicht, so Goethe, wie von anderen behauptet, ins Violette über, *„wenn man auf die Berge sich erhebt und eben damit die Trübe reiner wird. Das Blaue wird nur immer dunkler, ohne seinen specifischen Karakter im geringsten zu verändern, und verliert sich endlich ins Schwarze."* Das sei eine unbestreitbare Tatsache, so Goethe, *„die aus allen Beobachtungen Saussures auf hohen Bergen hervorgeht, die sein Kyanometer, auf welchem die dunkleren Nüancen des Himmels durch Vermischung von Berlinerblau und Beinschwarz, in denen sich auch keine Spur von violetter Nüance befindet, dargestellt sind, auf das unwiderleglichste ausspricht."* So sprach der König der Schachtelsätze.

Etwas mehr Zeit als Humboldt am Orinoco scheint sich de Saussure auf dem Mont Blanc doch fürs Umschauen genommen zu haben, aus wissenschaftlichem Interesse, versteht sich: Er habe kaum seinen Augen getraut, schreibt er 1799 in „Reisen durch die Alpen nebst einem Versuche über die Naturgeschichte der Gegenden von Genf": … *hielt es für einen Traum, als ich die majestätischen Gipfel, die fürchterlichen Hörner, den Midi, den Argentière, den Géant, zu deren Fuß der Zugang mir ehemals so mühsam und gefährlich gewesen war, itzt unter meinen Füßen sah.* Mit schwärmerischer Naturbetrachtung hatte das nichts zu tun. De Saussure fährt fort: *Ihre Lagen gegeneinander, ihre Verbindungen, ihr Bau, waren mir izt deutlich, und ein einziger Blick hebte Zweifel, welche Jahre von Arbeiten nicht hatten aufklären können.*

Das ultramarine Blau

Im Laufe seines Lebens bereiste de Saussure die Alpen kreuz und quer, und beschwerte sich leidlich über die Mühsal dieser naturforschenden Wanderschaften. Man müsse *„nicht selten sich beträchtlichen Gefahren Preis geben. Oft zweifelt der Naturforscher noch, wenn er dem Gipfel der Höhe nahe ist, die er wünscht erreicht zu haben, ob seine erschöpften Kräfte noch zureichen, ihn hinauf zu bringen, oder ob er über die Abgründe hinwegkommen kann, die ihm den Zutritt dazu abzuschneiden scheinen."*

Und doch ist anzunehmen, dass Horace-Bénédict de Saussure seinen jüngeren Berliner Wissenschaftskollegen bis auf die Knochen beneidete, als dieser ihn aufsuchte. Alexander von Humboldt konsultierte vor seiner Amerikareise die Wissenschaftselite der westlichen Welt. Saussure ermunterte ihn, *„Beobachtungen zur Himmelsbläue au-*





Von Berlin-Kreuzberg (links) nach Brandenburg: am 7. September 2014 beim Brandenburger Haus (3277 m) in Tirol.

ßerhalb Europas zu machen, um Vergleichswerte zu seinen eigenen in den Alpen ermittelten Messergebnissen zu schaffen." Was für ein Traum muss das für de Saussure gewesen sein, die Vorstellung, jenseits des Meeres – ultramarin – die Farbe des Himmels messen zu können! De Saussure war 1878 auf dem höchsten Berg Europas gestanden, der eine Generation jüngere Humboldt sollte auf seiner Amerika-Reise den Chimborazo bis weit nach oben erklimmen und so einen dreißig Jahre lang geltenden Höhenrekord für Bergsteiger aufstellen. 1799, nur wenige Monate nach dem Tod von Horace-Bénédict de Saussure, brach Alexander von Humboldt zu seiner ersten großen Expedition auf.

Humboldt, ohnehin nicht knapp bei Kasse, hatte auf der Reise alles an technischem Gerät dabei, was auf der Höhe der Zeit war. Noch einmal eine Szene aus dem Roman von Daniel Kehlmann: *Humboldt reiste nach Salzburg weiter, wo er sich das teuerste Arsenal von Messgeräten zulegte, das je ein Mensch besessen hatte: Zwei Barometer für den Luftdruck, ein Hypsometer zur Messung des Wassersiedepunktes, ein Theodolit zur Landvermessung, ein Spiegelsextant mit künstlichem Horizont, ein faltbarer Taschensextant, ein Inklinatorium, um die Stärke des Erdmagnetismus zu bestimmen, ein Haarhygrometer für die Luftfeuchtigkeit, ein Eudiometer zur Messung des Sauerstoffgehalts der Luft, eine Leydener Flasche zur Speicherung elektrischer Ladungen und ein Cyanometer zur Messung der Himmelsbläue.*

Welchen Blauwert der Himmel über dem Chimborazo hatte, darüber hat Humboldt nichts geschrieben. Einige Anmerkungen finden sich aber in seinen zahlreichen Schriften. Über seine „Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents" schrieb er: … *in Quetepe gab der Cyanometer das Blau des Himmels im Zenith nur zu 14 ° an, ohne Zweifel weil die Regenzeit seit mehreren Tagen begonnen und die Luft bereits Wasserdunst aufgenommen hatte."* Und in einer Schrift über die Vulkane des Hochlandes von Quito berichtet er vom *„reinsten wolkenleersten Himmel (das Saussuresche Cyanometer zeigte 37 °).*

„Ein nur sehr unbequemes Mittel"

Humboldts Vorlesungen über physikalische Geographie von 1827 sind handschriftlich von einem Studenten überliefert, dieser zitiert Humboldt so: *Man hat bis jetzt nur ein sehr unbequemes Mittel gehabt, um die Bläue des Himmels zu messen, welches von Saussure ausgeführt wurde, und das man gewöhnlich Kyanometer nennt. Ich habe auf meinen Reisen dasselbe Instrument gebraucht, und danach die Bläue des Himmels in verschiedenen Höhen bestimmt. Die Unterschiede der Himmelsbläue in den verschiedenen Klimaten sind beträchtlich. Bei uns beträgt sie im Mittel 14° Saussure, unter den Tropen 22°. Es ist zu hoffen, dass wir bei den grossen Fort-*

schritten in allen Wissenschaften auch bald einen verbesserten Kyanometer erhalten werden.

Das war nicht der Fall. Die Wissenschaft verlor das Interesse an der Frage nach der Farbe des Himmels. Der sechzehnfarbige Prototyp de Saussures befindet sich heute im Genfer Musée d'histoire des sciences, er kam 1962 als Geschenk der Familie Saussures ins Haus, zusammen mit anderen Messinstrumenten. Das runde, 53-farbige Cyanometer gehört der Städtischen Bibliothek in Genf und kam vor zwanzig Jahren als Leihgabe ebenfalls ins wissenschaftsgeschichtliche Museum. Und wo ist Humboldts Cyanometer geblieben? Hat er es mit zurückgebracht nach Berlin? Ferdinand Damaschun, am Berliner Museum für Naturkunde für den Forschungsbereich „Wissenschaftskommunikation und Wissensgeschichte" zuständig, hat von Humboldts Cyanometer noch nie etwas gehört, folgert aber gleich richtig: „Ich nehme mal an, das war ein Messgerät für das Himmelsblau." Und erklärt Humboldts Vorgehensweise generell: Er sei eher beschreibend als analytisch gewesen. „Er sammelte akribisch Daten, die wissenschaftliche Auswertung war nicht so sein Ding. Aber das war auch typisch für die Zeit. Geradezu symbolträchtig ist: 1859 bringt Humboldt den dritten Teil seines ‚Kosmos' heraus. Dann stirbt er. Und im selben Jahr erscheint Darwins ‚Über die Entstehung der Arten'. Darwin gehörte einer neuen Generation von Wissenschaftlern an, er sah nicht nur die Diversität der Welt, er hinterfragte sie, widmete sich dem Warum."

Das Blaue vom Himmel runtergeholt

Und wenn die Welt vermessen ist, was dann? Wenn alles erklärt und ausgedeutet ist? Schon Humboldts und de Saussures Zeit kannte eine Gegenbewegung, wie jede große Welle eine Gegenströmung auslöst: die Romantik. Sie forschte nicht mehr, begnügte sich damit, das Land der Blauen Blume mit der Seele suchend zu erdichten. Metaphysik statt Physik, Gefühltes ersetzte Gewusstes.

Und wir? Heute? Das intensivste Blau hat seit 1960 einen Namen. Es heißt „IKB" – International Klein Blue. Das leuchtende Ultramarinblau ist, wie auch das Preußisch Blau, eine synthetische Farbe.

„My Kind of Blue" – Der Blog zum Thema Cyanometer

De Saussure gibt an, dass man weder direkt am Horizont noch in der Nähe der Sonne Messungen mit dem Cyanometer durchführen dürfe. Das hat auch unsere Autorin schnell bemerkt. Im Gegenlicht ist schlicht nichts zu erkennen. Sie schreibt seit zwei Jahren einen Blog zum Thema Cyanometer. Sie reist viel, und an vielen Orten hält sie das Cyanometer in den Himmel und fotografiert dies. Ein blaues Selfie, sozusagen. Der Blog heißt „My kind of blue", und darauf ist zu lesen:

„Cyan bedeutet blau. Es ist eine Farbe. Ein Cyanometer ist ein Instrument, mit dem die Bläue gemessen werden kann, insbesondere das Blau des Himmels. Das hört sich romantisch an. Doch es ist wissenschaftlich, jedenfalls so einigermaßen.

Horace-Bénédict de Saussure (geboren 1740 in der Nähe von Genf) war ein Schweizer Wissenschafter und ein früher Alpinist. Er erfand das Cyanometer 1789, es besteht aus kleinen Vierecken, die in verschiedenen Abstufungen in Blau eingefärbt und kreisförmig angeordnet sind. Dieser Kreis kann in die Höhe gehalten und mit der Farbe des Himmels verglichen werden. De Saussures Cyanometer hatte 53 Nuancen, von Weiß über Blau bis Schwarz. Er verwendete seine Erfindung, um die Farbe des Himmels zu messen, denn er wusste, dass die Farbe des Himmels abhängig war von der Anzahl kleiner Partikel in der Atmosphäre. De Saussure nahm ein Cyanometer mit auf den Mont Blanc, den er 1787 erstieg, nur ein Jahr nach der Erstersteigung. Auf seiner wissenschaftlichen Expedition setzte er auch Barometer ein, um die Höhe zu messen. So fand er heraus, dass der Mont Blanc der höchste Berg Mitteleuropas ist.

Berühmte frühe Reisende verwendeten ebenfalls Cyanometer. Alexander von Humboldt nahm eines mit auf seiner Reise nach Südamerika.

Die blaue Farbe, die de Saussure für sein Cyanometer verwendete, war Preußisch Blau. Dies bestand aus dem ersten synthetischen Farbpigment überhaupt, erfunden um 1706. Es wird auch Berliner Blau genannt.

Ich bin keine Wissenschaftlerin. Ich bin Autorin. Ich lebe in Berlin und reise um die Welt.

Mein Cyanometer ist nur eine Kopie von einem Foto. Das Original befindet sich in der Stadtbibliothek von Genf. Ich nehme mein Cyanometer auf allen Reisen mit. Um die Farbe des Himmels zu messen, hoffentlich auf vielen Berggipfeln, aber ebenso an vielen anderen Orten der Erde. Ich begann damit am 1. Januar 2014, als ich auf den Kreuzberg in Berlin stieg (66 Meter hoch).

In diesem Blog geht es nicht um Wissenschaft. Ich mache das zum reinen Vergnügen. Wenn irgendjemand das ein Reise-Kunst-Projekt nennen möchten, bitteschön.

Und: *Kind of Blue* ist ein Album von Miles Davis. Davis hat es 1959 aufgenommen, exakt 200 Jahre nachdem der zukünftige Erfinder des Cyanometers seine wissenschaftliche Karriere begonnen hatte: 1759 erhielt Horace-Bénédict de Saussure seinen ersten Doktorgrad. Dieses Detail hat keinerlei Bedeutung. Ich liebe Miles Davis' Album."

Barbara Schaefer

https://mykindofblue.wordpress.com



Auf Meereshöhe: Das Cyanometer im Hafen von Oslo, Norwegen.

Während de Saussure die erste synthetische Farbe verwendete, die es überhaupt gab, um mit ihr das Blau des Himmels zu definieren, ging ein Künstler des 20. Jahrhunderts den entgegengesetzten Weg: von der Natur in die Malerei und dann zur Farbe. Der junge Yves Klein war hin und weg vom Blau des Himmels. Am Strand von Nizza liegend und ins mediterrane Azzurro blickend, signierte der 18-Jährige großspurig den Himmel und erklärte diesen, den blauen Himmel, zu seinem ersten „Monochrom". Ein komplett einfarbiges Gemälde. Diese blauen Monochrome wurden sein Markenzeichen, aber mit der Farbe an sich, und vor allem dem Bindemittel war der Maler und Aktionskünstler unzufrieden. Der natürliche Grundstoff hieß Ultramarin, nach dem Lapislazuli, das von weit her, eben übers *Meer*, nach Europa kam. Und so wie de Saussure sich eigene Messinstrumente schuf, wenn er mit den bisherigen nicht zufrieden war, schuf sich Yves Klein mit der Hilfe eines Chemikers sein perfektes Blau, taufte es „International Klein Blue", kurz: I.K.B., und ließ es vom „Institut National de la propriété industrielle" schützen. Wer sich schon als junger Künstler das Blaue vom Himmel runtergeholt hat, darf das.

Und welcher Himmel ist nun so blau, dass es blauer nicht geht? 2006 reiste eine Wissenschaftlerin des britischen National Physical Laboratory rund um den Globus, im Gepäck ein Kolorimeter. Dieses misst, nun aber richtig und nicht mit dem Auge des Betrachters, die Lichtstärke der Wellenlänge für die Farbe Blau. And the winner is: der Himmel über der Christus-Statue in Rio de Janeiro. Vielleicht könnte jemand dort einmal das Cyanometer in die Höhe halten.

Dank an Dr. André Karliczek*, dessen Aufsatz eine unverzichtbare Quelle beim Abfassen dieses Textes war und dessen Schilderung des Cyanometer-Versuchsnachbaus im Garten des Ernst-Haeckel-Hauses in Jena für die heitere Seite dieser Recherche sorgte.*

Literatur

Karliczek, André: Die Bemessung des Himmels. Das Cyanometer des Horace-Bénédict de Saussure, in: Breidbach, Olaf/Berg, Gunnar/Grieshaber, Arved et al. (Hg.): Ueber die Natur des Lichts und die Farbe Blau in der Romantik, Halle 2013, S. 49–60.

Daniel Kehlmann: Die Vermessung der Welt. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2005.



Foucault, die Viktorianer und wir

Selbstgestaltung und Experimentierfreudigkeit im Berg- und Trendsport

>> Waltraud Krainz



© Roberto Baldissera

Michel Foucault, der große französische Philosoph (1926–1984), weist nach, wie Machtmechanismen in modernen Gesellschaften funktionieren, wie sie am Körper andocken, indem sie Zeit und Raum verregeln. Er zeigt aber auch auf, wo und wie wir Freiräume zur Selbstgestaltung finden und wie wir diese im Alltag wie auch in unserer Freizeit nutzen können.

Der dressierte Mensch

Jeder kennt sie aus Schule oder Büro, jene Mechanismen der Macht, die alltäglich auf uns und unseren Körper einwirken, und dennoch keinem auffallen, weil sie völlig normal erscheinen: Um eine bestimmte Uhrzeit aufstehen, frühstücken, ins Büro gehen, dort sitzen, bis der Rücken sich verspannt, freies Herumhüpfen, lautes Schreien und unorthodoxes Bewegen sind unerwünscht, der Stau am Nachhauseweg, früh ins Bett, und morgen geht es weiter im gleichen Zeittakt. Ab fünfzig zur Kur, weil der Körper des ewigen Eingepfercht-Werdens müde geworden ist.

Auch die sogenannte Globalisierung ändert wenig daran, außer dass die klassischen Büroräume durch An- und Abflughallen und Seminarräume in flughafennahen Konferenzhotels ersetzt werden. Der französische Anthropologe Marc Augé[1] bezeichnet diese Räume als Nicht-Orte, weil sie über keine eigene Geschichte und keine individuelle Atmosphäre verfügen und austauschbar sind. Doha oder Düsseldorf? Letztlich scheint es egal zu sein. Die Räume ähneln sich, die Zeitstrukturen auch, die Körper parieren überall gleich, und dass das alles nicht so sein muss, wie es ist, fällt nur mehr Reisenden in fremde, nichtwestliche Kulturen auf.

Einen ähnlichen Verfremdungseffekt nutzt Foucault, wenn er die Entstehungsgeschichte unserer heutigen Zeit- und Raumstrukturen im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel des Gefängnisses aufzeigt und dabei klarmacht, auf welche Art und Weise der Körper dabei zur Zielscheibe institutioneller Machtausübung wurde[2]: Wurde bis 1750 der Körper von Straftätern noch öffentlich gemartert, gefoltert, verbrannt und zerstückelt und die Qualen und Schmerzen der Sterbenden in einer Art Spektakel der Allgemeinheit zur Schau gestellt, und mussten Zuchthäusler bis rund 1800 mit Eisenkugeln an den Füßen und unter dem Spott der Leute in der Öffentlichkeit niedere Arbeiten verrichten, so veränderte sich die Praxis der Bestrafung danach fundamental. Die Delinquenten wurden in mit Mauern umschlossenen Gebäuden weggesperrt, dort in eng begrenzten Räumen eingeschlossen und damit öffentlich unsichtbar gemacht, gleichzeitig wurde ihnen ein rigider Zeitplan vorgegeben: Nach dem Morgengebet folgte das Bettmachen, danach die Arbeit, das Essen, die Schule am Nachmittag sowie die Erholung im Hof. Den Schülern in den Internaten, den Arbeitern in den Werkstätten und den Kranken in den Krankenhäusern erging es nicht wesentlich anders, denn diese Techniken der Disziplinierung bildeten die Grundlage sämtlicher moderner Institutionen.

Wie massiv diese „Mikrophysik der Macht" den Körper formte und bis in die kleinste Geste hinein wirkte, zeigt Foucault am Beispiel des Soldaten auf: *Schritt für Schritt hat man die Haltungen zurecht gerichtet bis ein kalkulierter Zwang jeden Körperteil durchzieht und die Automatik der Gewohnheiten durchsetzte.* Man machte aus den Bauernsöhnen eine Armee, indem man die Rekruten daran gewöhnte, *„den Kopf gerade und hoch zu halten, sich aufrecht zu halten, ohne den Rücken zu krümmen, den Bauch und die Brust vorspringen zu lassen und den Rücken einzuziehen, … unbeweglich zu bleiben und auf den Befehl zu warten, ohne den Kopf, die Hände oder Füße, zu rühren … und schließlich mit festem Schritt zu marschieren, das Knie und die Kniekehle gestrafft, die Fußspitze gesenkt und nach außen gekehrt."*

In weniger massiver Form bildete diese „Mikrophysik der Macht" auch die Grundlage des modernen Sports. Seine Anfänge hatte dieser Mitte des 19. Jahrhunderts in den Internaten der englischen

1 *Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, S. Fischer, Frankfurt a. M. 1994.*

2 *Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1977.*



Naturbetrachtung in viktorianischer Haltung: „Hohe Tatra" von E. T. Compton

© J. Brandes, aus: Jürgen u. Sibylle Brandes: E. T. Compton, München 2007

Oberschicht, wo er zur Kontrolle und Disziplinierung männlicher Jugendlicher eingesetzt wurde. Auf dem Sportgelände konnten diese mühelos überwacht werden, wurden kostensparend beschäftigt und bauten gleichzeitig ihre Aggressionen ab.

Der moderne Sport stellt *„eine Art und Weise dar, vom Körper die Zustimmung zu erhalten, die der Geist verweigern könnte"* (Bourdieu[3]), daher räumt er den Techniken der körperlichen Disziplinierung einen großen Rang ein, wozu vor allem autoritäre Regime den Sport benutzen. Der Drill ist heute noch Grundelement des Hochleistungssports, er formt die Körper der Athleten zu unterschiedlichen „Idealtypen" und führt die Disziplinierungsmaßnahmen auch „gegen den Körper" durch.

Frühe Aussteiger: die Viktorianer in den Alpen

Frühe Aussteiger aus den rigiden Zeit- und Raumkorsetten der Moderne waren die viktorianischen Bergsteiger: englische Adelige und Mitglieder des gerade aufsteigenden Bürgertums, welche die schon früh industrialisierten und verschmutzten Städte verließen, ausgestattet mit Geld, Forschungsdrang und Erkundungslust. Durch die Kolonien oder das Erbe zu Reichtum gekommen, konnten diese Freigeister und Privatiers es sich leisten, weitschweifige Expeditionen und Abenteuerreisen zu unternehmen, wie etwa Charles Darwin, der auf der Suche nach allerlei neuen Tier- und Pflanzenarten die Welt bereiste. Andere machten sich Mitte des 19. Jahrhunderts auf, um die bis dahin nahezu unerforschten Alpengegenden zu erkunden und diese zu ihrem „Spielplatz" – dem *Playground of Europe* – zu machen, wie Leslie Stephens, Mitbegründer des British Alpine Clubs und Vater von Virginia Woolf, die Alpen bezeichnete. Ausgebildet in englischen Elite-Internaten und schon früh mit dem dort herrschenden Sportsgeist konfrontiert, ging es den *british sportsmen* zu Beginn trotzdem weniger darum, die Berge zu besteigen, sondern vielmehr darum, sie zu durchstreifen. Das viktorianische Bergsteigen war eine *„etwas spezielle Form der Erkundungstätigkeit und des Reisens. Ein Viktorianer besteigt die Berge weniger als er sie durchstreift und sie entdeckt."* (Veyne[4])

Der Viktorianer war das Gegenteil des modernen Bergsportlers, der schwitzend und schnaufend seinem Ziel entgegenhechelt. Veyne beschreibt ihn als einen *„Gentlemen, der im Gebirge* aufrecht *dahin schreitet. … Er ist ein trittsicherer Geher, was als vornehm gilt, und er hat Mut, was als ehrenhaft angesehen wird. … Der Betreffende wird dann einfach auf Schnee- und Eishängen würdevoll*

3 Pierre Bourdieu: Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports. In: Ders.: Kunst und Kultur. Schriften zur Kultursoziologie 4, UVK, Konstanz 2013, S. 591–612.

4 Paul Veyne: Bergsteigen. Eine bürgerliche Leidenschaft. In: Berge, eine unverständliche Leidenschaft, Buch zur Ausstellung des Alpenverein-Museums in der Hofburg Innsbruck, Folio, Wien 2007, S. 11–32.

dahin schreiten – mit dem kleinen Unterschied, dass diese ‚Hänge' eher abgemilderte senkrechte Wände sind." Verrenkungen waren mit der Würde eines viktorianischen Alpinisten nicht zu vereinbaren, daher ließ er sich von seinem Führer Stufen ins Eis hacken und stieg diese dann erhobenen Hauptes empor. Der Führer trug seinen Pickel oder Gehstock, wenn er ihn unterwegs nicht benötigte, weil es sich für einen Herrn nicht gehörte, selbst etwas zu schleppen. Ebenso unvorstellbar, wie selbst den Haushalt zu führen, wäre es für einen Viktorianer gewesen, ohne Führer aufzubrechen, denn zu einem echten Herrn gehörte immer auch ein Diener.

Diese Form des Bergsteigens mutet heute anachronistisch an, und Sozialkritik als auch feministische Kritik daran sind durchaus berechtigt. Doch sie darauf reduzieren oder in ihr nur eine „Flucht" aus der Zivilisation sehen zu wollen, wäre höchst unzureichend. Das viktorianische Bergsteigen kann als eine spezielle Kulturtechnik betrachtet werden, die in Vergessenheit geriet und wieder neu belebt werden sollte: Denn was spricht dagegen, sich Zeit zum „aufrechten" Berg-Gehen zu nehmen, um zu erkunden und entdecken, um Pässe und Täler kennen zu lernen, um in Landschaften einzutauchen, anstatt in der Gipfelbesteigung das alleinige Ziel zu sehen.

Darüber hinaus lässt sich das viktorianische Bergsteigen als eine *selbsttechnologische Subjektivierungspraxis* (Alkemeyer[5]) begreifen, eine Form, in welcher die Akteure auf sich selbst einwirkten, um sich mit ihrem Tun zu formen und zu gestalten und damit den gesellschaftlichen Disziplinierungsmechanismen etwas entgegenzuhalten.

Reinhold Messner bringt dies auf den Punkt, wenn er sagt: „Ich bin, was ich tue". So ähnlich sehen das auch die jungen coolen Typen und Typinnen, die Parcours betreiben, Capoeira tanzen oder mit ihren Boards oder Bikes die irrsten Sprünge und Drehungen vollführen – sie sind, was sie tun. Auf den ersten Blick scheint es, als hätten sie mit den Viktorianern wenig gemeinsam, doch wie jene suchen sie sich Freiräume, um mit ihren körperlichen Möglichkeiten zu experimentieren, neue Erlebnisse zu finden, sich dabei auszuprobieren und damit selbst zu verändern.

Die Kunst der Selbstgestaltung

Doch dazu später mehr und vorerst wieder zurück zu Foucault. Dieser untersuchte nicht nur die Macht, die am Körper ansetzt, sondern auch die Selbstgestaltungsmöglichkeiten des Einzelnen und damit die Möglichkeiten, den institutionalisierten Machtformen Widerstand zu leisten. Um diese „Technologien des Selbst" analysieren zu können, ging er in der Geschichte weit zurück, bis in die griechisch-römische Antike und las Texte von Sokrates, über Seneca bis Marc Aurel neu, das heißt mit dem Fokus auf selbsttechnologische Praktiken.[6] Foucault begann, wie er es selbst ausdrückte, mit der „Entschlüsselung jener Praktiken, durch *die Individuen aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer auf ihren Körper, ihre Seele, ihr Denken, ihr Verhalten und ihre Existenzweise einwirken, um sich selbst zu verändern und einen Zustand der Vollkommenheit oder* des Glücks *zu erlangen.*"

Die sokratische Vorschrift, auf „sich selbst zu achten", die „Sorge um sich selbst zu tragen", „sich um sich selbst zu kümmern" – die *epiméleia heautoû* oder *cura sui* – galt als ganz großes Thema der griechisch-römischen Kultur. Daraus resultierte die ethische Grundfrage, die sich jeder Einzelne stellen musste: Welche *techne* – welche Kunstfertigkeit – muss ich gebrauchen, um so gut zu leben, wie ich es sollte?

Der Feldherr Kyros beispielsweise glaubte nicht, dass nach all seinen Eroberungen seine Existenz vollendet sei, denn, so Kyros, *„wenn große Erfolge einen nicht zu sich selbst kommen lassen, so mag ich von diesem Glücke nichts wissen.*" Die „Sorge um Sich" war demnach zentraler Bestandteil einer allgemeinen Lebenskunst und konnte nicht durch äußere Erfolge oder Reichtümer aufgewogen werden.

Wie sahen nun die antiken Selbstsorgepraktiken konkret aus? Im Zentrum stand der Einklang zwischen Seele und Körper: Auf die Seele wurde geachtet durch tägliche Meditationen, Reflexionen und Lektüren, durch Gespräche mit Vertrau-

5 Vgl. Thomas Alkemeyer: Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults. In: Sport Studies. Eine Einführung. Matthias Marschik et al., Facultas, Wien 2009, S. 47–59.

6 Michel Foucault: Die Sorge um Sich. Sexualität und Wahrheit 3. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1989.

ten und dem Überdenken gewohnter Wahrheiten. Auf den Körper mittels ausgewogener körperlicher Übungen, maßvoller Ernährung, dem Vermeiden von Exzessen und dem Halten von Diäten. Es galt eine vernünftige Existenz, aufbauend auf einer täglichen „Gesundheitspraxis" zu führen.

Die antiken Selbsttechniken waren keine Übung in Einsamkeit, sondern eine gesellschaftliche Praxis, für die es Zeit bedurfte. Seneca meinte, man müsse sich frei machen von anderen Tätigkeiten, um *„sich selbst zu machen", „sich selbst umzubilden",* daher solle man von Zeit zu Zeit die Geschäfte unterbrechen und sich zurückziehen. Es ginge darum, so Seneca, sein *„ganzes Leben lang leben zu lernen"* und damit die Existenz in eine Art permanente Übung zu verwandeln. Denn die „Sorge um Sich" erfordere beständige Selbstdisziplin und unterschiedliche Formen der Askese. *áskesis* bedeutete im klassischen Griechischen so viel wie „Übung","Training"; Seele und Körper sollten durch die Askesen geformt und gestaltet werden.

Den Gedanken, dem Leben durch lange Übung und tägliche Arbeit einen besonderen Stil zu geben, finden wir im ausgehenden 19. Jahrhundert beim Altphilologen Nietzsche wieder, der bekanntermaßen auch ein begeisterter Geher war. Und Foucault, wiederum selbst Nietzsche-Kenner, bezog diesen Gedanken folgendermaßen auf sein eigenes Leben: *„Ich halte es nicht für erforderlich, genau zu wissen, was ich bin. Das Wichtigste im Leben und in der Arbeit ist, etwas zu werden, das man am Anfang nicht war."*

„Ich bin, was ich tue"

Sich Zeit zu nehmen, um sich selbst umzubilden und sich selbst zu gestalten; üben, um dadurch dem Leben einen Stil zu geben; sich frei zu machen von anderen Tätigkeiten, um etwas zu werden, das man am Anfang nicht war – all das ist charakteristisch für die jungen Trendsportler und Trendsportlerinnen. Den akrobatischen Sprüngen der Skateboarder oder Freerider in der Halfpipe, den artistischen Drehungen der Capoeira-Tänzer, den spektakulären Sprüngen der Base-Jumper, den spektakulären Drehungen der Paraglider sieht man an, dass sie das Resultat von *Arbeit am Selbst,* basierend auf stetiger Übung, sind. Doch anders als klassische Sportler versuchen die Trendsportler nicht, vorgegebene und standardisierte Bewegungsmuster möglichst präzise zu wiederholen, ganz im Gegenteil, es geht ihnen darum, neue Bewegungen zu kreieren, mit ungewöhnlichen Körperlagen zu experimentieren und akrobatische Körpereinsätze auszuprobieren. Damit verbunden sind neue Erfahrungen: das Schwingen auf den Boards, das Gleiten mit den Schirmen, das Gefühl von Dynamik und Eleganz beim Ausführen schwieriger Moves beim Klettern, das Erlebnis des freien Falls.

Auch im Bergsportbereich lässt sich die Zunahme experimenteller und akrobatischer Bewegungen beobachten: Vor allem beim Bouldern, doch auch im Sportkletterbereich werden die Bewegungsfolgen dynamischer und lösen die alltagsnahen Steigbewegungen der klassischen 3-Punkt-Technik nahezu völlig ab.

Ein Beispiel dafür ist Chris Sharmas Begehung der Route „Dreamcather", festgehalten in einem Video[7]. Hier sieht man, wie der amerikanische Spitzenkletterer versucht, sich ein fast horizontales Felsband entlang zu hangeln, wie er zunächst scheitert, alternative Möglichkeiten ausprobiert, und wie er es schließlich schafft, von einem Griff zum nächsten zu schnappen, dabei den Körper wie ein Pendel schwingt und sich zwischendurch nur kurz mit Foothooks fixiert. In dieser motorischen Experimentierfreude zeigt sich ein körperlicher Selbstformungsprozess, der charakteristisch ist für Trendsportarten: Vorgegebenes und Mitgebrachtes wird abgeschüttelt, die Körpereinsätze werden neu und anders gestaltet.

Der moderne Trendsportler stellt das nahezu vollständige Gegenteil des dressierten Soldaten dar, er findet die Perfektion nicht im Anerzogenen, sondern in der Loslösung davon, an die Stelle der Formung von außen tritt die Selbstformung. Die meisten Trendsportler lehnen klassische Vereinsstrukturen daher ab, weil sie diese mit Zwang, Regeln und Einschränkung verbinden, sie wollen ihre Moves selbst gestalten und ihre Ziele selbst festlegen. Und sie beschränken sich dabei keinesfalls auf die Irritation des körperlich Gewohnten. Die experimentierfreudigen Praktiken entsprechen der experimentellen Weise der Erprobung neuer Lifestyles, die ihren Ausdruck in den weiten Hosen, den coolen Kappen, den Tattoos, den spe-

7 YouTube: Chris Sharma – Dreamcather 5.14d

ziellen Boards, Mountainbikes oder BMX-Rädern und der dazu passenden Musik finden. Dies mag auf den ersten Blick oberflächlich erscheinen, doch dahinter steht die Grundfrage antiker Selbstsorgetechniken: Welche *techne* muss ich gebrauchen, um so gut zu leben, wie ich es sollte? Was macht für mich eine „gelungene" oder „glückliche" Existenz aus?

Für Sharma macht das gelingende Leben aus, dass er kletternd rund um die Welt reisen kann, er beschreibt seinen Way of Life so: *„For the last ten years I've been travelling around the world, visiting the most amazing places for climbing, I feel really fortunate having this life, I get to do what I loved to do. … I'm so comfortable just beeing on the road, travelling from one place to the next, I really try on that kind of lifestyle."*[8]

Sharma betont, wie wichtig es ihm sei, selbst entscheiden zu können, welche Touren er klettere, wann und wo er dies tue und wie viel Zeit er sich dafür nehme. Dieses Lebensgefühl hat im Sportklettern Tradition, da seine Wurzeln in den gegenkulturellen Bewegungen der Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts liegen: Studentenrevolten, Woodstock, Friedens-, Öko- und Frauenbewegung – allen gemeinsam war die praktische „Wiederentdeckung" der Selbsttechniken, Normen und Konventionen wurde der Kampf angesagt und neue Lebensformen gesucht. Dies drückte sich aus in lässiger Kleidung, langen Haaren und einem Leben im Campingbus, fernab des häuslichen Alltags.

Auch der junge Reinhold Messner repräsentierte den Zeitgeist, wenn er die Techniken der Disziplinierung kritisierte und diesen das Bergsteigen als selbsttechnologische Praxis entgegenhielt: *„Uhren, Fließband, Schreibtisch. Das ist der Käfig, den das Industriezeitalter gebaut hat, und in dem wir leben. Industriezeitalter. – Es hat auch die Möglichkeit geschaffen, aus diesem Käfig auszubrechen, ab und zu wenigstens."*[9]

Im Unterschied zu den Siebzigerjahren haben die Lebensstile der Trendsportler heute den Protestcharakter verloren, die unterschiedlichen Sportszenen sind nicht mehr Gegenwelten für Aussteiger, sondern vielmehr Sonderwelten mit je eigenem Lifestyle. Die kreativ-artistischen und riskanten Bewegungsformen entsprechen dabei dem Umgang mit dem Selbst: Die Bewegungen sind Experimente, und auch ein *anderer zu werden* ist ein Experiment.

Sanfte Selbsttechniken

Nun müssen die „Technologien des Selbst" nicht immer so artistischen und spektakulären Charakter haben wie in den Trendsportarten, auch mittels *softer* Praktiken kann man auf sich einwirken und damit der Einspannung des Körpers in die „Disziplinargesellschaft" etwas entgegenhalten. Dies geschieht beispielsweise in momentan boomenden Praktiken wie Nordic Walking, Weitwandern, Klettersteiggehen, Hallenklettern oder Skitourengehen. Kennzeichnend für diese Praktiken ist, dass die Akteure selbst festlegen, welche Ziele sie erreichen und welche Herausforderungen sie bewältigen möchten, und dass sie selbst bestimmen, mit welchen Partnern sie dies wann und wo tun. Wahlweise nutzen sie dafür die Angebote alpiner Vereine und kommerzieller Anbieter, jedoch ohne damit zwangsläufig eine fixe Mitgliedschaft zu verbinden. Selbsttechnologische Praktiken schließen Leistungsorientierung nicht aus, jedoch stellt Leistung nur ein Motiv unter vielen möglichen – wie Fitness, Gesundheit, Naturerleben, Entspannung … – dar. Dieser Zugang spricht auch Personengruppen an, die sowohl im klassischen Vereins- und Wettkampfsport als auch in den Trendsportarten unterrepräsentiert sind: weibliche Jugendliche, Frauen, Männer über vierzig sowie Seniorinnen und Senioren.

Letztlich liegt es an jedem Einzelnen und jeder Einzelnen herauszufinden, wo und wie man sich selbst gestalten kann. Wo docken die Disziplinierungstechniken an und – vice versa – wo liegen die Freiräume? Denn für die Selbstsorge bedarf es nicht nur der áskesis, der steten Übung, sondern auch des Raumes und der Zeit. Es geht darum, sich frei zu machen von Zwängen und Körper und Seele zu formen, egal ob beim Klettern in der Halle oder beim viktorianisch inspirierten Erkunden von Gegenden. Es geht um die Frage nach dem gelingenden Leben und darum, sich selbst zu verändern und *etwas zu werden, das man am Anfang nicht war*.

---

8 YouTube: Who Is Chris Sharma?

9 Reinhold Messner: Zurück in die Berge. Bergsteigen als Lebensform – Gedanken und Bilder. Athesia, Bozen 1971.

„Es giebt nichts, was unzugänglicher aussähe …“

Edward Whympers Erstbesteigung des Matterhorns vor 150 Jahren*

>> Jürgen Goldstein

Das Jahr 1865 markiert einen Wendepunkt in der Geschichte des Alpinismus. Allein im Sommer jenes Jahres wurden mehr als sechzig Erstbesteigungen in den Alpen durchgeführt. Unter ihnen das Matterhorn. Doch der Höhepunkt einer jahrzehntelangen Aufwärtsentwicklung setzt markant die Zäsur: die Möglichkeit des Absturzes wird Wirklichkeit.



Charles Darwin hatte seine Reise um die Welt noch nicht angetreten, der tiefe Graben zwischen Mensch und Tier war noch nicht überwunden, als Johann Samuel Ith einen Gedanken niederschrieb, der einen Schatten auf das folgende glänzende Jahrhundert des Alpinismus vorauswerfen sollte. In diesem Fall wird man sagen dürfen, der Ort, an dem dieser Gedanke gefasst worden ist, sei von entscheidendem Einfluss gewesen: Ith war Philosophieprofessor in Bern. Das ist bedeutsam, denn als Schweizer hatte er vor Augen, was andere Zeitgenossen nur vom Hörensagen kannten: die Alpen.

Die Grundbegeisterung seiner Epoche war von der aufklärerischen Idee einer Vervollkommnung des Menschen aus eigener Kraft bestimmt. Im Ostseestädtchen Greifswald war 1748 ein Büchlein mit dem Titel „Die Bestimmung des Menschen" erschienen, das in den Folgejahren mehr als ein Dutzend Auflagen und an die zwanzig Nachdrucke und Übersetzungen erlebte. In diesem erfolgreichen Buch feierte der Autor Johann Joachim Spalding die Selbstständigkeit des Menschen. Gegen eine *schädliche Demuth*[1] gelte es auf die Entwicklungskräfte des Menschen zu setzen. Vernunft und Freiheit reichten aus, das Moralische in sich auszubilden, der göttlichen Gnade bedürfe es dafür nicht.

Für diesen Anspruch des Menschen an sich selbst lag die Metapher der aufrechten Haltung bereit: Seit je galt die Vertikalität des menschlichen Körpers als ein Zeichen für die Exklusivität des Humanen. Nun konnte sie auch als Ausdruck seines Selbstbestimmungsrechts genommen werden. Sich aufzurichten bedeutet demnach, die dem Menschen gemäße Haltung einzunehmen. Sie entspricht gleichsam der Pflicht des Menschen gegenüber sich selbst, sich über die eigene Natürlichkeit hinaus zu entwickeln. Immanuel Kant hat dafür den Imperativ formuliert: *mache dich vollkommner, als die bloße Natur dich schuf*.[2] Die aufrechte Haltung ist die Leitmetapher für diese Selbsterhebung.

Von all dem ist auch Johann Samuel Ith beeindruckt. Auch er nimmt die organische Aufrichtung des Menschen als eine Metapher für die Humanisierung und darüber hinaus für eine anthropologische Dynamik. Tiere seien gebückte Sklaven ihrer Instinkte, der Mensch der erste Freigelassene der Natur. Bei den Tieren stehe *alles stille, oder windet sich kreisförmig in den einmal vorgezeichneten Zirkeln herum. Hingegen der Mensch, wo die Vorsicht* – also die Vorsehung – *ihn auch hinstellt, da strebt er aufwärts*.[3] An diese Ausführungen des Berner Philosophen „Ueber die Perfectibilität des Menschengeschlechts", 1788 im „Magazin für die Naturkunde Helvetiens" erschienen, wäre nicht zu erinnern, wenn der Autor es nicht verstanden hätte, der hochtrabenden Idee einer anthropologischen Aufwärtstendenz eine konkrete Anwendung zu verschaffen. Denn Ith nimmt den Selbstanspruch, der Mensch strebe, wo er auch hingestellt sei, aufwärts, wörtlich. Worauf Spalding an den Ufern der Ostsee nicht hat kommen können, ist für den Schweizer zum Greifen nah: Der Mensch als der Aufwärtsstrebende *klettert an Felsenwänden, wo kaum die Breite der Sohle eine Unterlage findet*.[4]

Der Höhenrausch der Vernunft

Dem Höhenrausch der Vernunft entspricht fortan eine Selbstbestätigung des kletternden Menschen durch eine Bewältigung der alpinen Herausforderungen. Es sei *des Menschen glänzende Bestimmung*, so Ith, *sein Haupt über die materielle Welt empor* zu heben[5] – das ließ sich nun auf überraschend konkrete Weise verstehen. Hatte sich der Mensch bislang, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur so weit hinauf in die Bergwelt bege-

E. Th. Compton, Matterhorn mit Wanderern vom Riffelberg, Öl auf Leinwand, 1894.

© J. Brandes, aus: Jürgen u. Sibylle Brandes: E. T. Compton, München 2007

---

* *Gekürzter Wiederabdruck aus J. Goldstein: Die Entdeckung der Natur. Etappen einer Erfahrungsgeschichte (Naturkunden, hg. von J. Schalansky, No. 3), Berlin 2013, Kapitel X: Ich denke mir, daß der Tod durch einen Fall von großer Höhe ein so schmerzloses Ende ist, wie es nur eines geben kann. Edward Whymper besteigt 1865 das Matterhorn, S. 169–188. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Matthes & Seitz Berlin.*

1 *J. J. Spalding: Die Bestimmung des Menschen, hg. von A. Beutel, D. Kirschkowski und D. Prause (Kritische Ausgabe, Erste Abteilung, Bd. I), Tübingen 2006, S. 123.*

2 *I. Kant, Die Metaphysik der Sitten, in: Werke in sechs Bänden, Darmstadt 1998, Bd. IV, S. 303–634, hier: S. 552.*

3 *J. S. Ith: Ueber die Perfectibilität des Menschengeschlechts, in: Magazin für die Naturkunde Helvetiens, hg. von A. Höpfner, Bd. III, Zürich 1788, S. 1–52, hier: S. 48.*

4 *Ebd., S. 49.*

5 *Ebd.*



Der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Edward Whymper (geboren 1840 in London, gestorben 1911 in Chamonix/Frankreich) – hier in einem wenig bekannten Porträt aus dem Nachlass von Fritz Schmitt – machte sich mit Erstbesteigungen hoher Westalpengipfel (z. B. 1864 Barre des Ecrins und Mont Dolent, 1865 Aiguille Verte und Grandes Jorasses) bereits vor der Besteigung des Matterhorns einen Namen als einer der besten Bergsteiger seiner Zeit.

© Archiv des DAV, München

ben, wie es für die Jagd, das Sammeln oder die Landwirtschaft sinnvoll gewesen war, wird nun das Vordringen in unerhörte Höhen zum Inbegriff einer Selbstbestimmung, die von Zweck und Nutzen nichts hören will. Die neue Freiheit, aufzubrechen, wohin man will, findet ihren Beleg in der Wahl verwegenster Ziele und Aufstiegsrouten.

Zur Passgenauigkeit der Übertragung des aufklärerischen Aufrichtungsideals auf die alpinen Eroberungsvorhaben gehört es, den gegebenenfalls zu zahlenden Preis für die neue Kühnheit nicht zu verschweigen. Ihn hat der Dichter Jens Baggesen in seinem idyllischen Epos in zwölf Gesängen „Parthenäis oder Die Alpenreise" im Jahr 1804 benannt. Dort findet sich die notwendige Ergänzung aller Aufrichtungsanthropologien auf die denkbar knappste Formel gebracht, der Mensch sei *zum fallen gebaut*.[6] Wer aufrecht steht, stürzt leichter. Wer hoch steigt, fällt umso tiefer. Dem Menschen, der aufgrund seines *hinaufblicks* zum *Schreckhornstürmer* wird, weissagt Baggesen ein Schicksal, das dem Sturz des Ikarus gleicht: *Ach! dich stürzet dein muth, unerschrockener, einst von dem gipfel / Eines schwindlichten felsens hinab in die nächtliche tiefe! / Bist du, wenn noch so gewandt, doch nicht ein beflügelter steinbock; / Sondern, zum fallen gebaut, ein aufrechtgehender wandrer. / Oder glaubst du die schwingen der hochgehohlten begeistrung / Werden dich heben im fall, wenn mit glitschendem fusse vom felsrand / Dort du taumelst herab? uns schaudert! wie möglich ist solches!*[7] Diese Erfahrung stand als öffentlich wahrgenommenes Ereignis der Bergsteigerei noch aus, als Johann Samuel Ith das Aufwärtsstreben des Menschen auch auf die Bergwelt bezog.

Die Schweiz, im späten 18. Jahrhundert eher arm als reich und als politische Nation eher Dichtung als Wahrheit, bot mit ihrer stimulierenden Natur so starke Impressionen, dass sich Reisende wie in ein Laboratorium der extremen Selbsterfahrungen versetzt fühlen konnten. Worin bestand aber nun die Grenzerfahrung, die man in den Alpen machen konnte? Das Erreichen der Berggipfel bot zweierlei: die Erhabenheit der Aussicht und die unmittelbare körperliche Erfahrung einer abweisenden, ja feindlichen Natur. Beides gehört unmittelbar zusammen. Solange das Hochgebirge noch nicht durch Seilbahnen erschlossen war, waren die Anstrengung und die Einwilligung in das Risiko eines Aufstiegs die Bedingung der Möglichkeit, im wörtlichen Sinne einen Standpunkt einzunehmen, der eine außergewöhnliche Perspektive bietet. Das Besondere dieses Blicks lag in der Einsicht, etwas sehen zu können, was den Widerständen des Aufstiegs abgetrotzt war.

Zu den Grenzerfahrungen, die im Hochgebirge zu machen sind, gehört auch der Umgang mit der eigenen Leistungsgrenze. Wird sie missachtet, begibt man sich in Lebensgefahr. Edward Whymper, 1840 in London geboren und im Auftrag eines Verlegers als Illustrator in die Alpen geschickt, wo er sein bergsteigerisches Talent entdeckte, hat diese Grenze beschrieben: *Die Linie, welche das Schwierige von dem Gefährlichen trennt, ist keine eingebildete Linie, wenn sie auch zuweilen stark verwischt ist. Sie ist eine echte Linie ohne Breite. Oft läßt sie sich leicht überschreiten und kaum bemerken. Zuweilen überschreitet man sie unbewußt und überzeugt sich davon zu spät, aber so lange man nichts unternimmt, was über die Kräfte geht, wird man die Linie nicht überschreiten und folglich nie in eine gro-*

6 *J. Baggesen: Parthenäis oder Die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in Zwölf Gesängen, Amsterdam 1807, S. 158.*

7 *Ebd., S. 156, 158, 158 f.*

ße Gefahr kommen, wenn man auch bedeutenden Schwierigkeiten begegnet.[8]

Das Symbol schierer Unzugänglichkeit ist das 4478 Meter hohe Matterhorn. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts des Alpinismus, als unzählige Gipfel bereits bestiegen worden sind, stellt es die verbliebene und noch ungelöste Herausforderung der europäischen Bergwelt dar. Es gilt als nahezu unbezwingbar. *Beim Matterhorn*, so beschreibt es Whymper, *lassen sich drei Theile unterscheiden: der erste liegt dem Z'Mutt-Gletscher gegenüber und sieht vollkommen unersteiglich aus, wie er das auch ist. Der zweite, gegen Osten gekehrte, scheint die Unersteiglichkeit selbst zu sein, der dritte, Breil gegenüber, sieht nicht ganz hoffnungslos aus.*[9] Schon der Anblick ist Ehrfurcht gebietend. Als Whymper das Matterhorn vom Z'Mutt-Gletscher aus betrachtet, notiert er: *Es giebt nichts, was unzugänglicher aussähe, als das Matterhorn von dieser Seite, und selbst bei kaltem Blut hält man den Athem an, wenn man die entsetzlichen Klippen ansieht.*[10] Die Nordwand, der Kälte und dem Eis besonders ausgesetzt, ist der Inbegriff des Abweisenden, sie ist *stets düster, finster, schrecklich.*[11] Steine, die sich in der Höhe von der senkrechten Wand lösen, fallen 450 Meter tief, ohne überhaupt anzustoßen.

„… und dachten an keine Gefahr"

Mitte Juli 1865 könnte das Wetter nicht besser sein. Whymper macht sich mit seiner Mannschaft zu einem erneuten Versuch auf den Weg, das Matterhorn zu besteigen. *Am 13. Juli brachen wir an einem herrlichen Morgen und bei einem Himmel ohne alle Wolken um halb sechs Uhr von Zermatt auf. Wir waren acht an der Zahl …*[12] Ihn begleiten Michel Auguste Croz aus Chamonix, die Engländer Robert Hadow, Charles Hudson und Francis Douglas, und schließlich der alte Bergführer Peter Taugwalder mit seinen zwei Söhnen – vier Touristen und vier Einheimische, eine eilig zusammengewürfelte Truppe. Sie sind nicht die Einzigen am Berg. Auch eine italienische Gruppe um den Bergführer Johann Anton Carrel versucht den Aufstieg. Es wird ein Wettrennen. Whymper hatte bislang den südwestlichen Aufstieg favorisiert, er schien ihm der einzig mögliche. Nun aber geht er das Matterhorn erstmalig von seiner nordöstlichen Seite an.

Am ersten Tag kommt Whymper mit seinen Leuten gut voran, bis auf 3350 Meter, wo sie einen geeigneten Zeltplatz finden. Als eine Vorhut den weiteren Anstieg zum Matterhorn erkundet, kehrt sie mit guten Nachrichten zurück: *Alles ist gut, keine Schwierigkeit vorhanden, nicht eine einzige.*[13] Eine ruhige Nacht liegt vor ihnen. *Noch lange wiederhallten die Klippen von unserem Gelächter und von dem Gesange der Führer, denn wir waren in unserem Nachtlager glücklich und dachten an keine Gefahr.*[14] Am nächsten Morgen – einer der Gebrüder Taugwalder kehrt nach Zermatt zurück, damit die Lebensmittel länger reichen –, steigen sie in die Ostwand ein. Wie auf einer Treppe bringen sie ohne Schwierigkeiten 900 Höhenmeter hinter sich. Kurz vor zehn haben sie 4260 Meter erreicht. So hoch war bislang nur John Tyndall auf dieser Route gestiegen, höher war noch niemand. Nur zweimal haben sie während ihres Aufstiegs den nordöstlichsten Grat gestreift, er ist steiler und sein Gestein schwieriger. Nun aber kommen sie auf dem nordöstlichen Grat nicht weiter, sie müssen in die Nordwand ausweichen. *Jetzt kommt etwas ganz Anderes*[15], sagt Croz zu Whymper, als er die Führung übernimmt. Ist die Gruppe für einen derartigen Aufstieg gerüstet? *Ich würde lieber mit Ihnen und einem anderen Führer hinaufsteigen als mit denen vor uns*[16], vertraut Croz Whymper an. Er misstraut den Fertigkeiten der Vorangehenden.

Sie seilen sich gegenseitig an und steigen mit größter Vorsicht. *An einigen Stellen gab es wenig*

8 *E. Whymper: Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen in den Jahren 1860 bis 1869, autorisirte deutsche Bearbeitung von F. Steger, mit 1 Karte und 114 Original Illustrationen, Braunschweig 1872; ich zitiere die leichter zugängliche, vierte völlig unveränderte Auflage, mit einer Einführung von Th. Wundt und 111 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Kartenbeilagen, Braunschweig/Hamburg 1922 [im Folgenden zitiert als: BG], S. 135.*

9 *BG, S. 346.*

10 *BG, S. 184.*

11 *BG, S. 184.*

12 *BG, S. 468.*

13 *BG, S. 471.*

14 *BG, S. 471.*

15 *BG, S. 473.*

16 *E. Whymper in einem Brief an Auguste Tairraz aus dem Jahr 1911; zitiert nach: E. Whymper: Matterhorn. Der lange Weg auf den Gipfel, Zürich [2]2007, S. 35.*

Halt, und diejenigen mußten vorangehen, welche nicht so leicht ausglitten. Hier war die allgemeine Neigung des Berges weniger als 40 Grad, und die Zwischenräume zwischen den Felsschichten hatten sich mit Schnee gefüllt, so daß nur gelegentlich Steine hervortraten. Diese waren zuweilen mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die sich durch das Schmelzen des Schnees gebildet hatte.[17] Bei aller Vorsicht: Die Stelle ist bergsteigerisch nicht allzu schwer. Sie bewältigen sie ohne große Mühe. Allein Hadow bedarf der Hilfe, er ist aufgrund mangelnder Erfahrung an Derartiges nicht gewöhnt.

Sollte es sich also erweisen, dass die Schwierigkeit, das Matterhorn zu besteigen, vornehmlich in dem Auffinden der richtigen Route bestanden hat? Whymper und seine Mannschaft steigen höher. *Nachdem wir um eine ziemlich schlimme Ecke gebogen waren, befanden wir uns wieder auf Schnee. Der letzte Zweifel verschwand jetzt vollständig. Das Matterhorn gehörte uns! Wir hatten blos noch 200 Fuß über bequemen Schnee zu gehen.*[18] Der größte Triumph seiner Bergsteigerei in den Alpen liegt für Whymper zum Greifen nahe. Er ist mit seinen Mitstreitern schneller auf der nordöstlichen Route aufgestiegen als die Italiener auf der südwestlichen; Carrel befindet sich mit seinen Leuten noch weit unterhalb des Gipfels. *Die Steigung nahm ab, wir konnten uns endlich losbinden, und Croz und ich stellten Kopf an Kopf ein Wettrennen an. Um drei Viertel auf zwei Uhr lag die Welt zu unseren Füßen und das Matterhorn war besiegt. Hurrah!*[19]

Zum weithin sichtbaren Zeichen der Besteigung pflanzen Whympers Kameraden eine mitgenommene Zeltstange in den Schnee. Whymper war dagegen gewesen, etwas so Profanes als Siegeszeichen mit auf den Berg zu nehmen: *Ich sagte, das heiße Gott versuchen, aber sie führten ihren Plan trotzdem aus.*[20] Ein Hemd muss als Fahne herhalten. Die Verweltlichung der Bergwelt, der ehemaligen Region der Götter, hat in diesem Akt ihren vollkommenen Ausdruck gefunden: *Es war eine armselige Fahne, und kein Wind blähte sie auf, aber man sah sie doch rings umher.*[21]

17 *BG, S. 473 f.*
18 *BG, S. 474.*
19 *BG, S. 475.*
20 *BG, S. 477.*
21 *BG, S. 477.*

Als blickten Götter herab

Eine Stunde verweilen sie auf dem Gipfel. Die Aussicht ist grandios. *Es war einer der ungewöhnlich ruhigen und heiteren Tage, denen gewöhnlich schlechtes Wetter zu folgen pflegt. Die Luft war vollkommen still und von allen Dünsten frei. Berge, die zehn, ja zwanzig deutsche Meilen* – 75, 150 Kilometer – *entfernt waren, zeichneten sich mit scharfen Umrissen ab und sahen ganz nahe aus. Alle ihre Einzelzüge, ihre Grate und Klippen, ihre Schneefelder und Gletscher, ließen sich genau erkennen.*[22] Es ist der vollkommene Panoramablick, wie man ihn vom Matterhorn aufgrund des launischen Wetters nicht oft zu sehen bekommt. Alle Berge *enthüllten sich uns, nicht einer der Hauptgipfel der Alpen versteckte sich vor uns. Ich sehe sie deutlich vor mir, diese näheren Kreise von Riesen mit Ketten, Gebirgsblöcken und Reihen im Hintergrunde.*[23] Für Whymper ist es gleichsam der abschließende Blick seiner gesamten Alpenbesteigungen: *Zuerst kam der Dent Blanche, rauh und groß, das Gabelhorn und das spitze Rothhorn, weiterhin das unvergleichliche Weißhorn, die thurmartigen Mischabelhörner, eingefaßt von Allaleinhorn, Strahlhorn und Rimpfischhorn, dann der Monte Rosa mit seinen vielen Spitzen, der Lyskamm und das Breithorn. Nun folgten die Berge des Berner Oberlandes, beherrscht vom Finsteraarhorn, die Gruppen des Simplon und des St. Gotthard, der Disgrazia und der Orteler. Gegen Süden blickten wir auf Chivasso in der piemontesischen Ebene hinunter und noch weiter darüber hinaus. Der zwanzig Meilen* – 150 Kilometer – *entfernte Viso schien dicht neben uns zu stehen, die Seealpen, zwischen denen und uns dreißig Meilen* – 200 Kilometer – *lagen, waren von jedem Dunst frei. Dann kam meine erste Liebe, der Pelvoux, die Ecrins und der Meije, es zeigten sich die Gruppen der Graijischen Alpen, und den Schluß zum Westen machte, vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt, der Monarch dieser ganzen Gebirgswelt, der Mont Blanc.*[24]

Als blickten Götter aus einer ihnen vorbehaltenen Höhe herab, eröffnet sich den Betrachtenden ein Blick auf die Welt des Menschen 3000 Meter unterhalb des Gipfels der Anschauung: *Zehntausend Fuß unter uns lagen die grünen Felder von Zer-*

22 *BG, S. 479.*
23 *BG, S. 479 f.*
24 *BG, S. 480.*

matt mit ihren Sennhütten, aus denen blauer Rauch langsam aufstieg. Auf der andern Seite zeigten sich in einer Tiefe von achttausend Fuß – 2500 Meter – *die Weiden von Breil. Da gab es schwarze, düstere Wälder und heitere, sonnige Wiesen, springende Wasserfälle und ruhige Seen, fruchtbare Felder und wüste Einöden, warme Ebenen und kalte Hochflächen, die wildesten Formen und die anmuthigsten Linien, kühne, senkrechte Klippen und wellenförmige Abhänge, düstere und ernste Felsgebirge und weiße schimmernde Schneegebirge mit Mauern, Thürmen, Nadeln, Pyramiden, Domen, Kugeln und Spitzen. Es war eine Verbindung von Allem, was die Welt zu geben vermag, und jeder Contrast, den das Herz sich wünschen kann, war vertreten.*[25]

Ist nicht der Mensch dabei, gottgleich zu werden? Ist nicht das Erstürmen der Berggipfel die Metapher für eine derartige Selbstermächtigung? Friedrich Nietzsche hat davon gesprochen, Gott sei tot. Der neue, sich selbst ermächtigende Mensch habe sich endlich in eine Höhe hinein aufgerichtet, wie sie der Bergwelt entspricht. Die Luft seiner eigenen Schriften, so Nietzsche, sei *eine Luft der Höhe.*[26] Das Denken, das ihn antreibe, die *Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge.*[27] Seine Bücher sollen Gebirgen gleichen, wie er es seinen Zarathustra sagen lässt: *ich schliesse Kreise um mich und heilige Grenzen; immer Wenigere steigen mit mir auf immer höhere Berge, – ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen.*[28] Man mag das für bloße Rhetorik eines verhindertes Bergsteigers halten – ist aber der „Kampf um den Berg", den Whymper und seine Zeitgenossen führen, nicht ein nietzscheanisches Versatzstück dieses zeitgeschichtlichen Mosaiks, das wir heute als das 19. Jahrhundert vor Augen haben?

Nietzsches Bergrhetorik ist ganz von der Idee des Aufstiegs und der eroberten Höhe bestimmt. Wer nur in Gedanken aufsteigt, braucht den Abstieg nicht zu fürchten. Whymper und die anderen dagegen haben den Rückweg noch vor sich. Sie gehen hintereinander, in der Reihenfolge Croz, Hadow, Hudson, Douglas, Taugwalder und sein Sohn. Whymper kehrt kurz zum Gipfel zurück, da sie es versäumt haben, dort eine leere Flasche mit einem Zettel zurückzulassen, auf dem die Erstbesteiger notiert sind. Rasch schließt er wieder auf und bindet sich an seinen Vordermann fest, alle sind mit einem Seil gesichert. Zur Überwindung jener schwierigen Stelle, von der schon beim Aufstieg die Rede war, hatte Whymper zu Beginn des Abstiegs vorgeschlagen, ein Seil an einem Felsen zu befestigen. Seinem Vorschlag wird keine Beachtung geschenkt, der Abstieg ist trotz Eis und Schnee nicht allzu schwer. Sie gehen langsam, Schritt für Schritt, mit großer Behutsamkeit. Immer bewegt sich nur einer. Erst wenn er wieder festen Fuß gefasst hat, folgt der Nächste. Der Erfolg am Gipfel hat sie nicht leichtsinnig werden lassen.

Das Werk eines Augenblicks

Michel Croz legt sein Beil beiseite, um dem ihm nachfolgenden Robert Hadow zu helfen. Als dieser sicheren Stand hat, dreht sich Croz wieder um, seine Füße vorsichtig ausrichtend. Die Vorderen der Gruppe stehen dicht beieinander, sie können einander berühren, das Seil zwischen ihnen ist nicht einmal straff. Niemand bewegt sich, alle stehen für einen Moment still. Es ist ein Augenblick der Ruhe. Croz als der Erste in der Reihe steht völlig sicher, er hat einen Felsen neben sich, der ihm Halt geben könnte, aber wozu? Er ist gerade im Begriff, weiter hinabzusteigen, als es passiert. Das Unfassliche ist die Trivialität der Umstände: Es geschieht nicht an einer senkrechten Wand, nicht beim waghalsigen Abseilen, es ist kein Einbruch in eine übersehene Gletscherspalte, kein Steinschlag, kein Sturm, niemand hängt mit bloßen Händen in der Wand. Es ist bloß ein Ausrutschen. Ein Wegrutschen. Es ist ein Fall *mit glitschendem fusse vom felsrand*, wie es Jens Baggesen vorhergesehen hatte. *Uns schaudert! Wie möglich ist solches!*[29] – so hatte er gemahnt. Aber hat man für möglich gehalten, dass es so geschehen könnte? Auf eine derart lächerliche Weise? Der Sturz am Matterhorn, das denkbar einfachste Hinfallen an

25 *BG, S. 480 f.*
26 *F. Nietzsche: Ecce homo, in: Kritische Studienausgabe, München/Berlin/New York ²1988, Bd. 6, S. 255–374, hier: S. 258.*
27 *Ebd.*
28 *Ebd., S. 343.*
29 *J. Baggesen: Parthenäis oder Die Alpenreise, a. a. O., S. 158 f.*









Ein Augenblick der Unachtsamkeit kostete sie das Leben (v. o. n. u.): Bergführer Michel Croz, Robert Hadow, Reverend Charles Hudson und Lord Francis Douglas.
© Zermatt Tourismus

unspektakulärer Stelle, das ist gleichsam unter dem Niveau des alpinen Menschen.

Es ist Hadow, der ausrutscht. Er hatte im Moment des Ausgleitens, wie sich Whymper erinnert, *keinen schlechten Standpunkt. Er konnte herauf und herunter gehen und den Felsen mit der Hand berühren.*[30] Er fällt auf den Rücken und schlägt den vor ihm stehenden Croz mit seinen Füßen ins Kreuz. Croz ist völlig überrascht. Er hat keine Gelegenheit, das Beil zu fassen. Croz und Hadow fallen gute drei Meter tief, als sich das Seil spannt. Hudson wird mit voller Wucht umgerissen, nach ihm Douglas. *Dies alles war das Werk eines Augenblicks. Sowie wir Croz aufschreien hörten, pflanzten der alte Peter und ich uns so fest auf, als das Gestein uns gestattete. Das Seil war zwischen uns straff angezogen und der Ruck traf uns, als wenn wir blos Einer wären.*[31] Nur ihrer blitzschnellen Reaktion verdanken sie es, dass sie nicht umgerissen werden. *Wir erhielten uns*[32], sie halten stand.

Was niemand bemerkt hatte: Beim Anseilen war das falsche Seil genommen worden. Sie hatten zu dem ältesten und schwächsten gegriffen, das Whymper nur für den Fall mitgenommen hatte, dass sie sehr viel Seil um die Felsen schlingen und zurücklassen mussten. Die stärkeren Seile tragen sie noch bei sich. Als sich das dünne Seil spannt, reißt es. Zwischen Douglas und dem alten Taugwalder wird es mit einem Ruck in der Luft durchtrennt. Nachdem das Seil gerissen ist, rutschen Croz, Hadow, Hudson und Douglas auf ihren Rücken den Abhang hinab. Er ist nicht allzu steil, hätte Croz sein Beil, er hätte im Schnee nach Halt suchen können. *Einige Secunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf den Rücken niedergleiten und mit ausgestreckten Händen nach einem Halt suchen. Noch unverletzt kamen sie uns aus dem Gesicht.*[33]

Der Sturz der vier Bergsteiger ist vom Tal aus zu beobachten gewesen. Ein Junge sah mit bloßem Auge so etwas wie eine Lawine abgehen. Nachdem sie den nicht allzu steilen Hang hinuntergerutscht waren, stürzten Croz, Hadow, Hudson und Douglas über dessen Kante *von Felswand zu Felswand auf den Matterhorn-Gletscher oder in eine Tiefe von beinahe viertausend Fuß* – also 1200 Meter – *hinunter. Von dem Augenblicke, wo das Seil riß, war ihnen nicht mehr zu helfen*.[34]

„Allen Muth verloren"

Die drei Unversehrten, Whymper, der junge und der alte Taugwalder, rühren sich eine halbe Stunde nicht vom Fleck. Heute würde man sagen, sie seien schwer traumatisiert. Whymper spricht von *erschütterten Nerven.*[35] Sie sind unfähig, auch nur einen Handgriff zu tun, an einen Abstieg ist nicht zu denken. *Die beiden Führer, vom Schreck gelähmt, weinten wie Kinder und weinten so, daß uns das Schicksal der Anderen drohte.*[36] Der junge Taugwalder schreit sich seinen Schock aus dem Leib. Whymper kann weder auf- noch absteigen, er sitzt zwischen den beiden Taugwalders fest. Erst als der alte Bergführer sich zusammenreißt, ein Seil um einen Felsen bindet, seinem Sohn dadurch den Abstieg ermöglicht, kommen sie erste Schritte voran. Ohne Mühe gehen sie nun über die besagte Stelle hinweg. *Hadow glitt gerade an einer guten Stelle aus*[37], muss Whymper sich kopfschüttelnd sagen. *In den nächsten zwei Stunden glaubte ich stets, daß der nächste Augenblick mein letzter sein werde, denn die Taugwalder hatten allen Muth verloren und konnten mir nicht blos keine Hülfe leisten, sondern befanden sich auch in einem solchen Zustande, daß sich jeden Augenblick ein Ausgleiten von ihnen erwarten ließ. Nach einiger Zeit konnten wir thun, was von Anfang an hätte geschehen sollen, und schlangen Seile um feste Felsblöcke, während wir zugleich aneinander gebunden blieben.*[38] Der Abstieg gleicht einer Tortur, *mehrmals wendete sich der alte Peter mit aschfahlem Gesicht und zitternden Gliedern zu mir um und sagte mit schrecklichem Nachdruck: „Ich kann nicht!"*[39] Die Männer sind nicht mehr Herren ihrer Sinne. Im Nebel machen sie eine Erscheinung aus, sie ist ihnen wie ein *Bote aus einer anderen Welt*:[40] Sie sehen Kreuze. Um halb zehn abends erreichen sie eine Felsplatte, die

30 *BG, S. 484 f.*
31 *BG, S. 485.*
32 *BG, S. 485.*
33 *BG, S. 485.*
34 *BG, S. 485.*
35 *BG, S. 485.*
36 *BG, S. 485.*
37 *BG, S. 485.*
38 *BG, S. 486 f.*
39 *BG, S. 487.*
40 *BG, S. 487.*

ihnen als Nachtlager dient. Bei Tagesanbruch steigen sie über den Hörnligrat weiter ab und erreichen die Sennhütten von Buhl und Zermatt.

Schon am nächsten Tag macht sich eine Truppe auf den Weg, die Vermissten zu suchen. Whymper weicht der Bergung der Leichname nicht aus. Drei finden sie auf dem Gletscher: die Überreste von Michel Croz, Robert Hadow und von Charles Hudson. Die Leiche von Francis Douglas ist bis heute nicht gefunden worden. Whymper hält dem Anblick stand, er setzt sich ihm aus, da auch dieses Betrachten der zerschmetterten Körper ebenso in die Geschichte des Alpinismus gehört wie die Ansichten erhabener Bergpanoramen. *Als ich sah*, schildert Whymper den Moment auf dem Gletscher, *wie ein vom Wetter gebräunter Mann nach dem anderen das Fernrohr erhob, todtenbleich wurde, sich umwendete und das Instrument dem Nächsten gab, da wußte ich, daß es mit aller Hoffnung vorüber sei. Wir traten näher, die Verunglückten lagen in der Reihenfolge, wie sie oben gestürzt waren, Croz etwas voraus, Hadow in seiner Nähe und Hudson weiter hinten; von Lord Douglas war nichts zu sehen. Es fanden sich ein Gürtel, ein Stiefel und ein paar Handschuhe, die ihm gehört hatten.*[41] Die Körper der Gefundenen waren nackt. Die Bergschuhe und die Kleidung waren weggerissen worden. Croz war *buchstäblich in Stücke zerrissen. Es hatte ihm den oberen Teil des Schädels abgerissen.*[42] Auf einen derartigen Anblick war der fünfundzwanzigjährige Whymper nicht vorbereitet gewesen. *Es war ein schreckliches Schauspiel, und ich möchte niemals wieder dergleichen ansehen müssen.*[43]

Das Unglück am Matterhorn hat den Willen zur extremen Grenzerfahrung nicht erlahmen lassen. Über fünfhundert Bergsteiger sind seit Whympers Erstbesteigung bis zum heutigen Tag an diesem Berg umgekommen. Dennoch markiert die *Katastrophe des 14. Juli 1865*[44] – wie man das Unglück fortan nannte – eine gedankliche Zäsur. Die Möglichkeit des Absturzes war erstmalig vor aller Augen Wirklichkeit geworden. Whymper hat zeit seines Lebens nicht zur anfänglichen Euphorie zurückgefunden. 1880 bestieg er als Erster den Chimborazo; als Erinnerung hat man die dortige Schutzhütte auf 5000 Meter nach ihm benannt. Trotz seiner Leistungen, die ihm einen Eintrag in die Annalen der Geschichte der Bergsteigerei eingebracht haben, ist sein Lebensrückblick düster. *Ich habe Freuden genossen, die zu groß sind, um in Worten beschrieben werden zu können, und habe Kummer gehabt, an den ich nicht gern denke, und mit diesen Erfahrungen vor Augen sage ich: Ersteige die Hochalpen, wenn du willst, aber vergiß nie, daß Muth und Kraft ohne Klugheit nichts sind, und daß eine augenblickliche Nachlässigkeit das Glück eines ganzen Lebens zerstören kann. Uebereile dich nie, achte genau auf jeden Schritt und denke beim Anfang immer, wie das Ende sein kann!*[45] Das „Goldene Jahrhundert des Alpinismus", von dem man seit der Besteigung des Mont Blanc durch Michel-Gabriel Paccard und Jacques Balmat am 8. August 1786 und durch Horace-Bénédict de Saussure ein Jahr später sprechen könnte, hat mit der Katastrophe am Matterhorn sein Ende gefunden.



O. Roth: Das Unglück am Matterhorn (beim Abstieg nach der Erstbesteigung 1865), Holzstich 1873. Whympers Darstellung der Katastrophe, die hier wiedergegeben wird, ist in der Folgezeit oftmals angezweifelt worden. Eine Untersuchungskommission sprach die Überlebenden zwar von dem Vorwurf frei, das Seil durchschnitten zu haben, aber bis heute sind die Umstände des Absturzes nicht zweifelsfrei geklärt.

© Alpines Museum des DAV, München

41 *BG, S. 491.*

42 *E. Whymper in einem Brief an A. Tairraz aus dem Jahr 1911; zitiert nach: E. Whymper: Matterhorn, a. a. O., S. 35.*

43 *Ebd.*

44 *P. Güßfeld: In den Hochalpen. Erlebnisse aus den Jahren 1859–1885, Berlin [3]1892, S. 163.*

45 *BG, S. 498.*

Autorinnen und Autoren

Martin Achrainer, geb. 1968, stammt aus der Wildschönau in Tirol. Studium in Innsbruck, nach verschiedenen Forschungsprojekten zu historisch-politischen Themen seit 2006 als Archivar und Historiker beim Österreichischen Alpenverein tätig. Veröffentlichungen zur Vereinsgeschichte in „Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945" (2011), im Jahrbuch und der Mitgliederzeitschrift „Bergauf".

Max Bolland, geb. 1976, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer und Diplom-Sportwissenschaftler, lebt mit Lebensgefährtin und Tochter in Neubeuern im Inntal. Der Profibergführer verbringt auch seine Freizeit am liebsten in den Bergen der Welt, mit besonderer Vorliebe für Kletterreisen rund um den Globus. Als Bergführer leitet er die Alpin- und Wanderschule Erlebnis Berg (www.erlebnis-berg.com).

Joachim Burghardt, Jahrgang 1982, ist passionierter Fußgänger. Er lebt mit seiner Familie in seiner Geburts- und Heimatstadt Dachau und beschäftigt sich trotz seines Studiums der Neogräzistik, Orientalistik und Interkulturellen Kommunikation beruflich fast ausschließlich mit den Bergen, etwa als Print- und Onlineredakteur, Vortragsredner, Schlusskorrektor sowie als Autor zweier Wanderführer zum Thema „Vergessene Pfade".

Andi Dick, geb. 1964, Dipl.-Ing. (FH), staatl. gepr. Berg- und Skiführer und Redakteur bei DAV Panorama, hat sich von der Geschichte des Karwendels zu dem Wagnis reizen lassen, sie aufzuschreiben – trotz des Makels, keine Laliderertour zu kennen. Nach herzlichen Gesprächen mit lokalen Aktivisten ist seine Lust gewachsen, die schändliche Lücke auszubügeln. Weit wär's ja nicht von seinem Wohnort bei München …

Sabina Dopczynska, M. A., geb. 1987 im Saarland, studierte Soziale Arbeit in Darmstadt und Abenteuer- und Erlebnispädagogik an der Philipps-Universität in Marburg. Sie lebt in Regensburg und ist in allen Bergsport- und vor allem Kletterspielarten auch als Fachübungsleiterin alpin und Trainerin C Wettkampfklettern unterwegs (www.klettern-mit-koepfchen.de). Neben ihrer Trainertätigkeit ist sie Referentin für die Sportjugend Hessen und leitet Lehraufträge an der Hochschule Darmstadt zum Thema Erlebnispädagogik.

Stephanie Geiger, geb. 1977 in Murnau und dort aufgewachsen, studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München katholische Theologie, Germanistik, Politologie und Soziologie, promovierte an der Uni Passau über die Europäische Governance und volontierte bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Beruflich hat es sie 2006 nach Berlin verschlagen. Wenn es die Zeit zulässt, ist sie mit Ski oder Mountainbike, mit Seil, Pickel und Steigeisen in den heimischen Bergen und den Bergen der Welt unterwegs. Darüber schreibt sie u. a. in F.A.Z., Welt am Sonntag, NZZ, Die Presse.

Jürgen Goldstein, Professor für Philosophie, lehrt an der Universität Koblenz-Landau. Zuletzt erschienen: „Die Entdeckung der Natur. Etappen einer Erfahrungsgeschichte", Berlin 2013; „Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt", Berlin 2015 (ausgezeichnet mit dem Gleim-Literaturpreis 2015).

Susanne Gurschler, Mag.a, geb. 1969 in Meran (Südtirol), lebt in Innsbruck. Studierte Germanistik und Fächerkombination (Philosophie, Geschichte, Politikwissenschaft) an der Universität Innsbruck. Seit 1998 arbeitet sie als freie Journalistin und Autorin in den Bereichen Kunst, Kultur, Zeitgeschichte, Architektur und Tourismus. Zahlreiche Publikationen, darunter das Buch „Panorama der ‚Schlacht am Bergisel'. Die Geschichte des Innsbrucker Riesenrundgemäldes" (Innsbruck 2011); 2016 erscheint „111 Orte in Nordtirol, die man gesehen haben muss". www.susannegurschler.at

Ingrid Hayek stürzte sich 1977 ganz allein in das Land ihrer Träume: Lappland. Dort gefiel es ihr, und sie wiederholte diese Art von Unternehmung drei Jahre später. Dann lernte sie ihren Mann kennen, gebar zwei Kinder und verbrachte die nächsten Jahre beruflich und privat im alpinen Raum, beziehungsweise in Berkeley, Kalifornien. Sobald die Kinder nicht nur wandern, sondern auch ihre Schokoriegel selber tragen und Unannehmlichkeiten wie Regen, Mücken und Kalorienmangel mit Humor ertragen konnten (und das konnten sie früh), zog es die Familie in regelmäßigen Abständen immer wieder in den Norden.

Jochen Hemmleb, geb. 1971, Autor, Drehbuchautor, Fachberater und Übersetzer im Bereich Bergsteigen und Alpinhistorik, nahm als Bergsteiger und Autor an sechs Himalaya-Expeditionen teil. 1999 entdeckte eine von ihm mitinitiierte Suchexpedition am Mount Everest den 1924 verschollenen Himalaya-Pionier George Mallory. Hemmleb veröffentlichte zahlreiche Bücher zur Alpinhistorie, zuletzt als Co-Autor das englische Werk „Extreme Eiger" über die John-Harlin-Direttissima in der Eiger-Nordwand 1966.

Georg Hohenester, geb. 1961, lebt in München. Nach Germanistik- und Hispanistik-Studium, Zivildienst und einigen Jahren Lektoratstätigkeit in Buchverlagen kam er 1999 zur Redaktion des Deutschen Alpenvereins, die er seit 2007 leitet. Der nebenberufliche Alpinbuch-Autor und passionierte Ganzjahres-Bergsportler ist besonders gerne im bayerischen und angrenzenden Alpenraum unterwegs.

Matthias Keller, geb. 1973, bergsportlich sozialisiert in der Felsdiaspora Rhein-Main-Gebiet, zog es ihn bald zum Studium der Sportwissenschaften und der Anglistik nach Köln. Da auch hier felstechnisch nur die größtenteils gesperrten Eifelkiesel-Bruchhaufen zur Verfügung standen, wurden das Frankenjura und diverse europäische Klettergebiete zu seinen Hauptaufenthaltsorten in den Semesterferien. Zunächst lange Jahre als Jugendnationaltrainer für den DAV tätig, wechselte er 2007 in die Bundesgeschäftsstelle. Seitdem lebt er mit Frau und Tochter in München und leitet heute das DAV-Ressort Leistungssport. Wenn er nicht klettert, frönt er ausgiebig dem Berg- und Ausdauersport in seinen verschiedensten Spielarten.

Axel Klemmer, geb. 1963, ist Diplom-Geograf und beschäftigt sich seit Beendigung des Studiums in München auch beruflich mit den Bergen, früher als Redakteur bei alpinen Fachzeitschriften („Bergsteiger" und „Berge"), heute als freier Autor. Mehr als das Bergsteigen und die Bergsteiger interessiert ihn das Gebirge selbst: als Wohn-, Wirtschafts- und Verkehrsraum, als Sport- und Konsumtempel, als Wohlstandsbastion und Fluchtburg des zeitgenössischen Biedermeier.

Waltraud Krainz, Dr., Kulturwissenschaftlerin; wohnt in Kärnten, mit freiem Blick auf die Grenzberge zu Slowenien; sie kletterte 1994 als erste Kärntnerin im 9. Grad und nahm bei Sportkletterwettkämpfen teil; in dieser Zeit gründete sie „Courage", den ersten österreichischen Bergsportverein für Frauen; ging Skitouren in den Ostalpen, Westalpen, Kanada; liebt die Alpen-Adria-Region, das Oberengadin und ihre beiden Australian Shepherds; Dissertation, diverse Publikationen und Vorträge zum Thema Berg und Bergsteigen.

Martin Krauß, geb. 1964, freier Sportjournalist in Berlin, schreibt für die „Jüdische Allgemeine Wochenzeitung" und „die tageszeitung". Letzte Buchveröffentlichung: „Der Träger war immer schon vorher da. Die Geschichte des Wanderns und Bergsteigens in den Alpen" (2013).

Nicholas Mailänder, 66 Jahre, Bergsteiger und Kletterer, Diplompädagoge, Redakteur bei ALPIN-Bergwelt 1989–1991, 1991–1999 beim DAV zuständig für den Arbeitsbereich Klettern und Naturschutz, seit 1999 freier Schriftsteller und Journalist und 2008–2012 Geschäftsstellenleiter des Kuratoriums Sport und Natur. Mailänder veröffentlichte zahlreiche Publikationen zu alpinhistorischen Themen, so 2003 „Hart am Trauf – 100 Jahre Klettern auf der Schwäbischen Alb" und 2006 „Im Zeichen des Edelweiß – die Geschichte Münchens als Bergsteigerstadt".

Rudolf Alexander („Rudi") Mayr, geb. 1956 in Tirol. Der ehemalige Extrembergsteiger lebt heute als Schriftsteller und Immobilienentwickler in Innsbruck; seit mehr als dreißig Jahren bereist er als Expeditionsleiter regelmäßig Nepal und den Himalaya. Zuletzt veröffentlichte er „Lächeln gegen die Kälte. Geschichten aus dem Himalaya" (Innsbruck 2014). www.rudi-mayr.at

Müsste **Dominik Prantl,** Jahrgang 1977, irgendwelche Preise an Alpinisten verleihen, würde er am ehesten den kälteresistenten Überlebenskünstler namens Gletscherfloh auszeichnen – dicht gefolgt von Steinbock, Yeti und Murmeltier. Weil der diplomierte Wirtschaftsgeograf aber als Journalist und Autor arbeitet, versucht er weiterhin, mehr zu beschreiben als zu urteilen.

Andreas Putzer studierte Ur- und Frühgeschichte am Institut für Archäologien der Universität Innsbruck. Seit über zehn Jahren ist er an diversen Forschungsgrabungen im Hochgebirge beteiligt. Zurzeit Leiter des Forschungsprojektes „Prähistorische Besiedlung und Ökonomie inneralpiner Hochtäler am Beispiel des Schnalstals" in Zusammenarbeit mit Südtiroler Archäologiemuseum, Amt für Bodendenkmäler der Provinz Bozen und dem Institut für Botanik Universität Innsbruck.

Hans Dieter Sauer, geb. 1941, war nach dem Studium der Geophysik in der Entwicklungshilfe tätig. Von 1976 bis 1982 versuchte er sich auf den Spuren von Herbert Tichy an einer Alleinbesteigung des Cho Oyu und schaffte es im letzten Anlauf bis auf das Gipfelplateau. Seit 1989 arbeitet er als freier Journalist über naturwissenschaftliche Themen. Letztmalig verbrachte er im Frühjahr 2014 zwei Monate im Khumbu.

Barbara Schaefer, geb. 1961 in Heidenheim, studierte in München und Bologna Germanistik und Theaterwissenschaften. Sie arbeitete als Feuilletonistin in München und als Redakteurin der Zeitschrift BERGE in Weyarn. Trotz aller Liebe zu den Alpen zog sie 1997 nach Berlin. Sie bereist von der Großstadt aus die Berge der Welt; als freie Autorin und als Tiroler Bergwanderführerin. Gar nicht so absurd, findet sie, schließlich waren es Stadtmenschen, die die Berge erschlossen. Mit dabei auf allen Reisen ist ihr Cyanometer.

Martin Scharfe, Dr. phil. habil., Volkskundler, Universitäts-Professor für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft. Geb. 1936 in Waiblingen (Württemberg). Zunächst Volksschullehrer. Dann Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte, Soziologie etc. in Tübingen. Promotion 1968, Habilitation 1981. Hochschultätigkeit in Tübingen (1968–1985) und Marburg (1985–2001). Gastprofessuren in Stockholm, Graz und Innsbruck. Lebt und arbeitet in Marburg an der Lahn. – Einige seiner Bücher: „Wegzeiger. Zur Kulturgeschichte des Verirrens und Wegfindens" (1998); „Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850" (2007); „Bilder aus den Alpen. Eine andere Geschichte des Bergsteigens" (2013).

Johannes Schmid, geb. 1982, der ehemalige Bundeswehroffizier und studierte Sportwissenschaftler aus Bad Kötzting vertritt als begeisterter Skibergsteiger und Bergsportler seit 2015 den DAV beim internationalen Verband der Skibergsteiger ISMF im Management-Komitee.

Hanspeter „Jesus" Schrattenthaler, geb. 1961 in Brixlegg, hat über 200 Freikletterrouten bis zum zehnten Grad im Fels und Eis der Ostalpen erstbegangen; Experte in Sachen prähistorischer und historischer Bergbau; gemeinsam mit Dr. B. Rieser hat er als Buchautor das Standardwerk „Prähistorischer Bergbau im Raum Schwaz/Brixlegg" (Edition Tirol) verfasst; Berater und Darsteller mehrerer Dokumentarfilme über Bergbau, Ötzi, den „Mann vom Hauslabjoch" (für BBC, Servus TV und andere).

Karin Steinbach Tarnutzer, geb. 1966 und bei München aufgewachsen, war von Kindheit an in den Bergen unterwegs. Die Literatur- und Kommunikationswissenschaftlerin arbeitete in fünfzehn Verlagsjahren in München und Zürich mit zahlreichen Alpinisten und Bergbuchautoren zusammen. Seit 2001 lebt sie als freie Journalistin (u. a. für „Panorama", „Neue Zürcher Zeitung"), Buchautorin und Lektorin in St. Gallen. 2015 führte sie eine Iranreise in mehrere Klettergebiete sowie auf den Gipfel des Damavand.

Florian Trojer, geb. 1975 in Bozen, Studium der Geschichte in Innsbruck, seit 2006 Mitarbeit an verschiedenen Alpenvereinsprojekten im Bereich Archiv und Kultur, seit 2010 Sachbearbeiter im Referat Kultur des Alpenverein Südtirol.

Marco Volken ist Fotograf und Autor mit Schwerpunkt Alpinismus und Alpingeschichte. Zum Thema Berghütten hat er mehrere Werke verfasst, darunter: „Hütten der Schweizer Alpen" (SAC Verlag, 2015), „Die Hütten des Schweizer Alpen-Club" (AS und SAC Verlag, 2013) und das Kapitel zur Hüttengeschichte im Jubiläumsband „Helvetia Club – 150 Jahre Schweizer Alpen-Club" (SAC 2013). Er lebt in Zürich. www.marcovolken.ch.

Heinz Zak siehe Factbox Seite 69.

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die VerfasserInnen tragen Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Ältere Jahrgänge des Jahrbuchs (Zeitschrift) des Alpenvereins {und vieler anderer alpiner Periodika} finden Sie auch online auf den Internet-Seiten der Universitätsbibliothek Innsbruck und der Österreichischen Nationalbibliothek unter www.literature.at (1870–1998) {mit Volltextsuche} und unter www.anno.onb.ac.at (1872–1937).

© 2015
Herausgeber: Deutscher Alpenverein, München, Österreichischer Alpenverein, Innsbruck, und Alpenverein Südtirol, Bozen
Jahrbuchbeirat: Melanie Grimm (DAV), Georg Hohenester (DAV), Friederike Kaiser (DAV), Gerold Benedikter (ÖAV), Ingrid Hayek (ÖAV), Ingrid Beikircher (AVS), Evi Brigl (AVS)

Inhaltliches Konzept, Text- und Bildredaktion: Anette Köhler, Tyrolia-Verlag, Innsbruck
Grafisches Konzept: Gschwendtner & Partner, München
Layout und digitale Gestaltung: Studio HM, Hall in Tirol
Coverabbildungen: Bergahorn vor der Spritzkarspitze im Karwendel (oben); Hallerangerhaus mit Speckkarspitze und Großem Lafatscher (unten). Umschlagrückseite: Lamsenhütte und Lamsenspitze.
Alle Fotos: © Heinz Zak

Lithografie: Artilitho, Trento (I)
Druck und Bindung: L. E. G. O., Vicenza (I)



Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine internationale Non-Profit-Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Alpenvereinsmitglieder erhalten mit diesem Band die AV-Karte 5/2 Karwendelgebirge, Mittleres Blatt im Maßstab 1:25.000 (9. Ausgabe 2015).

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: Tyrolia-Verlag, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, www.tyrolia-verlag.at

ISSN 0179-1419
ISBN 978-3-7022-3467-6